Joanna Pianka & Veronika Suschnig Kollektive Erinnerung als Archiv urbaner Identität

Kollektive Erinnerung als Archiv urbaner Identität

Joanna Pianka
Veronika Suschnig

]a[akademie der bildenden künste wien

Institut für Kunst und Architektur

Kollektive Erinnerung als Archiv urbaner Identität

Joanna Pianka
Veronika Suschnig

Masterarbeit

zur Erlangung des akademischen Grades
Master of Architecture
MArch

betreut von:
Univ.-Prof. Alessandra Cianchetta
Dipl.-Ing. Antje Lehn

Wien, 2020

„So Long, and Thanks for All the Fish!“

We headed out for a straightforward Diploma and ended treading on a path covered with toads, memories, wonderful chaos and even a pandemic. Of course we were not the ones for a normal graduation, but this chapter proved it once more.

Antje and Alessandra, thank you for your wise help, council and your close listening. Without you, we wouldn’t have heard our own thoughts in such detail!

And last, but not least, to the many contributors of this project and exhibition – in particular Denny and the team of the library:

THANK YOU!

I’m particular grateful to Anatol, Milka, Hanni & Wolfi for supporting me all these years. Joanna, after 15 years of friendship and this project - you’ll be stuck with me forever!

Veronika

My sincere thanks go to all, who believed in me and in this project. To Anika, thank you for your understanding and support. Veronika, for all the patience, wake-up calls and the focus on the goal ahead: it was a very intense and highly enriching journey with the best partner that one can wish for.

Joanna



Zusammenfassung

Wie wird ein Ort sinnlich wahrgenommen, der eine besondere Vielschichtigkeit von Ereignissen und Geschichte(n) aufweist? Wie kann man seine erfahrungsbasierten und atmosphärischen Ebenen sichtbar machen? Und was bleibt im Zuge der Umgestaltung eines Ortes von seiner Geschichte übrig? Wie können wir als Künstler_innen und Architekt_innen die Aufgabe wahrnehmen, die Schichten von Transformationen und Rekonstruktion eines Ortes freizulegen?

Das ehemalige Nordbahnhof-Areal in Wien wird als Palimpsest verschiedenster Zeit- und Ort-Ebenen zum Untersuchungsgebiet der kollektiven Erinnerung eines Ortes. Die ihn überwuchernde Stadtwildnis – Wienerisch *Gstettn* genannt – ist per se ein Zwischenzustand von Nutzungsformen von Raum, deren Spuren mit der Zeit überwachsen werden. Transformationsprozesse, Naturgewalten, Kriege und Industrie haben das Gelände und seine Zeitzeugen geprägt.

Wir erörtern Prozesse hinter der Geschichtsschreibung und stellen die Bedeutung der Bewahrung und Vermittlung des kollektiven Gedächtnisses in Verbindung mit einem bestimmten Ort zur Diskussion. Wahrnehmung, kulturelle Aneignung und Erinnerung sind die Grundlagen der gesellschaftlichen Produktion von Raum.

Mit verschiedenen bildgebenden Verfahren, der Weiterverarbeitung, Verzerrung und Neuanordnung von Vergangenheit und Gegenwart – ihrer verschiedenen Perspektiven – setzen wir die *imagines agentes* (handelnde Bilder) des individuellen und kollektiven Gedächtnisses neu zusammen. In einer Ausstellung werden diese Erzählungen, Archivalien und Artefakte mit den Fundorten vielschichtig verwoben und neu kontextualisiert. Fotografie, Siebdruck, Film und Zeichnung werden bewusst als Medien für dieses Projekt gewählt. Abbild und Projektion übernehmen die Funktion von Erinnerungsträgern und neuen Wahrnehmungsebenen. Die Zusammenstellung versteht sich als Archiv von Raumwahrnehmung und kollektivem Gedächtnis.

Abstract

How can we experience the history of a place through our immediate senses? How can we perceive events that have happened there? Who and where are the witnesses of a place and what are our means of uncovering, then depicting, and triggering that atmosphere? How do we uncover the layers of transformations and reconstructions on a place? Is that the job of us as artists and architects?

The former railway grounds, the Nordbahnhof in Vienna, is a palimpsest of various time. It is our area of investigation for the collective memory of a place. The overgrowing urban wilderness – called in Vienna *Gstettn* – is an intermediate state between different forms of use per se, which past traces are overgrown by time. Processes of transformation, forces of nature, wars and industry, all have shaped this site and its witnesses.

We discuss processes behind the codification of history and the significance of preservation and mediation of collective memory linked to a specific place. Perception, cultural appropriation and memories are the foundations of its social constitution.

With the use of different imaging techniques, further processing, distortion and rearrangement of past and present, of various perspectives, we compose the *imagines agentes* (acting images) of individual and of collective memory. We create a recontextualisation of history and memory through the making of an exhibition as an archive of spatial perception and collective memory. Photography, screen print, film and drawing are deliberately chosen as media for this project. Image and projection take over the function of memory carriers and new levels of perception. The compilation sees itself as an archive of spatial perception and collective memory.

VORWORT 1

PROTAGONIST_INNEN 5

Bahnhof 6
Gstettn 8
Wasserturm 10
Nordbahnhalle 12
Alm (Skatepark) 14
Kohlenrutschen 16
Ein subjektiver Spaziergang 20

ERINNERUNGSORTE 27

Erinnerungen: Konstruiert und kollektiv 28
Orte der Geschichte(n) 32
Alois Beer: Beschreibung einer Reise 38
Die Kaiser-Ferdinand-Nordbahn 43
Ein Spaziergang um 1830 48

PARTIZIPATION 51

Partizipation 52
Aneignungen auf Wienerisch 56
Wien: Partizipation und Stadtentwicklung 62
Masterplan Nordbahnhof 64
Die Nordbahnhalle als Ort der Partizipation 69
Kritik der partizipativen Prozesse 74

SAMMELN UND BEWAHREN 77

Erinnern und Vergessen im Archiv 78
Nordbahnhof Erinnern 84
Mnemosyne 87
Der Mann, der nie etwas wegwarf 90
Der Postkartensammler 94

ÜBERWUCHERN UND ZERSTÖREN 97

Die Gstettn im Stadtraum 98
Überflutung und Besiedlung 98
Die Gstettn - Ein Kommentar 106
Leopoldstadt und seine jüdische Geschichte 119
Deportiert vom Nordbahnhof 124
Der verlassene Bahnhof 127
Rothschild: Abbruch einer Geschichte 129
Unantastbare Ruinen 132
Die Freie Mitte 134
Die Madeleine-Episode 136

HABITUS UND RAUM 143

Die menschlichen Sinne 144
Alm Skatepark 148
Mein Lieblingsteil - Die Gehsteigkante 152
Patina und Glätte 155
Der Blick aus dem Fenster 162
Nostalgie 165
Max Winter: Im Kohlenhof der Nordbahn 170

URBANE ARTEFAKTE 173

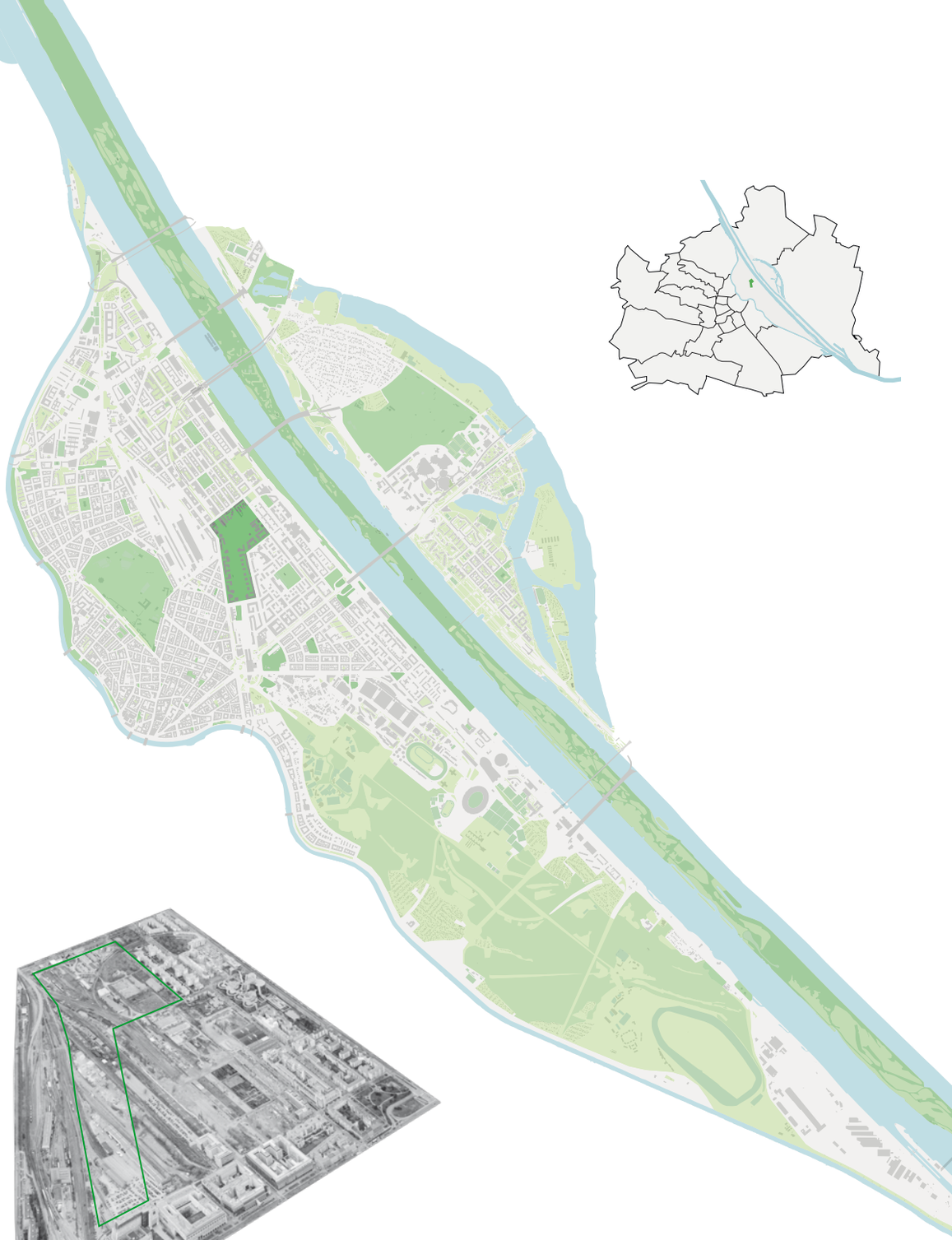
Denkmalschutz 174
Monolog in der Drehscheibe 180
Die Simulation des Realen 185
Einfach sprengen! 188
Der Rudolf-Bednar-Park - Ein Simulacrum? 191
Zivilisationsbilder 194

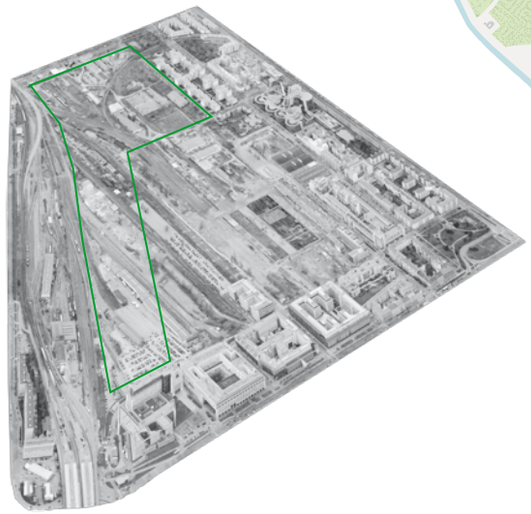
AUSSTELLUNG 197

ANHANG 255

VORWORT

Das Nordbahnhof-Gelände in Wien ist ein Gebiet, das im Laufe seiner Geschichte massive Transformationen durchlebte. Zur Zeit der ersten römischen Siedlungen lag es im Augebiet der stark variierenden und weit ausufernden Donauarme. Gegen Ende des Mittelalters führte der Hauptstrom des Flusses mitten durch das Gelände und begann sich langsam in den Norden zu verschieben. Die Stadt Wien begann über ihre Stadtmauern hinaus zu wachsen und ihr Schutz wurde in der Zeit der Belagerung durch das Osmanische Heer ausgeweitet. Einem Fischerdorf, dem Schiffsbau und Militär folgte die Aufschüttung, Befestigung und Besiedlung des Geländes. Im Überflutungsgebiet befand sich das jüdische Ghetto, Armenquartiere aber auch Jagdgebiete des Adels. In Folge der Industrialisierung stieg die Bevölkerungszahl Wiens rapide an. Die notwendige Versorgung mit Kohle und die Schaffung von Transportwegen in den Norden führten zur Entscheidung, die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn und damit die wichtigste Strecke der k. u. k.-Monarchie zu bauen. Der Bahnhof wurde mehrfach ausgebaut und diente in den zwei Weltkriegen als Lazarett und Versorgungsstätte. In den letzten Kriegsjahren des zweiten Weltkriegs wurde die jüdische Bevölkerung von hier aus in Konzentrationslager deportiert. 1945 schwer beschädigt und zum Frachtenbahnhof umgewidmet, verlor die Strecke in den damaligen Ostblock an Bedeutung. Umstrukturierungsmaßnahmen bewirkten einen langsamen Rückzug der Bahn. In den 1980er Jahren wurde ein Teilgebiet zur Bebauung freigegeben, große Bürokomplexe und Wohnbauten wurden errichtet. Durch die fehlende Nutzungsmischung konnte das Gebiet nicht aufgewertet werden. Heute steht ein Teil der Bürogebäude wieder leer. 2010 wurde der Bahnbetrieb seitens der ÖBB eingestellt, bis dahin hatte sich Wildwuchs der Natur auf den ungenutzten Flächen ausgebreitet. Informelle Nutzungen auf sich selbst überlassenen und teilweise zugänglichen Gstettn nahmen zu. Auf dem Gebiet fand sich ein selbst gebauter Skatepark, es wurde auch zum Rückzugort für Obdachlose und Flüchtlinge, Naherholungs- und Abenteuergebiet für Familien, Hundebesitzer_innen, Kinder und Jugendliche. Die Diskussion um den Erhalt der großen verwilderten Landschaft auf den langsam verschwindenden Überresten des alten Bahnhofs führte 2014 zum Masterplan, der die Freihaltung eines großen Teils der Fläche vorsieht. Das zur Zwischennutzung als Informationszentrum für Stadtentwicklung adaptierte Lagergebäude wurde unter dem Namen Nordbahnhalle zum Grätzlzentrum. Dieses wurde nach zwei Jahren im Sommer 2019 wieder geschlossen und im Zuge von Brandstiftung abgetragen. Derzeit entsteht rundherum ein neues Wohngebiet für 20.000 Menschen. Die weitläufigen Bautätigkeiten verändern das Gebiet von Tag zu Tag. Dieser Prozess löst in der Nachbarschaft emotionale Reaktionen aus, viele bedauern, dass nun Geschichte endgültig verlorengeht.





PROTAGONIST_INNEN

BAHNHOF

1838 wurde die durch Salomon Rothschild finanzierte Kaiser Ferdinands-Nordbahn mitsamt dem Nordbahnhof als Kopfbahnhof im zuvor nach Wien eingemeindeten 2. Bezirk eröffnet. Aufgrund der Hochwassergefahr der unregulierten Donauarme wurde das Gelände erhöht gebaut. Das Bahnhofsgebäude befand sich am Anfang der Nordbahnstraße (damals Forstmeisterallee) zum Praterstern hin. Nach der Anbindung an die mährischen Kohlevorkommen entwickelte sich ein florierender Güterbetrieb. Schnell war klar, dass der Bahnhof im Zuge der Industrialisierung und des Wachstums der Stadt zu klein wurde. Der Bahnhof wurde daher erweitert. 1865 wurde das prunkvolle, im maurischen Stil gehaltene Gebäude nach dem Entwurf von Theodor Hoffmann eröffnet.

In seiner dritten Ausbauphase um 1890 wurde der Bahnhof erweitert. In den Weltkriegen diente er samt abgestellten Waggons als Lazarett für Verwundete, welche mit der Bahn aus dem Norden ankamen und je nach Verletzungsgrad notversorgt oder mit eigens umgebauten Straßenbahnzügen in Spitäler weitertransportiert wurden. Ab 1943 wurden die Abtransporte der jüdischen Bevölkerungsgruppe Wiens vom Postbahnsteig des Nordbahnhofs durchgeführt (zu diesem Zeitpunkt größtenteils nach Auschwitz und Minsk / Maly Trostinec). Während der Bombardements im letzten Kriegsjahr wurde das Bahnhofsgebäude stark beschädigt, aber nicht zerstört.

Nach 1945 hatte die Nordbahn an Bedeutung verloren und der Bahnhof wurde zum reinen Frachtenbahnhof umfunktioniert. Die Grenzen in die Tschechoslowakei waren geschlossen, die Nordbrücke zerstört, auch der Kohlehandel verlor an Bedeutung. Der einstige Prunkbahnhof der k. u. k.-Monarchie wurde zum Abstellgleis. Um das Gelände weiter zu erhalten, wurden nicht mehr benötigte Gebäude als Lager an Firmen vermietet, Gleiskörper zum Teil abgebaut und durch Parkplätze und Abstellflächen ersetzt. Wildwuchs begann die Brache zu erobern. 1979 wurde ein Teilbereich zur Bebauung freigegeben, 1994 wurde ein Masterplan für das zukünftige Wohnviertel erstellt, 2010 zog sich die ÖBB komplett aus dem Gebiet zurück. Zurück blieb ein Rest an Gleiskörpern, einigen Lagerhallen, dem historischen Wasserturm und den Befestigungen der *Kohlenrutschen*. Rundherum entwickelte sich eine riesige *Gstettn*, die laut dem Leitbild *Freie Mitte* als Park integriert werden soll.[1]

1 Haas, Franz: Der Wiener Nordbahnhof. Wien: Sutton, 2006. S. 3-4; 22; 83-84; 108; 114; 169; 189



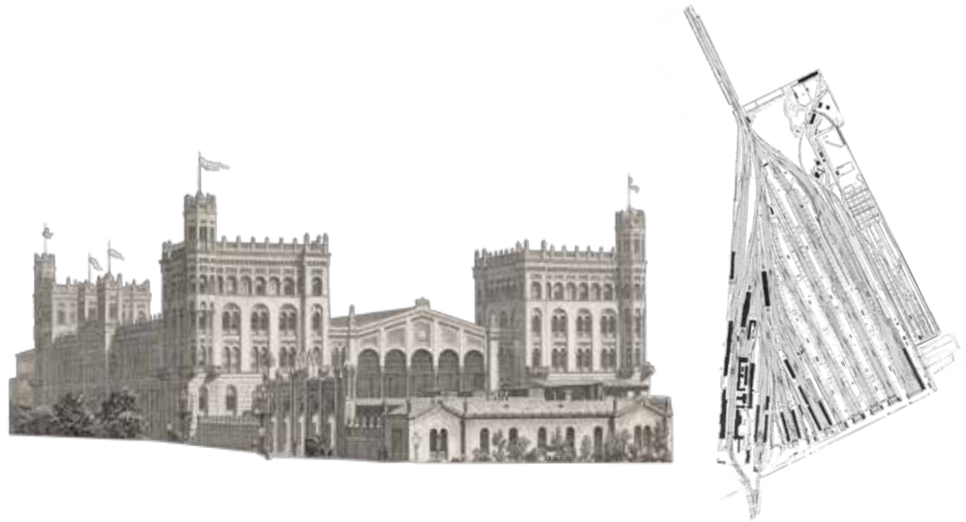


Abb. o.: Rippl, Peter: Ansicht des Nordbahnhofs, 2015
Abb. l. u.: Bültemeyer, Heinrich: Der Nordbahnhof in Wien. Stahlstich. Wien, 1870
Abb. r. u.: Plan des Nordbahnhof-Geländes. Sammlung Haas. Wien, 1844

GSTETTN

Die so genannte *Gstettn* am Nordbahnhof-Areal ist das Resultat jahrelanger Überwucherung des zuerst zum Teil, später ganz stillgelegten Bahnhofs durch Pionierpflanzen. Sie ist Folge einer unkontrollierten Ausbreitung auf teils versiegeltem und kontaminierten Gelände. Eine *Gstettn* ist umgangssprachlich ein ungepflegter Park oder auch eine überwachsene Brache. Früher wurde der Begriff für ufernahe bewachsene Gelände verwendet.

Der Nordbahnhof wurde nach dem Zweiten Weltkrieg nur noch als Frachtenbahnhof genutzt und verlor im Laufe der Jahre an Wichtigkeit. Es war aber aus logistischen Gründen zum Teil nicht möglich, größere Abschnitte des Gebietes nach und nach aufzugeben, sondern es entstanden Lücken mit ungenutzten Gebäuden und Brachen. Bis 2010 war der Bahnhof offiziell in Betrieb, aber zu diesem Zeitpunkt hatte ihn die Natur bereits großteils zurückerobert.

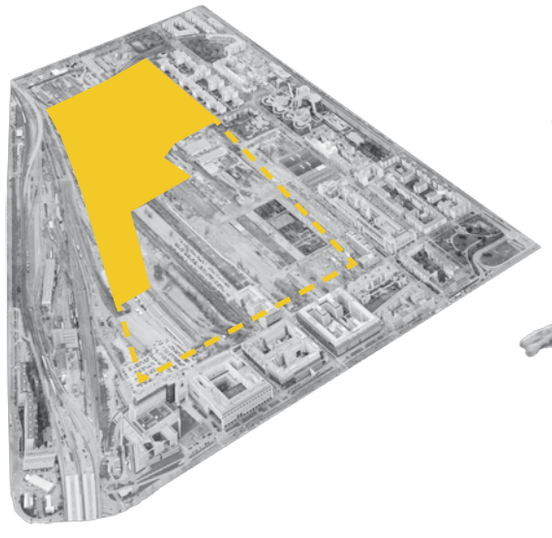




Abb. l.: Bing Maps Vorgelperspektive - Ausschnitt
Abb. r. u.: Hill, C.: Wechselkröte am Nordbahnhof



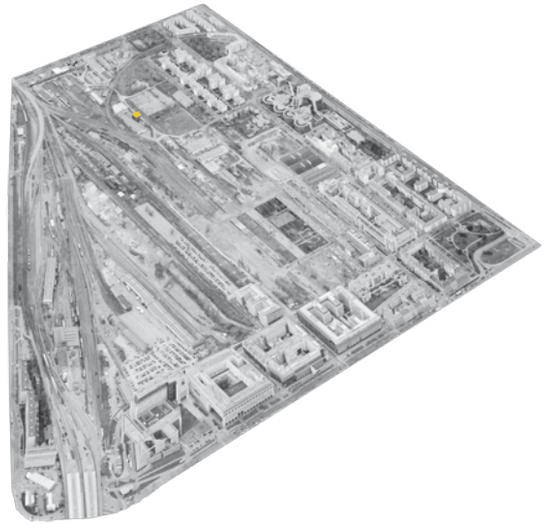
Geschützte Zauneidechsen und Wechselkröten eroberten die Landschaft und mussten im Zuge der Ausbautätigkeiten umgesiedelt werden.[1] Auch der massive Wuchs von Pappeln prägte das Gelände. Schnell treibende und robuste Wildpflanzen ließen den Bahnhof langsam verschwinden. Die Ausgestaltung der Bepflanzung der *Freien Mitte* ist noch offen. Klar ist, dass eine *Gstettn* nicht planbar ist und nicht mit einem gewöhnlichen gepflegten Park vergleichbar ist. Sie ist aber auch kein naturbelassenes Gebiet, sondern normalerweise ein rein temporärer Zustand.

1 ORF Nachrichten - Online-Ausgabe: Nordbahnhof: Krötenproblem gelöst. 24.4.2018. https://wien.orf.at/v2/news/stories/2907945/
Abb. o.: Die Grünen Leopoldstadt: Nordbahnhof im Juni 2011

WASSERTURM

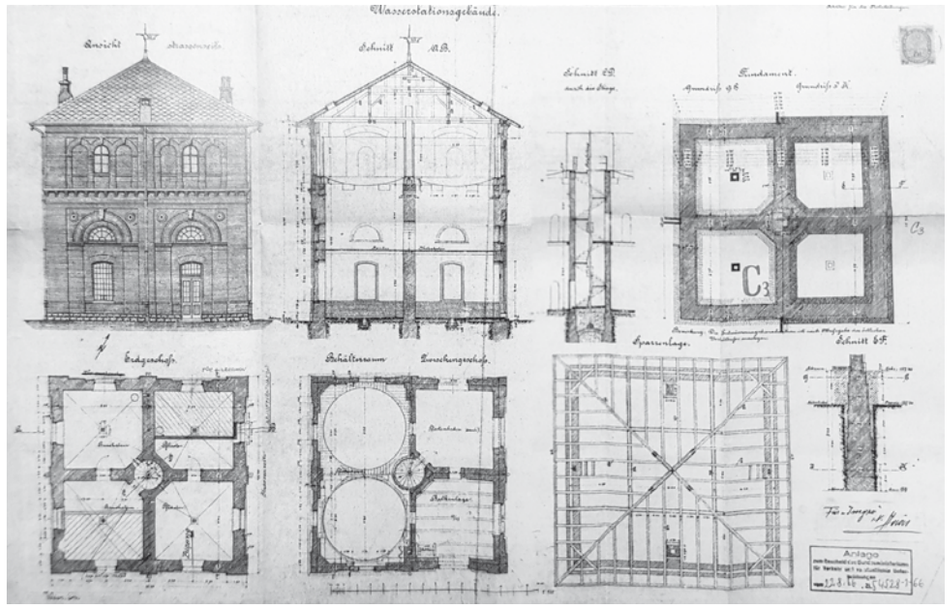
Das Wasserstationsgebäude, besser bekannt als Wasserturm oder Wasserbeladungsstelle, ist das einzige erhaltene Gebäude des historischen Bahnhofes in seiner zweiten Ausbauphase. Er wurde 1890 im Zuge einer Erweiterung zusammen mit einem neuen Magazingebäude und einer Ölgasanlage errichtet.[1]

Aufgrund der ständigen Transformationen kam es vermehrt zu Abrissen und Neubauten am Gelände. Die funktionalen Backsteingebäude wurden lange nicht als schützenswert wahrgenommen. Der Wasserturm überdauerte durch seine lange Nutzungsdauer und der Tatsache, dass er der nachfolgenden Nutzung und Bebauung des Bahnhofs nie im Weg stand. Das Gebäude ist durch seine Nutzung mit Wassertanks vertikal angelegt. Nach seiner Stilllegung begannen die Dachkonstruktion und der Innenbereich zu zerfallen. Die Außenhülle (mit Spuren des Zweiten Weltkriegs) blieb intakt.





1 Haas, Franz: Der Wiener Nordbahnhof. Wien: Sutton, 2006. S. 55
Abb. l.: Bing Maps Vorgelperspektive - Ausschnitt
Abb. r.: Schimek, Erich J.: 1020 ehem. Frachtenbahnhof Wien Nord (Nordbahnhof) mit Wasserturm



Der Dachstuhl wurde 2012 komplett erneuert, nachdem bereits Pappeln durch die Löcher im Dach herausgewachsen waren.[2] Die konkrete Nachnutzung ist unklar, da die dicken Wände und fehlende Zwischengeschosse sich für eine öffentliche Nutzung als schwierig darstellen.

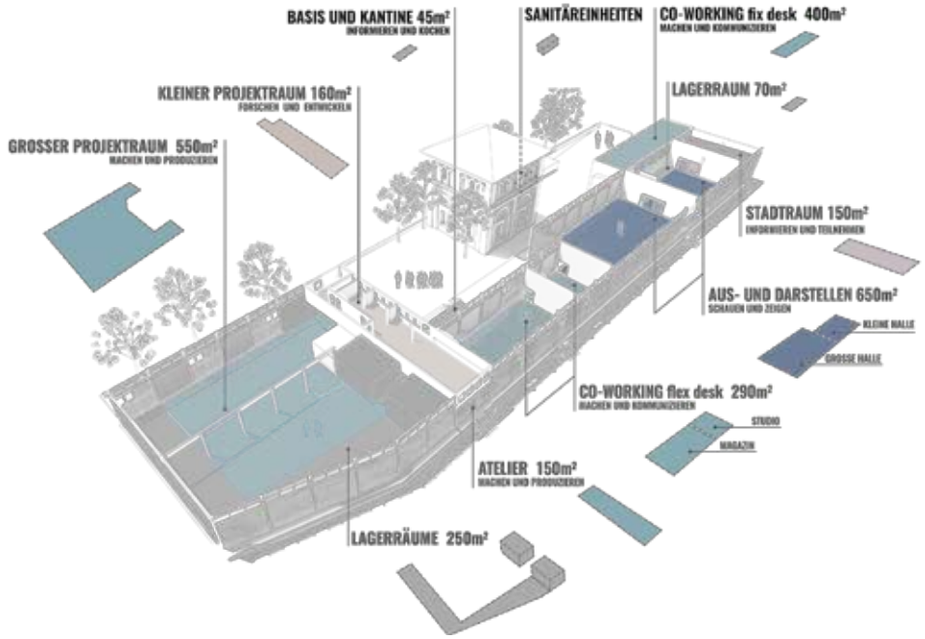
Bei einem Spaziergang im Jahr 2013 kommentierte ein nicht genannter Besucher: *„Im Inneren des normalerweise geschlossenen Bauwerks mit dicken Ziegelmauern ist es dunkel: Es stinkt sogar noch im kühlen November bestialisch nach Taubenkot. [...] Das denkmalgeschützte Gebäude wird zur dauerhaften Nutzung noch einige Herausforderungen an involvierte Planer und Architekten aufgeben. Die dicken Mauern und fehlenden Etagen werden eine Adaption erfordern: Auch Fenster müssten neu eingefügt werden. Statt der dort lebenden Straßentauben wäre es sinnvoll, die seltene Dohle (Turmdohle) anzusiedeln. Diese entdecken gerade das Nordbahnhof-Areal.“*[3]

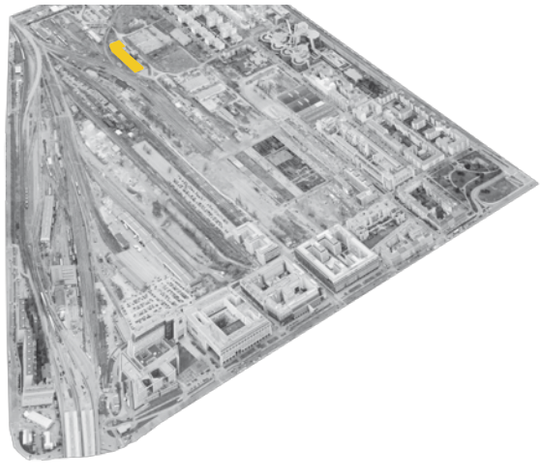
2 Lebenswerter Nordbahnhof - Website: Besuch im Wasserturm. https://nordbahnhof.wordpress.com/tag/wasserturm/ 1.12.2013
3 Anonymer Kommentar zum Besuch des Wasserturms im Rahmen einer ÖBB-Führung am 20.11.2013. https://nordbahnhof.wordpress.com/tag/wasserturm/
Abb.: Pläne für den Wasserturm. In: Haas, Franz: Der Wiener Nordbahnhof. Wien: Sutton, 2006. S. 53

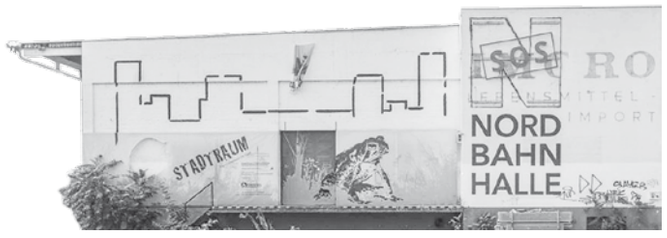
NORDBAHNHALLE

Eine ehemalige Lagerhalle, welche über einige Jahrzehnte von den ÖBB an den Lebensmittelgroßhändler *IMGRO* untervermietet war, wurde 2018 im Rahmen eines Zwischennutzungsprojektes der TU Wien als temporäres Stadtlabor und Veranstaltungsort adaptiert. Bei der Halle handelte es sich um einen mehrteiligen länglichen Zweckbau aus Stahlbeton und Ziegeln mit einer hölzernen Dachkonstruktion. Der Adaptierung folgten zwei Saisonen mit ca. 500 Veranstaltungen und 200.000 Besucher_innen. Ein Teilabriss aufgrund des Baus einer Straßenbahn-Schleife und die bis dahin nur als temporär angedachte Nutzung der Halle lösten Diskussionen rund um ihren Erhalt als Veranstaltungsort aus.[1] Am 10.11.2019 wurde in der Halle von Unbekannten Feuer gelegt.[2] Die zerstörte Halle musste danach komplett abgetragen werden.









1 Rauth, Elke; Laimer, Christoph: Die Nordbahnhalle auf dem Weg zum Stadtteilzentrum. In: dérive N° 77, 10-12/2019 - Online-Ausgabe. https://derive.at/texte/nordbahnhalle-stadtteilzentrum/

2 Kautzky, Mathias: Großbrand der Nordbahnhalle war gelegt. In: Bezirkszeitung Leopoldstadt - Online-Ausgabe. 22.1.2020. https://www.meinbezirk.at/leopoldstadt/c-lokales/grossbrand-der-nordbahnhalle-war-gelegt_a3882423

Abb. l.: Rastl, Lisa: Care + Repair. A Public Workspace by the Architekturzentrum

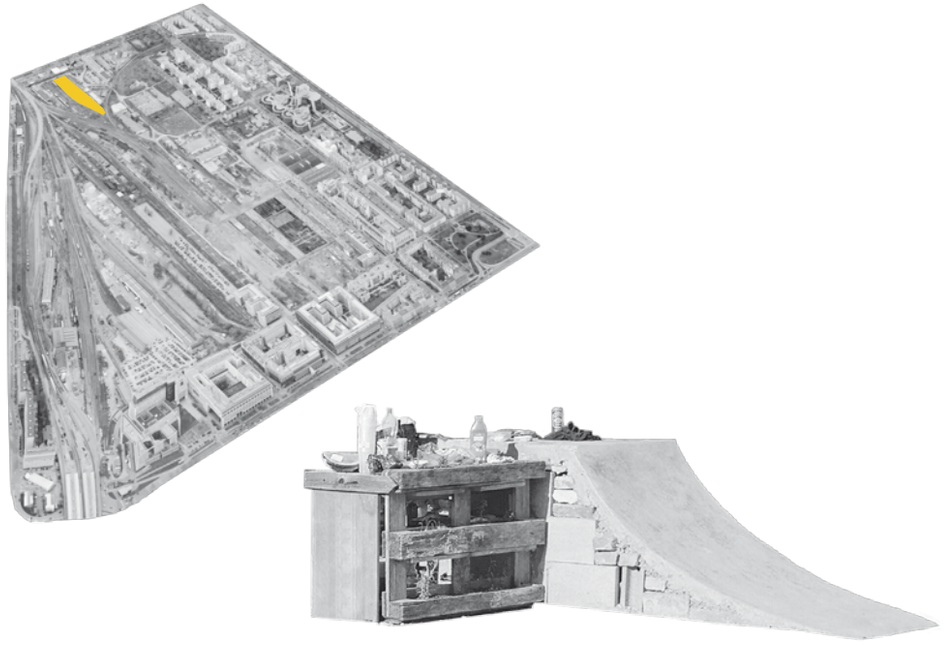
Abb. r. o.: design.build-Studio: Umbau- und Nutzungsplan der Nordbahnhalle. 2017

Abb. r. u.: Novy, Gilbert: Nordbahnhalle. In: Kurier - Online-Ausgabe: Total-Abriss gestoppt: 100.000 Euro für Wiener Nordbahnhalle. 11.9.2019

ALM (SKATEPARK)

Auf der ebenen Grundfläche einer ehemaligen Lagerhalle wurden 2014 durch die dortige Skater-Community in Eigeninitiative einige selbst entworfene Skate-Rampen gebaut. Am Gelände schien dies niemanden zu stören, also weitete man die Bautätigkeiten aus. Im Sommer 2014 wurde der Park ohne Vorankündigung seitens der Grundeigentümerin ÖBB abgerissen. Dies führte wiederum zur medialen Aufmerksamkeit und der darauf folgenden Forderungen nach einer Rückkehr des Skateparks.[1]

Über die *einfach – mehrfach*-Plattform der Stadt Wien für Zwischennutzungen wurde ein temporärer Mietvertrag und eine Förderung für den Neubau der Anlage erwirkt. Das Projekt wuchs und wurde um einen Gemeinschaftsgarten, einen Grillplatz mit Kochstation, einen Fitnesstrainingsbereich und ein Baumhaus erweitert. In der größten Ausbauphase hatte der Park 3200m².[2]



1 Sandholzer, Fabian: Zwischen Recht auf Stadt und Creative City - Das Projekt „Alm DIY“ im Kontext aktueller Diskussionsfelder rund um informelle Urbanismen und Stadtentwicklung. Innsbruck: Leopold-Franzens-Universität, 2017. S. 75

2 Ebd. S. 76

Abb. u.: Aux, Mario: ALM DIY 2015



International bekannte Mitglieder der Skaterszene und Graffitikünstler_innen wurden auf die *ALM* aufmerksam, da die selbst gebauten Objekte immer professioneller entwickelt und gefertigt wurden. Durch die Arbeit an der *ALM* entstand auch die erste österreichische Skatepark-Baufirma *Spoff Parks*.[3]

Nach Auslaufen des Vertrages im Frühjahr 2016 kam es zu keiner Einigung zwischen Bezirkspolitik, ÖBB und den Initiator_innen, welche daraufhin den Park verließen. Die Fläche soll in Zukunft in die *Freie Mitte* integriert werden, wird also nicht bebaut. Anrainer_innen nutzten die Anlage aber weiter und setzten sich für ihre Erhaltung ein. Begleitet von Protesten wurde die *ALM* 2017 abgerissen.[4]

3 Die ALM. Website der ALM DIY-Initiative. http://almdiy.at/#19

4 Minkin, Christa: Skatepark am Wiener Nordbahnhof abgerissen. In: Der Standard - Online-Ausgabe. 21.9.2017. https://www.derstandard.at/story/2000064369718/wien-skatepark-am-nordbahnhof-abgerissen

Abb.: Pufler, Karl: Skatepark ALM. In: Nordbahnviertel: Skaterpark vor dem Aus. Bezirkszeitung - 3.3.2016.

KOHLENRUTSCHEN

Der Hauptgrund für die Errichtung der Kaiser Ferdinands-Nordbahn war die Erschließung der nordmährischen Eisen- und Kohlevorkommen. Die auf dem damaligen Überschwemmungsgebiet gebauten Gleise wurden zu ihrem Schutz um ca. 4,5 m erhöht gebaut. Um die Kohle aus den Waggons zum weiteren Transport zu befördern, war es am einfachsten, sie auf so genannte *Kohlenrutschen* abgleiten zu lassen. Viele Bahnarbeiter waren an der Waggon-Entladung ausschließlich mit dem Umladen der Kohle beschäftigt. Die einzelnen *Kohlenhöfe* waren durch dicke Mauern abgetrennt, die Rutschen selbst durch massive Steinaufbauten befestigt. Einige der Kohlenhöfe waren mit Holzkonstruktionen abgedeckt und so vor Witterung geschützt. Durch ihre Größe waren sie bis vor kurzem markante Elemente der Topographie des Nordbahnhofs.

Durch den Rückzug der Kohleindustrie wurden die *Kohlenhöfe* abgebaut oder vermehrt zu Lagerzwecken genutzt. In den letzten Jahren wurden sie von Obdachlosen besiedelt und nach und nach abgebaut. Im Zuge der Neugestaltung des Areals wurde zur Erinnerung eine Straße *An den Kohlenrutschen* benannt.





Abb.: Makart, August (Österr. Nationalbibliothek): Ausladen von Kohle aus einem Eisenbahnwaggon am Nordbahnhof in Wien. & Schaufeln von Kohle auf eine Waage am Nordbahnhof. Wien, 1935

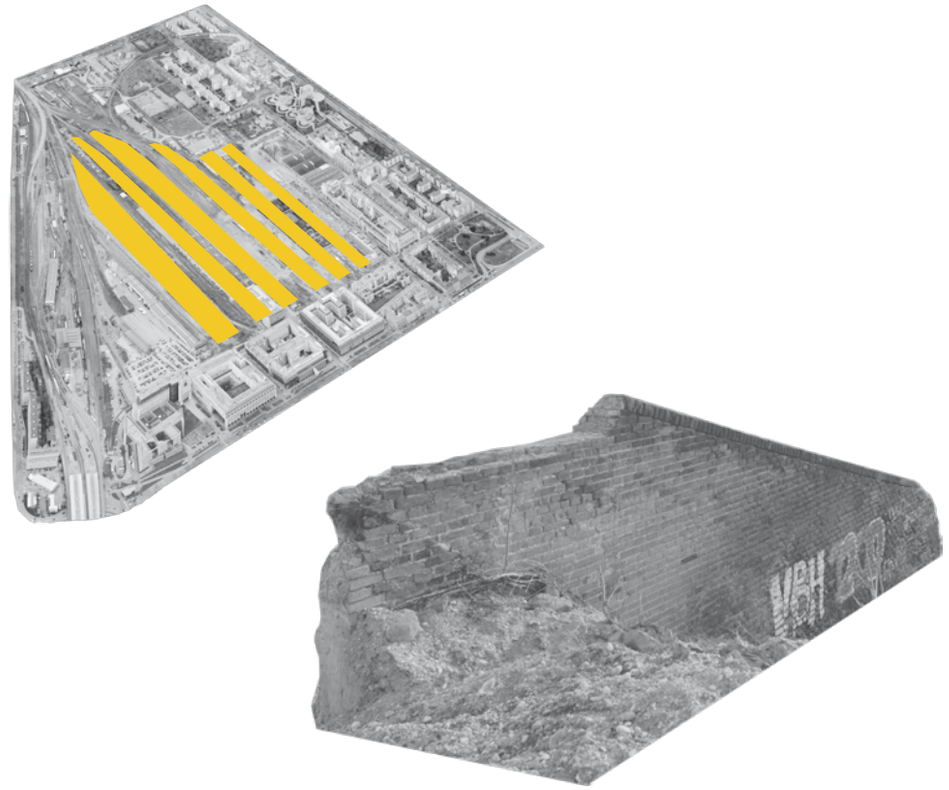
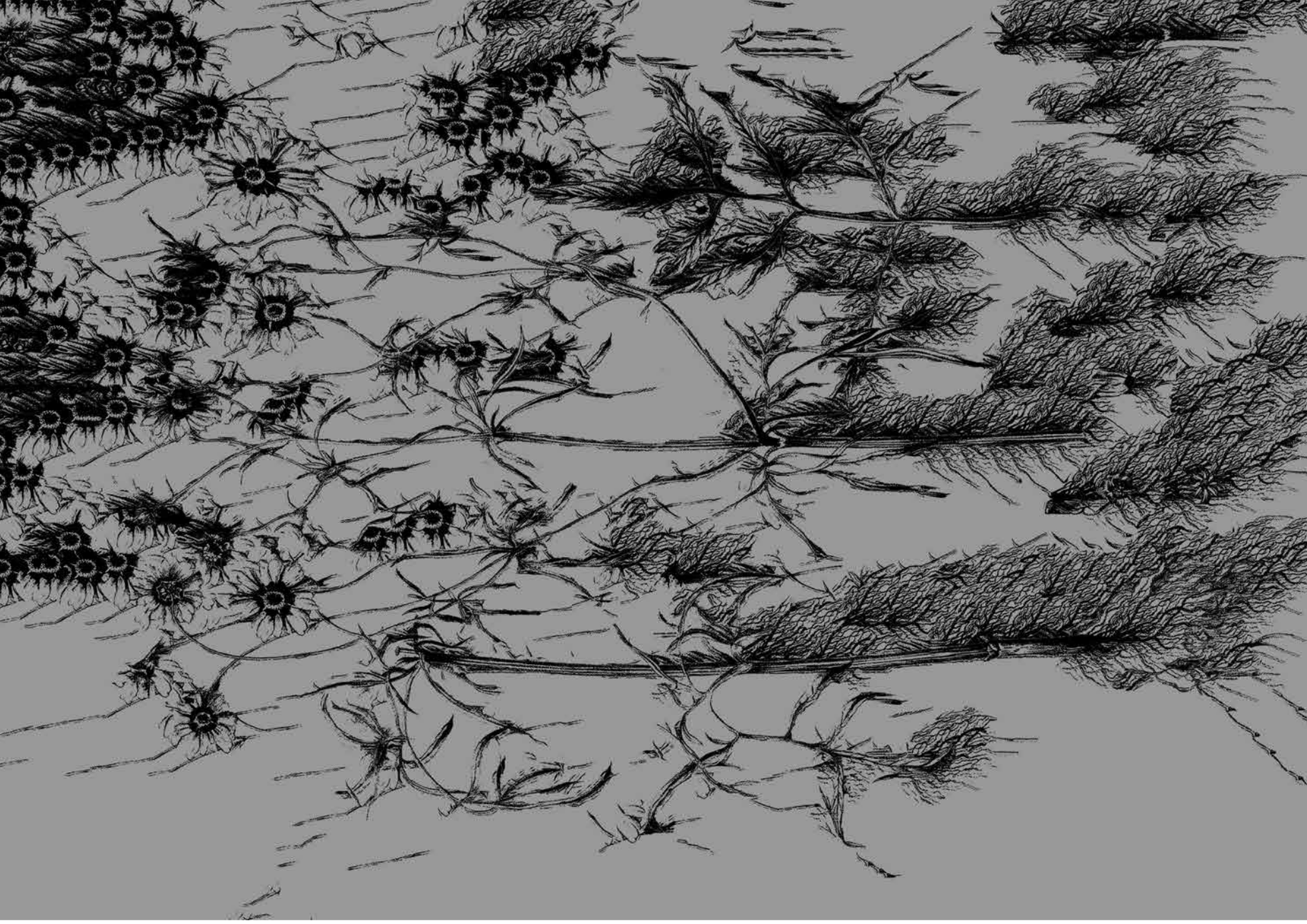




Abb. m.: Pianka, Joanna: Kohlenrutschen 2020
Abb. u.: Österr. Nationalbibliothek: Wien 2, Nordbahnhof. Kohlenrutschen. Übersicht gegen Kahlen- und Leopoldsberg. Wien, 1900



Ein subjektiver Spaziergang - Spätherbst 2019

Wir kommen im Nordbahnviertel an. Nicht mehr mit dem Zug, sondern zu Fuß gehen wir durch die Neubauten vorbei an der großen plattgewalzten Brache entlang der übrig gebliebenen Schienen zwischen Praterstern und Floridsdorf. Zwischenbrücken heißt der Teil des Bezirks, nach einer früher existierenden Insel zwischen den wilden Donauarmen.

Zu sauber, glatt und menschenleer fühlt es sich hier an. Man riecht förmlich noch die Baumaterialien. Über die Bruno-Marek-Allee biegen wir in die Krakauer Straße. Die Gehsteige sind breit, junge Bäume wurden gepflanzt, doch es ist irgendwie gespenstisch. Die Bank Austria-Zentrale zieht anonym an uns vorbei, unweit von hier ist das Vorgängergebäude aus den 1990er Jahren. Zurzeit menschenleer, konnten wir letztes Jahr einen Einblick im Rahmen einer Kunstmesse hineinwerfen. Auch dort waren Teile des Bahnhofs, er zog sich bis zur Lassallestraße hin. Heute ein zufälliges Nebeneinander von Gleichheit. Auf der einen Seite Büroflächen hinter anonymen Fassaden, auf der anderen Wohnbauten ohne Gesicht. Es fällt uns schwer, anzukommen, Wurzeln zu schlagen, Wiedererkennung zu finden.

Am Farbfleck der Gegend vorbei, dem großen gelben Gebäude mit der Bäckerei, gehen wir über einen noch nicht asphaltierten Platz. Es ist laut, verschiedene abgetrennte Bauflächen zeugen von den zukünftigen Bauten, die das Gelände verdichten werden. Heute hat es geregnet, wir steigen ständig in Pfützen und stolpern ab und zu über den groben Schotter. Im teilweise durch Baumaschinen zerstampften Boden liegt etwas Asche. Wir fragen uns, ob diese ein Teil der abgebrannten Nordbahnhalle ist. Später erfahren wir, dass wir in der Mitte eines ehemaligen Kohlenhofs standen, an dem täglich die Kohleversorgung der Stadt aus Mähren umgeladen wurde.

Nachdem mehrere Personen durch ein einen Eingang zwischen zwei Bauzäunen aus dem dahinter liegenden Gelände kommen, gehen wir auch rein. Man riecht den Regen, aber auch das Gras und die wilde Natur, die sich hier breit gemacht haben. Verlassen wir die Trampelpfade, umschlingen junge Wurzeln unsere Füße. Das Gelände besteht aus einigen Meter hohen Hängen - wir erfahren, dass die Gleiskörper oben lagen. Langsam werden Zusammenhänge klarer. Die vielen umgeschnittenen Pappeln, die hier herumliegen, auch die Gräser und Sträucher kennen wir von Flussufern. Die Donau hatte hier über längere Zeit ihren Hauptstrom, der nach und nach verschwand und dann durch die Regulierung in ihr derzeitiges Flussbett fand. Wir finden zwei Tümpel und denken, dies könnten Überreste davon sein, doch die unterlegte Folie erzählt eine andere Geschichte. Die Kröten, die hier hausen, wollen das Gebiet nicht verlassen und unter Schutz stehend müssen sie von einem übrig gebliebenen Tümpel zum nächsten gesiedelt werden. Hautsache, sie stehen den Baggern nicht im Weg. Gleich daneben sind einige größere und kleinere eckige Schächte in den Boden eingelassen. Sie können Teil der Kanalisation oder Lager für diverse Flüssigkeiten gewesen sein. Wir finden eine Feuerstelle und Decken. Hier hat jemand Bücher angezündet, um das feuchte Holz entzünden zu können. Sophies Welt liegt halb verbrannt am Boden.

Um auf den Hang zu kommen, halten wir uns an den langen Wurzeln und jungen Pappeln fest. Es geht steil mehr als vier Meter rauf. Oben angekommen sehen wir die Reste der abgebrannten Halle. Anfangs als Kooperation der Uni mit dem Architekturzentrum konzipiert, wurde aus einem Stadtlabor ein Grätzlzentrum. Der einsturzgefährdete Teil wurde abgetragen. Es riecht weiterhin verbrannt. Die großen Holzbalken des Dachstuhls sind teilweise ganz geblieben, sind an der Oberfläche aber durchgekohlt. Die Baumaterialien werden zur Selektion aufgeteilt. Es haben sich Berge an Steinen, Ziegeln, Holz und Metall gebildet. Ein ausgebrannter Gabelstapler steht am Rand.

Wir treffen einige Menschen, die Sachen aus der Halle holen. Einige Einrichtungsgegenstände weisen leichten Ruß auf, sind aber intakt. Man hat die ÖBB gebeten, diese retten zu dürfen. Auch ganze Schwerlastregale und Wände werden mitgenommen. In einer Volksküche und einem Gemeinschaftsgarten sollen sie ein neues zu Hause finden. Wir schauen uns um. Die herumfliegenden verbrannten Styroporstücke der Dämmung haben sich über das Gelände verteilt. Sie sind so leicht wie Pflanzensamen.

Gleich daneben ist noch eine alte Eisenbahnweiche. Die Schienen an dieser Stelle hören abrupt auf. Gleich daneben steht ein Bauzaun, dahinter das glatte Baugebiet, auf dem die Bahnhofstopographie verschwunden ist. Wir drehen uns um und gehen vorbei an der Halle zu einer asphaltierten Freifläche. In der Mitte sind Bruchstücke von bunt bespraytem Beton, in den Boden eingelassene Schienen, die sich kreuzen. Einige Bereiche sind von pflanzen überwuchert, an einer anderen Stelle finden wir einen Fliesenboden. Hier muss eine Halle gestanden haben, eine ziemlich große sogar. Drinnen wurden die Waren mit großen Wägen von den Bahnschienen weiter transportiert. Vor kurzem war hier ein Skatepark. Die bunten Bruchstücke gehören zu den Rampen, die von den Benutzer_innen selbst gegossen wurden. Ein paar Holzstücke zeugen noch von der Gemeinschaftsküche mit dem Garten.

Weiter durchs Dickicht verläuft ein Zaun, parallel dazu noch einer, dazwischen ein Schotterbett. Hier müssen Schienen gewesen sein, die schon abtransportiert wurden. Nach dem dritten Zaun wird der Boden plötzlich rot, unter einem Baum scheint eine obdachlose Person zu wohnen. Eine alte Couch, einige Kleidungsstücke, Zigarettenpackungen und Hundefutterdosen zeugen von menschlicher Anwesenheit. Zwei verrostete Stangen stehen aus dem Boden hervor. Nach und nach wird uns klar, dass wir uns auf einem ehemaligen Tennisplatz befinden.

Wir gehen weiter, durch Berge von großen Pappelstämmen weiter zu einem kleinen Hügel, der zur Gänze von Dickicht umgeben ist. Es ist schwierig, nicht an den dicken Wurzeln hängen zu bleiben und auf dem darunter liegenden Schotter Halt zu finden. Oben angekommen bekommen wir eine schöne Aussicht über das Gelände. Hier oben hat sich jemand aus zwei Baumstümpfen und einer Arbeitsplatte eine Parkbank gebaut.

Entlang der vorhandenen Bahnstrecke wurden die Steine aus den ehemaligen Kohleöfen aufgetürmt. Sie erinnern an antike Ausgrabungen oder noch mehr an die Lager der noch nicht klassifizierten oder restaurierten Steine. Ihre enorme Größe und Menge lassen sie wie eine Insel wirken. Gleich daneben ist eine noch größere Struktur aus übereinander gestapelten Betonschwellen der abgebauten Schienen. Dazwischen finden sich noch ein paar noch vorhandene Gleise.

Am Weg zurück zum Neubaugebiet müssen wir entlang der Schienen einige Meter nach unten durch ein Loch im Zaun klettern. An einer alten Ziegelmauer finden wir Halt. Die Ziegel sind sehr dunkel, höchstwahrscheinlich durch den ständigen Kontakt mit der Kohle in den Kohlenhöfen, die sie befestigten. Zwischen diesen Mauern gab es Durchgänge und Stiegen. Eine ist zwar durchgebrochen, aber noch erkennbar. In einigen der Kohlenhöfe liegen Stapel von Baumaterialien und Altmetall. Einige Jugendliche haben Schutz vor dem Starken Wind gesucht und rauchen zwischen den alten Lagern.

Durch den alten Kohlenhof gehen wir zur Baustellenausfahrt durch die Unterführung in Richtung Nordbahnstraße. Auf der anderen Seite angekommen finden sich die Reste einer alten Mauer aus k. u. k.-Ziegeln. Sie war wohl die Abgrenzung des alten Bahnhofs. An einigen Stellen ist sie schon zur Gänze verschwunden. Weiter in Richtung Praterstern verschwindet der alte Bahnhof. Wir befinden uns im Alliiertenviertel.

Weiter vorne war das alte Bahnhofsgebäude. Heute steht dort ein lang gezogener Plattenbau. Vergeblich suchen wir nach einer Tafel, die uns zeigt, wo genau wir schauen sollten. Auch eine Erinnerung an die Deportationen vom damaligen Postbahnsteig ist nicht zu finden. Zurück am Praterstern angekommen bemerken wir den Kilometerstein, der hinter Glas als Erinnerung an die Nordbahnstrecke dort aufgestellt wurde. Dort treffen wir Franz Haas, den Autor eines Buches über den Nordbahnhof. Für ihn ist der Stein der Ausgangspunkt seiner Geschichte, für uns der Abschluss unseres Spaziergangs.

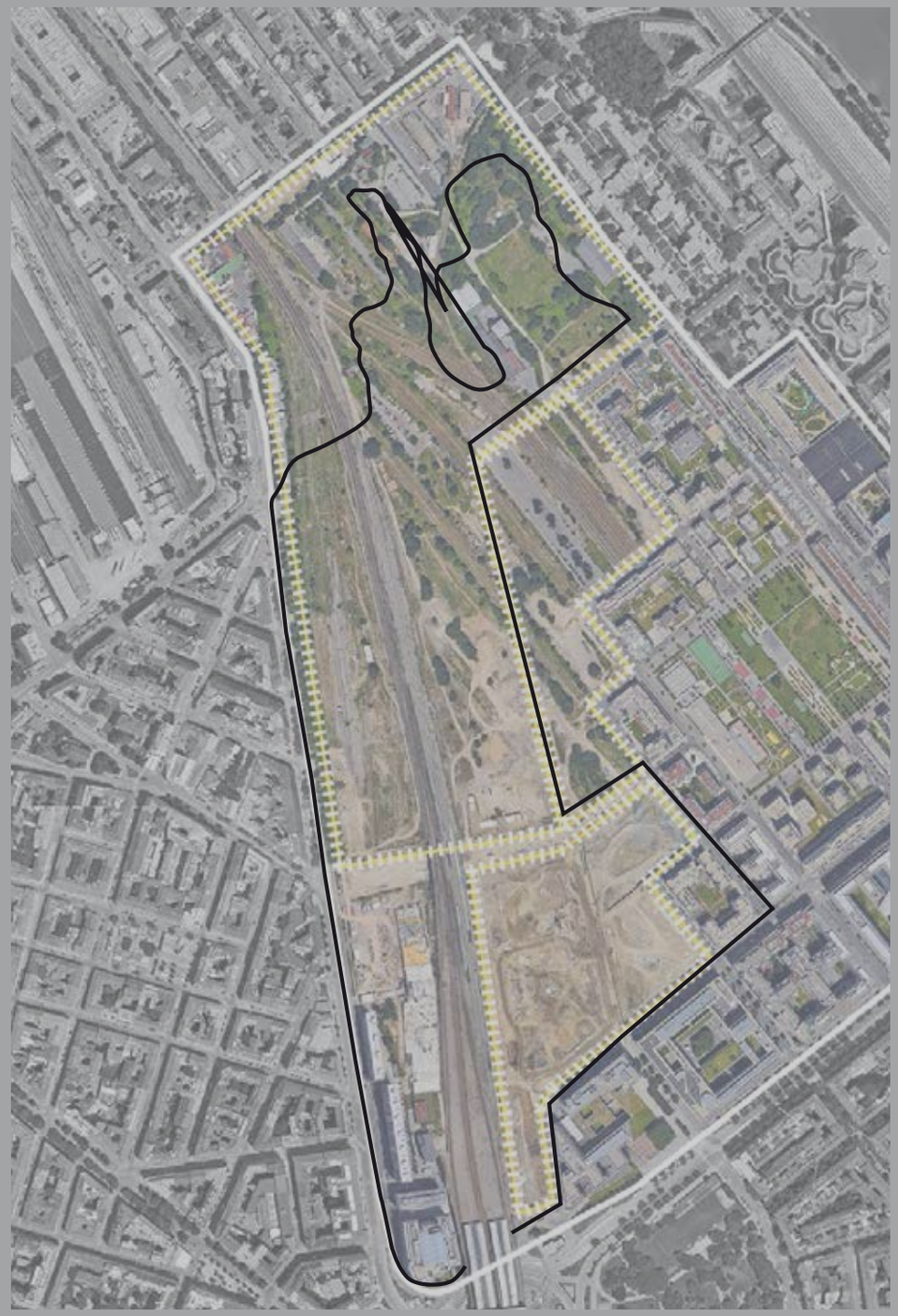


Abb.: Rekonstruierte Wegführung des Spaziergangs am Nordbahnhofgelände



ERINNERUNGSORTE

ERINNERUNGEN: KONSTRUIERT UND KOLLEKTIV

Erinnern, mittelhochdeutsch *(er)innern*, *inren*, ist abgeleitet von dem Raumadjektiv *innaro* (*der Innere, innerer*) und bedeutet ursprünglich „*machen, dass jemand etwas inne wird*“.[1]

Der Psychologe Frederic Charles Bartlett spezifizierte 1932 den Begriff des *Schemas* im Zusammenhang mit der Organisation von Wissen im menschlichen Gedächtnis und dem Speichern und Aufrufen von Erinnerungen.[2] Er experimentierte mit seinen Proband_innen die Einprägung und Reproduktion von Erinnerungen von gezeigten Bildern und Geschichten. In Folge dieser Untersuchungen stellte er fest, dass das Menschliche Gedächtnis zwar nicht alle Details eines Erlebnisses aufnehmen kann, aber imstande ist, eine kodierende Zusammenfassung des Erlebnisses in Form eines Schemas zu speichern.[3] Dies bedeutet, dass das Aufrufen von Erinnerung per se ein konstruktiver Prozess ist, der bereits abgespeicherte Schemata aufruft, um eine Gesamtkonzeption – ähnlich einem roten Faden in einer Geschichte – für eine spezifische Erinnerung zu konstruieren. Lücken in diesen Erinnerungen werden mit passenden Versatzstücken aufgefüllt. Erinnerungen sind also laut dieser Theorie als Konstruktion zu betrachten.

Erinnerung und Geschichte sind stets miteinander verwoben. Doch wie wird Erinnerung an einen Ort gespeichert und welche Spuren hinterlässt der Mensch in seiner Umgebung? Was ist erinnerungswürdig und in welcher Form werden diese Erinnerungen abgespeichert und wiedergegeben? Friedrich Nietzsche schrieb 1874 in *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben* von der „*Übersättigung seiner Zeit an Historie*“. Damit kritisierte er die „*große und immer größere Last des Vergangenen*“ als unzeitgemäß.[4] Aus heutiger Sicht betrachtet stellt sich der Historiker Henry Rousso die Frage, wie kollektive Erinnerung in Verbindung mit sozialer, kultureller und räumlicher Ordnung abseits der Geschichtsbücher und der Aufarbeitung von sehr negativ geprägten Kriegsgeschehnissen gesehen werden kann. Er bezieht sich dabei auf den vom Historiker Pierre Nora geprägten Begriff des *lieu de mémoire*[5], welcher als Gedächtnis- oder auch Erinnerungsort übersetzt werden kann.[6] Orte können dabei materiell und immateriell sein. Sie sind über Generationen erhaltene *Kristallisationspunkte*[7] kollektiver Erinnerung, gekennzeichnet durch eine symbolische und emotionale Dimension. Diese Orte können klassische Gedenkstätten sein, genauso können es aber Räume, an denen kollektive Erinnerungen entstanden sind oder auch Artefakte, Ereignisse und Symbole, welche diese Erinnerung am Leben erhalten.[8] Laut Nora gibt es einen klaren Unterschied zwischen Gedächtnis und Geschichte. Er geht so weit, dass er behauptet, dass es kein Gedächtnis im ursprünglichen Sinn gibt.[9] Was er als zeitgenössischen Gedächtnisbegriff versteht, ist ein spontanes, intuitives und soziales, also kollektives Gedächtnis, in Anlehnung an den Soziologen Maurice Halbwachs.

Die physisch erfassbare, vertraute und wiedererkennbare Umgebung, an welche Erinnerungen und Gefühle direkt geknüpft werden, sind laut Halbwachs im kollektiven Gedächtnis unverzichtbar. Der materielle Aspekt in der Stadt hat daher eine große Bedeutung, denn er ist für die affektive Bindung der Stadtbewohner_innen zu ihrer Umgebung ausschlaggebend. Er schrieb: „*Die verschiedenen Viertel innerhalb einer Stadt und die Häuser innerhalb eines Viertels haben einen festen Platz und sind ebenso stark im Boden verankert wie Bäume und Felsen, wie ein Hügel oder eine Hochfläche. Daraus ergibt sich, daß die Gruppe der Städter nicht den Eindruck hat, sich zu verändern. Solange das Aussehen der Straßen und Gebäude gleichbleibt und es wenige zugleich fester gefügte und dauerhafte soziale Formationen gibt.*“[10] Der Großteil einer Stadtbevölkerung würde laut Halbwachs *“zweifellos das Verschwinden einer bestimmten Straße, eines bestimmten Gebäudes, eines Hauses sehr viel stärker empfinden als die schwerwiegendsten nationalen, religiösen, politischen Ereignisse”*[11]

1 Kluge, Friedrich; Seebold, Elmar: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. (23. Auflage). Berlin: Walter de Gruyter, 1999. S. 230
2 Anastasio, Thomas J.; Ehrenberger, Kristen Ann; Watson, Patrick; Zhang, Wenyi: Individual and Collective Memory Consolidation. Cambridge (MA): The MIT Press, 2012. Einleitung
3 Seitz, Hartmut: Lebendige Erinnerungen. Die Konstitution und Vermittlung lebensgeschichtlicher Erfahrung in autobiographischen Erzählungen. Bielefeld: transcript Verlag, 2004. S. 49-50
4 Nietzsche, Friedrich; Colli, Giorgio; Montinari, Mazzino (Hg.): Sämtliche Werke, Band 1. München: 1980. S. 248ff.
5 Rousso, Henry: Das Dilemma eines europäischen Gedächtnisses. In: Zeithistorische Forschungen / Studies in Contemporary History 1. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2004. S. 367-368
6 Nora, Pierre: Zwischen Geschichte und Gedächtnis. Frankfurt am Main: Fischer Verlag, 1990. Einleitung
7 François, Etienne: Auf der Suche nach den europäischen Erinnerungsorten. In: König, Helmut; Schmidt, Julia; Sicking, Manfred (Hg.): Europas Gedächtnis. Bielefeld: transcript Verlag, 2008. S. 88
8 Hahn, Hans Henning; Traba, Robert (Hg.): Deutsch-Polnische Erinnerungsorte. Band 1: Geteilt / Gemeinsam. Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag, 2012. S. 12-13
9 Nora, Pierre: Zwischen Geschichte und Gedächtnis. Frankfurt am Main: Fischer Verlag, 1990. S. 11
10 Halbwachs, Maurice: Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt: Fischer Wissenschaft, 1991. S. 130-131
11 Ebd.

Laut Halbwachs würde das Gedächtnis über Bräuche, Riten und Traditionen mit der gebauten Umgebung einer Gruppe von Menschen verbunden. Jan Assmann erklärte die soziale Gedächtnistheorie nach Halbwachs wie folgt: „*Zwar sind wir die Träger unserer Erinnerungen, aber Form, Kohärenz und weitgehend auch Inhalte dieser Erinnerungen sind sozial vermittelt und gehören ebenso sehr wie uns zugleich auch den Gruppen, in denen wir leben und kommunizieren. Indem wir uns erinnern, bringen wir Struktur in unsere Innenwelt, und diese Struktur ist ein soziales Phänomen. Diese Gruppen sind das, was Halbwachs soziale Rahmen nennt.*“[12] Aldo Rossi formulierte darüber hinaus 1966 basierend auf Halbwachs‘ Schriften die umstrittene Idee, dass auch die Architektur selbst Trägerin des kollektiven Gedächtnis ähnlich der Erinnerung einer Person sei.[13]

Aleida Assmann bezieht sich in ihrem Buch *Erinnerungsräume* auf Cicero[14] und stellt fest, dass seine Beschreibung der Kraft eines Ortes bereits die Antwort auf Frage, ob ein Ort selbst ein Gedächtnis impliziert, also der Ort an sich zum Subjekt und Erinnerungsträger wird.[15] Sie sieht den menschlichen Körper selbst aufgrund seiner Fähigkeiten, Erinnerungen zur Gewohnheit werden zu lassen und durch Affekt zu verstärken, als Medium an. Orte sind laut ihrer Theorie externalisierte Gedächtnismedien, welche zu durch dort stattgefundene Ereignisse zu Gedächtnisorten werden. Kehren Menschen zu einem Ort des historischen Geschehens zurück, kommt es zu einer wechselseitigen Reanimation, bei welcher der Ort die Erinnerung reaktiviert und vice versa.[16] Sie schreibt: „*Erinnerungsorte sind zersprengte Fragmente eines verlorenen oder zerstörten Lebenszusammenhanges. Denn mit der Aufgabe und Zerstörung eines Ortes ist seine Geschichte noch nicht vorbei; er hält materielle Relikte fest, die zu Elementen von Erzählungen und damit wiederum zu Bezugspunkten eines neuen kulturellen Gedächtnisses werden. Diese Orte sind allerdings erklärungsbedürftig; ihre Bedeutung muss zusätzlich durch sprachliche Überlieferungen gesichert werden.*“[17]

12 Assmann, Jan: Das kollektive Gedächtnis zwischen Körper und Schrift. Zur Gedächtnistheorie von Maurice Halbwachs. In: Krapoth, Hermann; Laborde, Denis (Hg.): Erinnerung und Gesellschaft. Mémoire et Société. Hommage à Maurice Halbwachs (1877-1945), Jahrbuch für Soziologiegeschichte. Wiesbaden: 2005. S. 70
13 Rossi, Aldo: Die Architektur der Stadt – Skizzen zu einer grundlegenden Theorie des Urbanen. Düsseldorf: Bauwelt Fundamente, 1973 (1966). S. 49
14 im folgenden Kapitel genauer ausgeführt.
15 Assmann, Aleida: Erinnerungsräume: Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München: C.H. Beck, 1999. S. 298-99
16 Ebd.: S. 20-21
17 Ebd.: S. 131

Wird ein Erinnerungsbild in das kollektive Gedächtnis transformiert, spricht Assmann von *Ikonisierung*.[18] Ähnlich der Stilisierung in der Malerei kommt es auch hier zu Adaptionen, welche der Wiedererkennbarkeit, der Hervorhebung der wesentlichen Merkmale und der Verstärkung der Erinnerung dienen. Der Raum wird also zum Bild und von diesem Bild aus wird wieder ein Raum rekonstruiert. Das Bild unterliegt einem Prozess der Rekontextualisierung und steht stellvertretend für ein Ereignis oder einen Ort.

Sigmund Freud schrieb in der *Notiz über den Wunderblock* über verschiedene Möglichkeiten, Aufzeichnungen dauerhaft zu erhalten und erstellte durch den Vergleich mit einem physischen Apparat eine Metapher für das menschliche Gedächtnis und sein Wahrnehmungsbewusstsein.[19] Der *Wunderblock* war ein Schreib- und Zeichenapparat, basierend auf Zelluloidblatt an einer Wachsplatte, der in seiner Funktion an die heutigen Zaubertafeln für Kinder erinnert. Wenn man diesen durchleuchtete, konnte man alle Spuren der vorangegangenen Aufzeichnungen sehen, die eigentlich schon gelöscht waren. Freud verglich diesen Apparat mit dem menschlichen Gedächtnis. In Bezugnahme auf das menschliche Bewusstsein als Speicher schrieb er: „*[…] er (der seelische Apparat) ist in unbegrenzter Weise aufnahmsfähig für immer neue Wahrnehmungen und schafft doch dauerhafte – wenn auch nicht unveränderliche – Erinnerungsspuren von ihnen.*“[20] Durch das wieder Aufrufen dieser eingeschriebenen Erinnerungen greift der Mensch auf ein Palimpsest an Erinnerungen zu die teilweise erhalten, teilweise überschrieben, aber in ihren Spuren noch immer vorhanden sind.

18 Assmann, Aleida: Individuelles Bildgedächtnis und kollektive Erinnerung. In: Heinrich-Böll-Stiftung - Website. Heinrich-Böll-Stiftung: Berlin, 2009. https://www.boell.de/de/demokratie/kulturaustausch-6769.html
19 Porath, Erik: Gedächtnis des Unerinnerbaren. Philosophische und medientheoretische Untersuchungen zur Freudschen Psychoanalyse. Bielefeld: transcript Verlag, 2005. S. 416
20 Freud, Sigmund: Notiz über den »Wunderblock«, in: StA III, 1925. S. 366

***Historie* (mittelhochdeutsch *hístörje*, lateinische *historia*) ist entlehnt aus dem griechischen *historía*, bedeutet übersetzt der Kundige, Zeuge, auch Schiedsrichter, zu Griechisch hizein (sitzen), von *historein* (nachfragen, erkundigen), *histōr* (Weiser, Richter).**[1]

Der Philosoph Friedrich Jaeger definiert Geschichte wie folgt: „*Unter Geschichte versteht man im Allgemeinen diejenigen Aspekte der Vergangenheit, derer Menschen gedenken und die sie deuten, um sich über den Charakter zeitlichen Wandels und dessen Auswirkungen auf die eigene Gegenwart und Zukunft zu orientieren.*“[2] Geschichte zu schreiben und aufzubewahren war früher nur jenen vorbehalten, welche besondere Machtstellungen und Möglichkeiten der Verschriftlichung und zeitliche Archivierung von Geschehnissen und Erinnerungen hatten. Die Geschichtsschreibung, die wir heute kennen, folgte den religiös und mythisch geprägten Vorstellungen vom Werdegang der Menschheit. Geschehnisse, Orte und Objekte sind von sich aus nie historisch. Sie können vor dem Vergessen gerettet werden, indem sie institutionell, wissenschaftlich oder künstlerisch konserviert werden. Sie können aber auch durch eine imaginative Rekonstruktion, also eine Konstruktion von Geschichte aus den vorhandenen Fragmenten sichtbar gemacht werden.[3] Was also von wem als *Geschichte* definiert wird, ist von vielen Faktoren abhängig.

Bei den Schriftbildern der frühen Hochkulturen beginnt die Verschriftlichung eines *Narrativs*, dem wir folgen können. Die Ägypter verwendeten Papyrus, die Babylonier Leder, im indischen Raum wurden Blätter als tragbare Schriftträger verwendet. Die Entwicklung der Schrift erlaubte es, das Erzählte in einen zeitlichen, gesellschaftlichen und räumlichen Zusammenhang zu bringen. Die Herstellung von Papier und die Erfindung des Drucks ermöglichten die Vervielfältigung und Verbreitung der niedergeschriebenen Geschehnisse.[4]

1 Kluge, Friedrich; Seebold, Elmar: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. (23. Auflage). Berlin: Walter de Gruyter, 1999. S. 377 / Online Etymology Dictionary https://www.etymonline.com/word/history
2 Jaeger, Friedrich: Lexikon Philosophie – Hundert Grundbegriffe. Stuttgart: Reclam, 2011. S. 109
3 Shotwell, James T.: An Introduction to the History of History. New York: Columbia University Press, 1922. S. 3
4 Ebd.: S. 28-29



Piranesi, Giovanni Battista: Forum Romanum. Kupferstich, ca. 1748

Das Erlernen der Schrift und Anfertigen von Schriftstücken war lange einer kleinen gesellschaftlichen Elite vorbehalten. Die antike Geschichtsschreibung wird als Beginn einer Geschichtsforschung gesehen, wie sie heute noch immer betrieben wird. Herodots *Historien* (übersetzt als Darlegung oder Erkundung) im 5. Jahrhundert v. Chr. gelten als Vorbild für die spätere Geschichtsschreibung.[5] Im antiken Rom wurden historische Ereignisse und Chronologien nach griechischem Vorbild geschrieben. Auch in der Poesie und Prosa wurden historische Ereignisse und Stätten behandelt. Zusammenhänge zwischen Geschichte, Orten und Versammlung kommen beim römischen Philosophen, Rhetoriker und Anwalt Cicero vor. Dieser war für sein großes geschichtliches Interesse bekannt[6] und auch als Berater in der Stadtplanung tätig. Er prägte den damaligen Neologismus der *Urbanität*.[7]

5 Ebd.: S. 33-34
6 Gärtner, Ursula: Cicero und die Geschichtsschreibung. In: Universität Potsdam (Hg.): Römische Geschichte und Geschichtsschreibung. Potsdam: Universitätsverlag Potsdam, 2005. S. 21-22
7 Schäfers, Bernhard: Stadtsoziologie: Stadtentwicklung und Theorien - Grundlagen und Praxisfelder. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2006. S. 160

Beim Ausbau des *Forum Romanum* unter Caesar (ca. 54 v. Chr.) war er unter anderem für den Ankauf privater Grundstücke verantwortlich. Er selbst beschrieb den Platz als ruhmvolles *monumentum*.[8] 45 v. Chr. schrieb er: „*Groß ist die Kraft der Erinnerung, die Orten innewohnt.*“[9] Cicero fiel auf, dass Geschehnisse, welche zu seiner Zeit an einem historisch relevanten Ort stattfanden, von Zeug_innen intensiver und lebhafter beschrieben wurden als diejenigen, die an einem eher unbekannten Ort ohne Geschichte stattgefunden haben. Er konstruierte Inhalte von Reden teils nach markanten Orten in der Stadt. So sollte man sich essentielle Teile dieser merken, indem man sie räumlich in einer schlüssigen Abfolge im Stadtraum positionierte.[10] Er sprach von *imagines agentes*[11], aktiven und handelnden Bildern in der Funktion von affektiven Gedächtnisstützen, die lange im Gedächtnis haften bleiben. Mit dieser Mnemotechnik implizierte er, dass das Bildgedächtnis des Menschen eine wichtige Stellung in der Konstruktion von Inhalten inne habe und, dass Orte selbst als handelnde Subjekte im Raum unsere Erinnerung mitgestalten.

Um die gesellschaftliche Bedeutung der städtischen Hauptplätze als Versammlungsorte zu verstehen, muss man diese in direkten Zusammenhang mit der Entwicklung der Demokratie stellen. Im 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. entwickelte sich in Griechenland nach Konflikten zwischen verschiedenen wohlhabenden Bevölkerungsgruppen die *Isonomie*, eine Vorstufe der Demokratie, in welcher die politische Gleichstellung aller Vollbürger (einheimische Männer ab 30 Jahren) eingeführt wurde. Als erste Demokratie der Weltgeschichte gilt die Athenische Demokratie, die sich im Zuge von Kriegshandlungen rund um die Nachfolge Alexander des Großen und Konflikten zwischen einflussreichen Familien im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. entwickelte. Die neue politische Ordnung kam mit einer gleichmäßigen Aufteilung in politische Bezirke, Funktionen und Verantwortungen. Mit der Einführung der direkten Rechtsprechung durch das Scherbengericht (Ostrakismos) wurde ein nicht unumstrittenes Mittel zur Konfliktbeseitigung zwischen diversen Interessengruppen gefunden.[12]

8 Monumentality in Etruscan and Early Roman Architecture: Ideology and Innovation. In: Thomas, Michael; Meyers, Gretchen E.; Edlund-Berry, Ingrid E.M. (Hg.): Austin, TX: University of Texas Press, 2012. S. 9-10

9 Cicero, Marcus Tulius: De finibus bonorum et malorum (Über das höchste Gut und das größte Übel, übers. von Harald Merklin). Stuttgart: Reclam-Verlag, 1989. V. 1–2, 294–396

10 Ebd.

11 Cicero: De oratore, Liber II, 357. In: Berns, Jörg Jochen (Hg.): Text- und Bildzeugnisse zu Gedächtnislehren und Gedächtniskünsten von der Antike bis zum Ende der Frühen Neuzeit. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 2003. S. 108f.; 542-546

12 Bleicken, Jochen: Wann begann die athenische Demokratie? In: Historische Zeitschrift, Bd. 260, H. 2. München: Oldenbourg: Wissenschaftsverlag, April 1995. S. 337-341



Scherben aus dem Scherbengericht. Stoà of Attalus Museum in Athen

In Zeiten von ständigen Kriegen galt es, in erster Linie für genug Stabilität zur Machterhaltung zu sorgen. Die außenpolitische Stärke gegenüber den Feinden und der Zusammenhalt in den Stadtstaaten waren die treibenden Kräfte, die den Demokratisierungsprozess voranbrachten. Dafür fielen die Fortschritte in der Innenpolitik und der weiteren Ausgestaltung demokratischer Prozesse klein aus.[13]

Die Transformation der Hauptplätze in der Antike von Märkten und Feststätten zu politischen Versammlungsräumen und Plätzen zur Abhaltung von Debatten und Urteilen ist die soziopolitische Manifestation von öffentlichem Raum als Spiegel der Macht- und Gesellschaftsstruktur in den Städten. In Abhängigkeit vom politischen System, seiner Führung und dem Vorhandensein von finanziellen Mitteln, insbesondere Spenden, wurden die Hauptplätze der Städte erweitert und symbolisch ausgestaltet. Die umliegenden repräsentativen Gebäude, Denkmäler und Einrichtungen wurden strategisch geplant.[14] Der Historiker Christopher P. Dickenson stellt einen direkten Zusammenhang zwischen dem Ende der radikalen Demokratie und der

13 Herodot: Historien. Buch 5 – Dareios: Der ionische Aufstand. 5. Jahrhundert v. Chr. S. 78

14 Evangelidis, Vasilis: Agoras and Fora: Developments in the Central Public Space of the Cities of Greece during the Roman Period. The annual of the British School at Athens, Vol.109; 2014. S. 335-356

dadurch veränderten gesellschaftlichen Bedeutung von Versammlungsorten her.[15] Die ständige Transformation des strategisch wichtigsten öffentlichen Platzes einer Stadt war daher ein städtebaulicher Spiegel gesellschaftlicher Veränderungen, ein konstruierter Ort des politischen Systems und der Form der Partizipation ihrer Bürger_innen.

Durch die sowohl gut erhaltene Dokumentation der Baugeschichte von römischen Foren und griechischen Agorai, ihrer mannigfaltigen Nutzungen und baulichen Ausformungen, als auch der Geschichte ihrer Städte, lassen sich die Macht- und Gesellschaftsstrukturen, Formen der Partizipation und der Nutzungen der Orte sehr gut nachvollziehen. Aufgrund der Wichtigkeit dieser Orte bleiben Artefakte erhalten, welche in die Geschichtsschreibung aufgenommen werden und in Erinnerung bleiben. Die Baupolitik in der Antike stand stets im direkten Zusammenhang mit den Machtstrukturen und dem Verhältnis zum Volk. Jedes errichtete Gebäude, Denkmal oder Zubau hatte eine symbolische Bedeutung und Auswirkung auf ihre Nutzer und vice versa.

So spiegelte auch die Abtragung von unerwünschten Monumenten und die Neuerrichtung oder Umwidmung von Gebäuden und Institutionen die aktuellen gesellschaftspolitischen Ereignisse und ihre Konsequenzen wieder. Belegt durch Kommentare zeitgenössischer Autoren und Philosophen[16] zeigen sich bis heute ständig durch gesellschaftspolitische Prozesse und wichtige Ereignisse veränderte Orte. Besonders Orte der Versammlung sind dadurch in ihrer Vielschichtigkeit der aktiven Teilhabe des Volkes an demokratischen Prozessen durch die Jahrhunderte eingeschriebene Orte der Ereignisgeschichte.

In der modernen Demokratie finden Versammlungen von gewählten Repräsentant_innen in Plenarsälen statt und werden über verschiedene Kanäle in die Außenwelt übertragen. Hauptplätze sind in friedlichen Zeiten oft Orte der Freizeit und Erholung, doch sie werden weiterhin durch das Versammlungsrecht[17] als Orte des Protests und der Demokratie wahrgenommen und genutzt.

15 Dickenson, Christopher P.: On the Agora: The Evolution of a Public Space in Hellenistic and Roman Greece (c. 323 BC - 267 AD). Leiden/Boston: Brill, 2016. S. 26

16 zu diesem Zeitpunkt fast ausschließlich Männer

17 Rechtsinformationssystems des Bundes (RIS) – Website: Versammlungsgesetz. RIS des Bundes. https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10000249

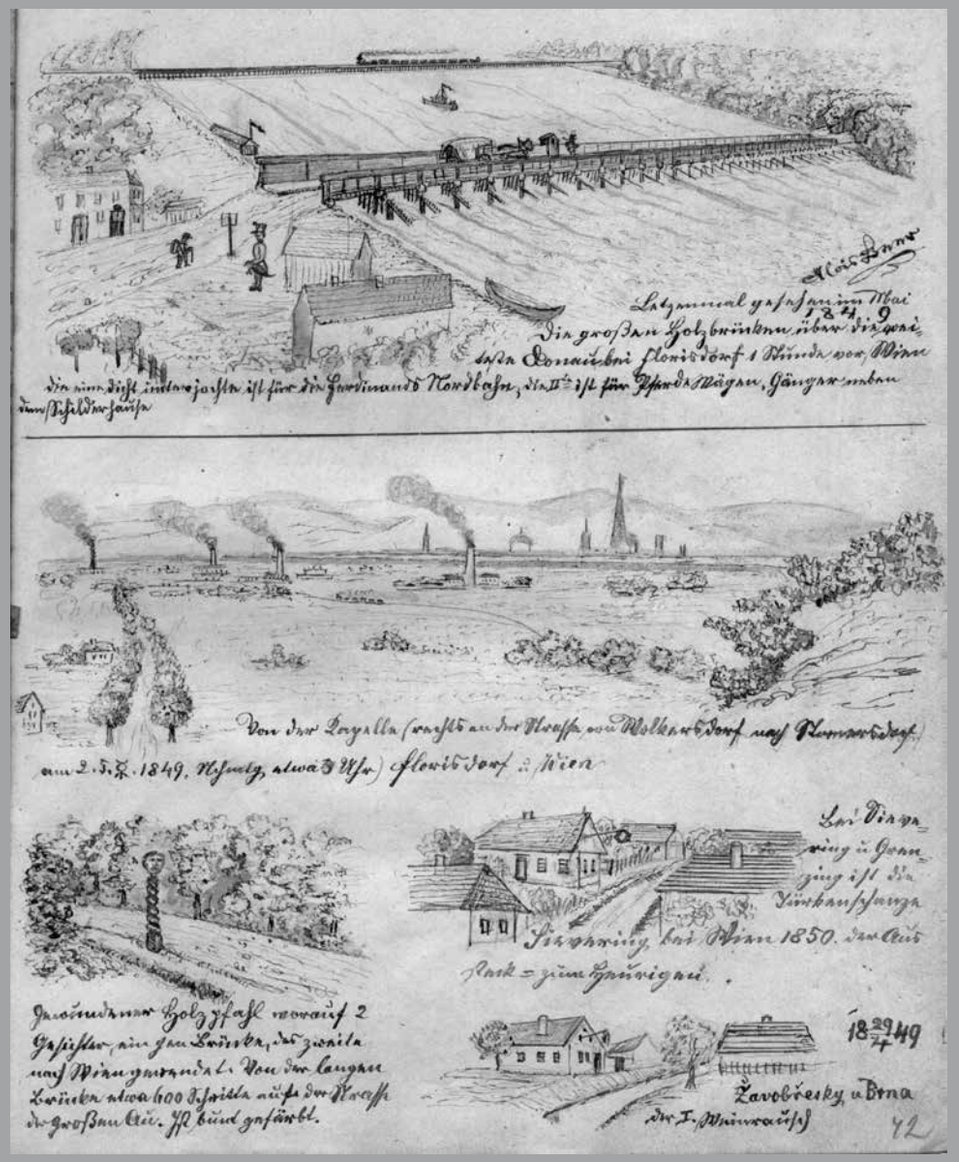


Alois Beer: Beschreibung der Reise von Dobruška nach Wien

„Ich bemerkte, daß der Wald lang war und bis über die Hälfte des Stephansturms reichte, der am Ende des Forstes emporzuragen schien. Auf der Straße begegnete ich kaum jemandem, weil in ihrer Nähe ein breiter Steig durch den Wald führte, nur ich, als ein hier Unkundiger, trottete auf dem Fußweg der Straße dahin, bis ich, aus dem Wald herauskommend, nach einer halben Stunde abermals eine Brücke erblickte, die aus Holz, unbewacht und ungefähr hundert Fuß lang war. Mir verging wieder die gute Laune, weil ich mich an die vorige Brücke erinnerte und ich außerdem weder den Stephansturm noch Häuser, sondern wieder nur Wald erblickte. Ich überquerte die Brücke, und bald zeigten sich mir vom Wald aus Häuschen und Gärten, dann Häuser und Fabriken, so daß ich mich freute, daß ich ja doch in Wien angelangt war, wozu sich das Verlangen, etwas zu essen und zu trinken, einstellte. Es war ein fröhlicher Ort. Bei den Häuschen handelte es sich um kleine Wirtshäuser oder Lebensmittelverkäufer, also trat ich in ein kleines Haus in einem Garten, wo man Wein ausschenkte. Der Wirt, ein großer Mann mit einem Vollbart, freundlich wie auch seine kleine Frau, eine gesprächige Wienerin, redete mich an: „Was wünschen Sie?", und ich sagte: „Um an Groschen Wein". Unterdessen hatte ich mich an den nächsten Tisch gesetzt, und er stellte ein halbes Glas Wein vor mich hin, ich trank mit Genuß und tunkte das harte Gebäck ein. Das Gebäck war vom heutigen Tag, aus Wolkersdorf, aber weil die Semmeln, von der Sonne erwärmt, ungefähr eine halbe Stunde auf dem Schotterwagen herumgehüpft und dann in die Taschen gesteckt worden waren, waren sie ausgetrocknet und hart geworden. Und da ich schon in Wien war, ließ ich mir noch einmal (repete) für einen Groschen Wein bringen, der mich belebte, denn ich hatte an diesem Tag ungefähr acht Meilen zurückgelegt und war davon ziemlich müde. Ich bestellte für mein übliches Geld, einen Groschen, ein Stück Geselchtes (der Schinken), und das schlugen sie mir ab. „Um an Groschen kann' wir kann's geben!", daher

fragte ich zum Schein nach einer geräucherten Leberwurst: „Was kost' das?" Es gab eine um ein Sechserl, die waren aber erst ein Jahr in Umlauf und wenig zu sehen, weil sie aus Silber waren, und die Leute sie in dem Zustand der Aufregung, in dem sich Österreich befand, aufbewahrten, oder weil ausländische Ware damit bezahlt wurde, sie hatten einen Wert von ungefähr sechzehn Kreuzern in Scheinen oder nunmehrigen zehn Kreuzern Ö. W. Es gab für sie Zehnerln und auch Zwanzgerln aus Papier, und um dem Handel zu entsprechen, durften die Papiergulden in vier Viertel geschnitten werden (auch zerrissen wurden sie). Die kleineren Roßwürste, die „Safaladi", kosteten drei Silberkreuzer oder fünf Kreuzer Ö. W., aber sie konnten nur gebraten gegessen werden, ich mußte mir also den Appetit vergehen lassen, weil mir nur mehr vier Kreuzer Scheingeld blieben. Ich brach daraufhin auf, und sie sagten zu mir: „B'hüt' Ihne Gott, kommen's wieder!"Ich schritt glückselig durch eine Gegend, in der mir Fabriken und Häuser deutlicher machten, daß ich mich in einer Vorstadt von Wien befand, aber die Straße bog nach rechts ab, und schon sah ich links nur mehr Bäume, dann verloren sich auf ähnliche Weise rechts die Gärten oder Häuser, bis wieder Häuser auftauchten, als die Straße abermals nach links bog, und ich wieder auf eine Brükke, aber eine kurze, schwarzgelb gestreifte, geriet, und genauso sah das Tor hinter der Brücke aus. Da erschrak ich nicht wenig! – weil ich den schlimmsten Auftritt ahnte. Aber was tun? Der schöne Tag neigte sich seinem Ende zu, ich im Besitz von nur vier Kreuzern und müde gelaufen. Einen anderen Weg gab es nicht. Schanzen und Tore, von denen rechts und links eine Mauer wegführte, zu der über einen breiten und tiefen Graben (die Mauerschanzen = der Wallgraben) kein Zutritt war!"[1]

1 Beer, Alois: Ich bedauere, kein Dichter zu sein. In: Rothmeier, Christa (Hg.): Die entzauberte Idylle. 160 Jahre Wien in der tschechischen Literatur. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2004. S. 147–150



Beer, Alois: Beschreibung der Reise von Dobruška nach Wien: Blick auf Floridsdorf. 1849



Beer, Alois: Beschreibung der Reise von Dobruška nach Wien: Überquerung der Donau. 1849



DIE KAISER-FERDINAND-NORDBAHN

Der Nordbahnhof in Wien galt im 19. Jahrhundert als erstes großes Leitprojekt Wiens zur Großstadt. Die Notwendigkeit des Ausbaus der Bahn aufgrund der fortschreitenden Industrialisierung, die daraus resultierende Massenmigration aus den Nachbarländern, der Pendler_innenverkehr in der Region und die Steigerung des Güterverkehrs machten den Ausbau der Eisenbahn zur Priorität. Der Spatenstich der ersten Lokomotiv-betriebenen Bahn in Wien erfolgte 1836. Großprojekte wie der Bau des Arsenals (1849-1856), der 2. Wiener Hochquelleitung (1900-1910) und der Ringstraße (1858-1865) – gemeinsam mit der daraus resultierenden Eingemeindung und Entwicklung der Außenbezirke – folgten später.[1] Mit einer Gesamtfläche von 36 Hektar um 1900 war der Bahnhof der größte der k. u. k.-Monarchie. Der Bau auf dem Überschwemmungsgebiet folgte einer langen Geschichte des Kampfes um die Bändigung der Donau, der Befestigung von Sumpfgebieten im Zuge von Kriegen, der erzwungenen Ansiedlung der jüdischen Bevölkerung und der Transformation der Stadt Wien zu einer Millionenstadt.

1836 wurde die Kaiser-Ferdinand-Nordbahn errichtet, finanziert durch das Haus Rothschild, welches dadurch die eigenen Kohleminen erschloss und somit seine Stellung im Rohstoffmarkt stärken konnte. Die Wahl des Grundstücks für den neuen Bahnhof fiel als Kompromiss zwischen der Nähe zum Stadtzentrum und der Möglichkeit des Ausbaus in Richtung der alten Überflutungsgebiete. An der Forstmeisterallee, der späteren Nordbahnstraße (einer gepflasterten Straße, welche den Prater mit dem Tabor verband) wurde ein geeigneter Ort für den Bahnhof gefunden, das Bahnhofsgebäude wurde am südlichen Ende in der Nähe des Pratersterns errichtet.

Im Sumpfgebiet waren groß angelegte Regulierungen und der Bau einer Brücke notwendig. Die Arbeiten zur Verfestigung des Geländes, die Aufschüttungen der Gleiskörper und die Konstruktion der neuen Brücken waren zum damaligen Zeitpunkt nicht nur eine besondere technische Herausforderung. 12.000 Arbeiter wurden beschäftigt, um große Mengen von Aushub zu verladen und später den Bahnhof selbst und seine Infrastruktur zu errichten.[2]

1 Pirhofer, Gottfried: Andeutungen zur Stadtplanung der Gründerzeit. In: Falter Stadtplanung - Eine kritische Handreichung. Nr. 20a/15 Wien: Falter Verlag, 2015. S. 22
2 Haas, Franz: Der Wiener Nordbahnhof. Wien: Sutton, 2006. S. 6

Das Gebäude des ersten Wiener Kopfbahnhofes war bereits kurz nach seiner Eröffnung 1839 aufgrund der steigenden Passagierzahlen unterdimensioniert. Von dort aus fuhren Züge nach Prag, Berlin und Warschau. Die Frachtzüge lieferten wichtige Eisen- und Kohlelieferungen aus Nordmähren.[3]

Zwischen 1840 und 1900 vergrößerte sich das Areal des Bahnhofs um das Vierzigfache. In dieser Zeit wuchs die Einwohnerzahl von Wien in Folge von Industrialisierung, Zuwanderung, hohen Geburtenraten und geringerer Sterblichkeit von 580.000 auf über zwei Millionen.[4] Um sich den Entwicklungen anzupassen, wurden neue Arten von Lokomotiven und Waggons entwickelt, um mehr Unabhängigkeit von teuren ausländischen Produzenten zu gewinnen. Auch der Waren- und Lebendvieh-Transport wurde in dieser Zeit weiterentwickelt.[5]

1850 wurde nach vielen Beschädigungen durch Brände der leicht entzündbaren oder explosiven Ladungen eine striktere Trennung des Personen- und Güterverkehrs durchgeführt. Das angespannte Revolutionsjahr 1848 zeigte auch auf, dass mehr Sicherheitsvorkehrungen notwendig waren, um etwaige Zerstörung durch Anschläge oder Kampfhandlungen zu verhindern.[6]

1865 wurde das neue Bahnhofsgebäude nach dem Entwurf von Theodor Hoffmann im historischen Stil eröffnet. Es war das größte, prunkvollste und wichtigste Bahnhofsgebäude der k.u.k. Monarchie. In der Presse wurde das Gebäude als „*eine der großartigsten und schönsten Bauten Wiens*“ und weiter als „*palastartiges Gebäude in den imposanten Dimensionen*“ beschrieben.[7] Das neue Bahnhofsgebäude war sehr großzügig angelegt und mit hochwertigen Materialien ausgestattet. Die Hauptgleishalle bekam eine Glasüberdachung.[8] Der Nordbahnhof wurde mit einem eigenen Gleis mit der Weltausstellung 1873 auf dem Messegelände verbunden. Im Zuge der 1870 bis 1875 durchgeführten Donauregulierung wurde die Nordbahnbrücke errichtet und der Bahnhof stetig ausgeweitet.

3 Haas, Franz: Der Wiener Nordbahnhof. Wien: Sutton, 2006. S. 3-4
4 Csendes, Peter; Opll, Ferdinand (Hg.): Wien, Geschichte einer Stadt, Band 3: Von 1790 bis zur Gegenwart. Wien: Böhlau, 2005. S. 15-17
5 Haas, Franz: Der Wiener Nordbahnhof. Wien: Sutton, 2006. S. 14-15
6 Ebd.: S. 16-17
7 Der Zwischenakt, Theaterzeitung. 28.12.1860
8 Haas, Franz: Der Wiener Nordbahnhof. Wien: Sutton, 2006. S. 22-28



Rohbock, L.; Steinicken, C.: Der Nordbahnhof in Wien. Stahlstich, 1871

Im ersten Weltkrieg diente der Bahnhof als Erstversorgungszentrum für Verwundete und diente der Versorgung der Armee. Die Zivile Beförderung wurde ausgesetzt.[9] Durch den Zerfall der Monarchie 1918 nach dem 1. Weltkrieg wurden Grenzen neu gesetzt und viele Menschen kehrten in ihre Ursprungsregionen zurück. Deutschsprachige Bewohner_innen der ehemaligen Kronländer landeten mittellos am Nordbahnhof. Sie fanden in speziell adaptierten Güterwaggons temporäre Unterkünfte.[10]

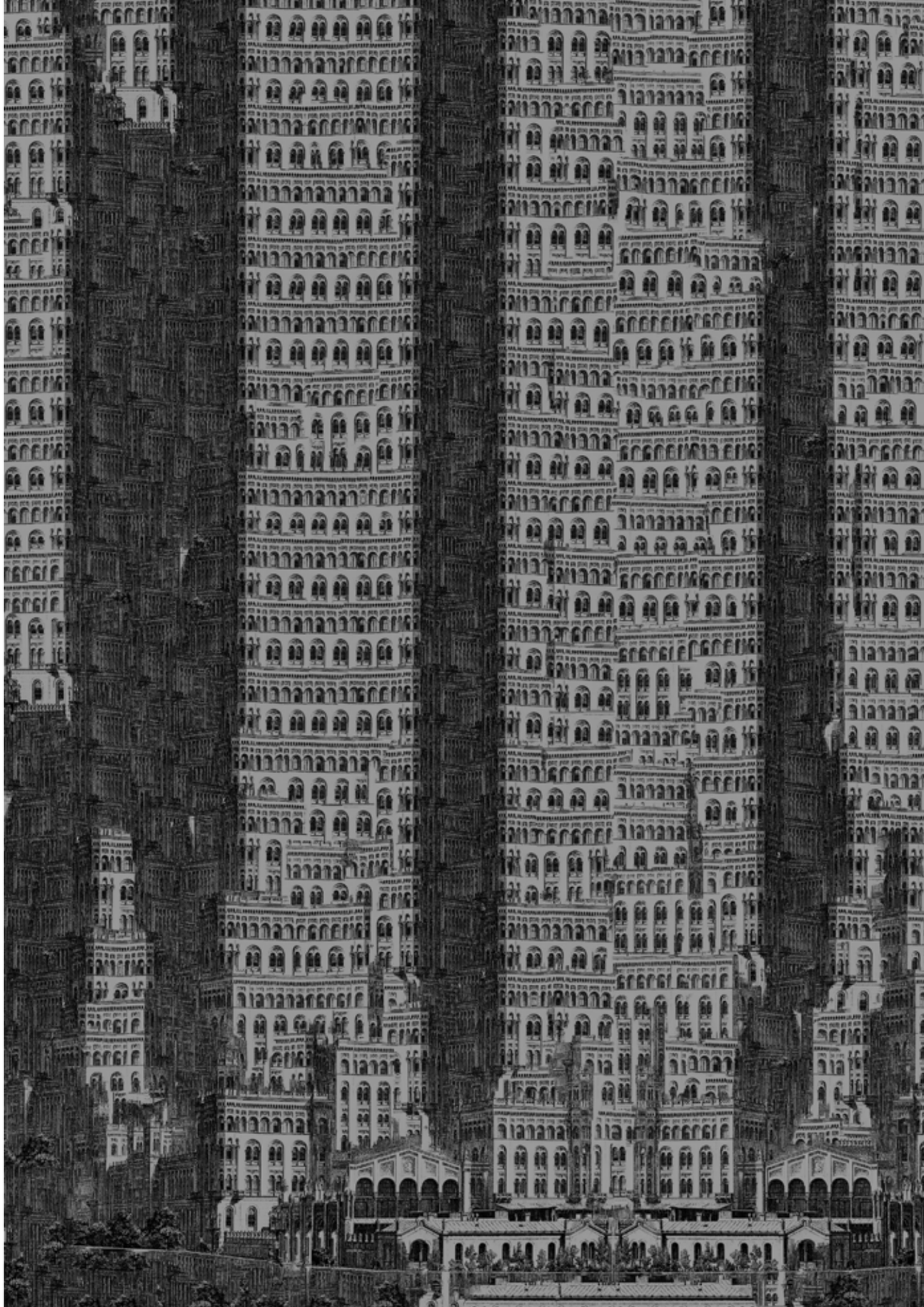
Der Nordbahnhof verlor seine überregionale Bedeutung, war aber weiterhin besonders als Frachtenbahnhof stark frequentiert. Der Eisenbahnsektor litt besonders unter der irtschaftskrise der 1920er-Jahre. Viele Verbindungen wurden eingestellt, Personal entlassen und der Personenverkehr stark eingeschränkt. Der Nordwestbahnhof wurde zeitweise zur Gänze geschlossen, die Züge über den Nordbahnhof umgeleitet.[11] Im zweiten Weltkrieg wurden die Bahn und die Reichsbahn eingegliedert, Mitarbeiter_innen ohne *Ariernachweis* wurden mit sofortiger Wirkung suspendiert.[12]

9 Haas, Franz: Der Wiener Nordbahnhof. Wien: Sutton, 2006. S. 83
10 Ebd.: S. 92
11 Ebd.: S. 93
12 Ebd.: S. 100

Die bis dahin über den Aspang-Bahnhof durchgeführten Deportationstransporte der jüdischen Bürger Wiens wurden ab 1943 ab dem Nordbahnhof geführt. Die Gruppen für die Transporte wurden zuerst in Schulen des 2. Bezirks in Sammellagern untergebracht und für die jeweiligen Transporte zum Bahnhof gebracht.[13]

Die hohen Türme des Bahnhofgebäudes wurden für die Flugabwehr genutzt. Ab 1944 wurden Bahnhöfe und Gleisanlagen vermehrt zum Ziel der Bombardements der Alliierten, um die Infrastruktur der Wehrmacht zu zerstören. Kurze Zeit später, während der Bombardements 1944-45, wurden das Gebäude und die Nordbahnbrücke schwer beschädigt.[14] Durch die dadurch unterbrochene Strecke nach Norden mussten alle von dort kommenden Züge über den Nordwestbahnhof geleitet werden. Der Nordbahnhof lag in Schutt und Asche, das Gebäude zwar statisch intakt, aber stark beschädigt.

13 Ebd.: S. 108; mehr im Kapitel: Leopoldstadt und seine jüdische Geschichte
14 Ebd.: S. 109-114



Ein Spaziergang um 1830[1]

Zwischen den Brücken. Jedlersee. 1 Stunde und 1/2 Stunde

„Die ziemlich ausgedehnte Au, welche von der großen Donau und dem Kaiserwasser gebildet wird, heißt von den Brücken, die über beide führen, »zwischen Brücken, auch Tabor au«. Sie bietet zwar wenig Interesse, die Wirthshäuser und Schiffmühlen, welche sie enthält, werden gewöhnlich nur von den untern Volksklassen besucht, enthält aber doch einige hübsche Partien und Aussichten. Wer daher im Sommer an die Stadt gebunden ist, wird einen Spaziergang hierher nicht bereuen; nur wähle man dazu nicht einen Zeitpunkt langer Dürre, wo der undurchdringliche Staub der Heerstraße die ganze Au in graue Wolken hüllt. Sehr interessant ist aber an der größen Brücke das Schauspiel des Eisganges. Da seit dem Unglücksjahre 1830 das Beginnen desselben durch Kanonenschüsse von den Basteien angekündet wird, so wird man dasselbe nicht leicht verfehlen.

Der nächste Weg dahin führt über die Ferdinandsbrücke, und dann durch die Leopoldtstädter Hauptstraße, 950 Klafter lang, immer gerade fort, zur Taborlinie. Angenehmer, aber viel weiter, geht man durch den Augarten, oder die Jägerzeile hinab, dann durch die zweite Allee links.

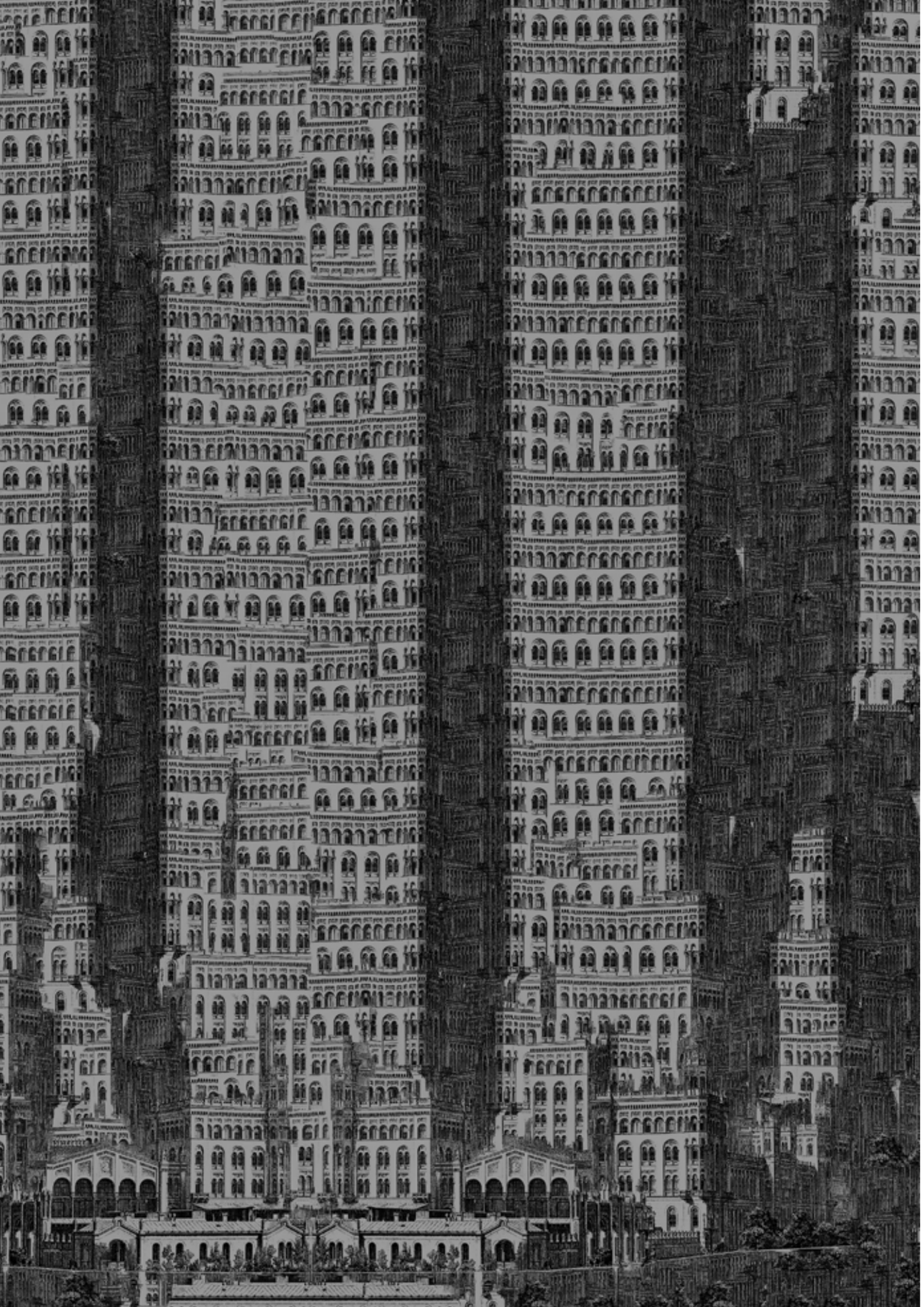
Der Tabor, Wiens Wasserbarriere, ist im Namen und Entstehung ein Hussiten-Denkmal. Prokop zog 1428 bis an die Donau, lagerte bei Jedlersee, und beschoß Nußdorf, wo er sich einen Übergang erzwingen wollte. Er legte wahrscheinlich auch in dieser Au einen Brückenkopf oder eine Schanze an, um festen Fuß am diesseitigen Ufer zu haben, da die Brücken damals noch nicht existirten. Wie furchtbar die Hussiten waren, beweiset der Name Tabor, der dieser Art Feldbefestigung nachmals blieb; noch Mar

1 Schmidl, Adolph: Wien's Umgebungen auf zwanzig Stunden im Umkreise: nach eigenen Wanderungen geschildert. Band 2. Wien: Carl Gerold, 1835. S. 55-57

I. befiehlt, an geeigneten Stellen einen »Taber« auszuwerfen. Als Mathias 1485 Wien zum zweiten Mal belagerte, warf er auch bei der mittleren Donaubrücke eine Schanze auf, so wie am Brigittenauerspiß, und der Woywode Laurenz erstürmte den Tabor. Der Tabor war ursprünglich in der Brigittenau, damals Wolfsau genannt, in der Gegend der jetzt stehenden Kapelle. Von den Türken zerstört, wurden 1688-1698 die Schanzen neu erbaut, aber nicht mehr an der alten Stelle, sondern an der des jetzigen, daher lange Zeit »der neue Tabor« genannt.

Vor der Linie überschreitet man einen Damm, welcher jetzt statt der Brücke quer durch den ausgetrockneten Donauarm geführt ist. Gleich jenseits steht das Kaffee und Wirthshaus »zum Rehbock«, und bei demselben führt eine Straße rechts ab in die Au zu den Mühlen. Sie ist durch einen großen Bogen kenntlich, welcher die Einfahrt zu Scherzer's Strombadeanstalt bezeichnet. Dieses neue Etablissement für Herren und Damen hat mehre größere und kleinere Badebehälter oder Schwimmkörbe, deren zwei größern 9 Kl. Lang, 2 Kl. 1 Fuß breit sind, Eintritt zehn Kreuzer. Außerdem bestehen zwei kleinere Körbe (Eintritt sechs Kreuzer) und mehre Extra- oder Gesellschaftskörbe zu zwei bis sechs Personen. Auch hieher geht ein eigener Gesellschaftswagen, der an der Ferdinandsbrücke aufgestellt ist.

Auf der Straße kommt man an einigen Schanzhütten und einem Wachhause vorbei, zur ersten Donaubrücke und dicht vor derselben geht es links zur Damenschwimmschule."



PARTIZIPATION

PARTIZIPATION

Der Begriff *Partizipation* hat seine Ursprünge in der lateinischen Sprache und besteht aus den Teilen *pars* (Teil) und *capere* (fassen, ergreifen), also einen Teil wegnehmen, bzw. ergreifen. Seine Bedeutung reicht vom Fangen, Ergreifen und Aneignen bis hin zur Einbeziehung, Teilhabe und Mitwirkung.[1]

Partizipation ist als Begriff definiert, der eine Aktion voraussetzt. Sie ist daher nicht Mittel der passiven Teilhabe, sondern „*Vermittlungsverhältnis und Vermittlungshandeln zwischen Individuum, Gemeinschaft und Gesellschaft*“.[2] Diese aktive Beteiligung an einem Diskurs wird als Befähigung zur Selbstbestimmung und als Mittel zur Demokratisierung ungleicher Machtverhältnisse gesehen.[3] Partizipation bedeutet die eigene Repräsentation, das Recht, eigene Entscheidungen zu treffen, als Bürger_in und Subjekt gesehen zu werden. Freiheit und Mündigkeit stehen hier im direkten Verhältnis zu sozialer Abhängigkeit und Gemeinschaft. *Partizipation ist die wechselseitige Begründung und Begrenzung von Selbst- und Mitbestimmung.*[4]

Wegweisend für heutige partizipative Prozesse in der Stadtplanung ist laut heutiger Sicht die 68er-Bewegung. Schon in den Jahren zuvor war ein Wertewandel in der Gesellschaft deutlich spürbar. Erste konkrete Konzepte zur Partizipation in der Stadtplanung wurden in den Vereinigten Staaten von der *SDS* (*Students for a Democratic Society*) entwickelt. In erster Linie ging es den Studierenden um die Ausweitung der Beteiligungsmöglichkeiten au alle Lebensbereiche.[5]

Die urbane Krise der 1960er Jahre in Amerika hatte unterschiedliche Ursachen. Die Suburbanisierung, eine alternde Gesellschaft und chaotische Zustände im Bereich der Regionalpolitik kollidierten mit der anhaltenden ethnischen Diskriminierung,

1 Georges, Heinrich & Karl Ernst: Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch. Hannover: Hahn, 1959. Band 2, Sp. 1489
2 von Schwanenflügel, Larissa; Walther, Andreas: Partizipation und Teilhabe. In: Kulturelle Bildung online: Wissenstransfer für Kulturelle Bildung. https://www.kubi-online.de/artikel/partizipation-teilhabe Wolfenbüttel: 2012
3 Brossmann, Esther: Partizipation für alle? In: soziales_kapital - Wissenschaftliches Journal österreichischer Fachhochschul-Studiengänge Soziale Arbeit. Nr. 14. Wien: 2015. S. 21
4 Gerhardt, Volker: Partizipation - Das Prinzip der Politik. München: C.H. Beck Verlag, 2006. S. 24
5 Haumann, Sebastian: Partizipation als Konsens: die ‚68er‘-Bewegung und der Paradigmenwechsel in der Stadtplanung. In: Suburban, Band 6, Heft 2/3. Erlangen: Suburban e.V., 2018. S. 190

der Verarmung der afroamerikanischen Bevölkerung und demzufolge der Ghettoisierung bestimmter städtischer Strukturen. Jane Jacobs schrieb in ihrem Buch *The Death and Life of Great American Cities* 1961, dass Stadtplaner es schaffen würden, trotz ausreichend vorhandener finanzieller Mittel und Unterstützung die vorhandene städtische Durchmischung schneller zu zerstören, als diese in nicht kontrollierten Stadtteilen wachsen könne. Sie bedauerte den Verlust dieser Qualität und kritisierte die kurzsichtige Handlungsweise der Stadtpolitik.[6] Als besonders sichtbares Beispiel einer selbst erfüllenden Prophezeiung städtischen Niedergangs erwähnte sie Stadtteile (zum Beispiel in der New Yorker West Side), in denen die Bewohner_innen nur aufgrund des Wohnsitzes als nicht kreditwürdig eingestuft wurden.[7] Martin Anderson schrieb in seiner Kritik *The Federal Bulldozer*, dass die damaligen Maßnahmen der Stadterneuerung keine Ghettos verhindern würden, sondern um diese herum bauen.[8] Nach anhaltenden Konflikten und politischen Umstrukturierungen wurden 1965 zum ersten Mal Afroamerikaner in Schlüsselpositionen der Stadt- und Regionalplanung gewählt.[9] Erst die Inklusion und das Öffnen von politischen Strukturen gegenüber bis dahin ausgeschlossenen Gesellschaftsschichten ermöglichten den nächsten Schritt, die politische Entmündigung von Bevölkerungsgruppen zu stoppen und danach die Bewohner_innen durch direkte Partizipation in konkrete Planungsprozesse mit einzubeziehen. Partizipation in der Stadtplanung war (und ist) keine Selbstverständlichkeit, sondern Teil von Forderungen politischer Mitbestimmung. Besonders in Demokratien, in denen politische Mitbestimmung durch das Wahlrecht definiert wird, mussten sich erst Prozesse etablieren, welche die Mitbestimmung von Anrainer_innen in Stadtentwicklungsprozessen ermöglichten.

Die europäische Stadtplanung und Politik beobachtete die Situation in Amerika. Ein gemeinsamer Konsens über parteipolitische Grenzen hinaus kristallisierte sich als Mittel zum Kampf gegen soziale Abwärtsspiralen und die Aufwertung von problematischen Stadtvierteln.[10] Die Kölner Architekten Stefan Goerner und Christian Schaller, die beide längere Studienaufenthalte in den U.S.A. hinter sich hatten, wurden in Deutschland als Kritiker der lokalen Stadtplanungspolitik bekannt und beteiligten sich

6 Jacobs, Jane: The Death and Life of Great American Cities. New York: Vintage Books, 1961. S. 177
7 Ebd.: S. 302
8 Pritchett, Wendell E.: Which Urban Crisis? Regionalism, Race and Urban Policy, 1960-1974. In: Journal of Urban History Vol. 34, Nr. 2 London: Sage Publishing, Jan. 2008. S. 272
9 Ebd.
10 Haumann, Sebastian: Partizipation als Konsens: die ‚68er‘-Bewegung und der Paradigmenwechsel in der Stadtplanung. In: Suburban, Band 6, Heft 2/3. Erlangen: Suburban e.V., 2018. S. 192

an Protesten gegen den Abriss der ehemaligen *Stollwerck*-Fabrik in Köln. Im Rahmen von diesen forderte eine Bürger_innen-Initiative den Erhalt der historischen Struktur und eine Adaptierung in finanzierbare Wohnungen. Im Frühling 1980 erreichten die Proteste ihren Höhepunkt mit einer 49 Tage andauernden Besetzung. Auch wenn die Initiative auf lange Sicht scheiterte, so war das deutschlandweite Medienecho ein Grundstein für Änderungen im Städtebaulichen Diskurs des Landes.[11] Goerner attestierte schon 1973, dass „*Demokratie, die als reine Wahldemokratie fungiert [...] nicht überlebensfähig*“ ist und „*das Recht der Nutzer auf bestimmende [...] Einflussnahme bei der Gestaltung ihrer Umwelt und damit ihrer wesentlichen Lebensbedingungen*“[12] ein Wert an sich sei, dem die Prozesse in der Stadtplanung angepasst werden müssten.

Im heutigen städtebaulichen Diskurs gelten die Verräumlichung von Geschichte und die Geschichtsdurchdringung des Raums als Selbstverständlichkeit. Historische Raumkonzepte als Medium der Geschichte sind in vielen Städten omnipräsent.[13] Raum als plurimediales Produkt kann Architektur, Inschriften, Bilder und Riten als Kommunikationssysteme beinhalten. Aus diesen lassen sich Machtverhältnisse, soziale Beziehungen, Art und Intensität der Nutzung und der sozialen Handlungen auch durch die sinnliche und ästhetische Wahrnehmung des Ortes herauslesen.[14]

Historische Versammlungsstätten sind Orte mit einer besonders intensiven baulichen und sozialen Geschichte. Der französische Stadtsoziologe Henri Lefebvre stellte sich die Frage nach dem medialen Raum, der nicht mehr als passives Objekt, sondern als aktiver Ort Kommunikation Handeln und Leben konstituiert.[15] Ein Raum, der einen aktiven Anteil an Geschichte hat, legt seinen Nutzer_innen bestimmte Praktiken nahe. Umgekehrt wird er durch seine Benutzung geformt.

11 Fleckenstein, Gisela; Wendenburg, Andrea: Häuser, Straßen, Plätze: Der städtische Raum in der archivischen Überlieferungsbildung. In. Texte und Untersuchungen zur Archivpflege. Band 29. Münster: LWL-Archivamt für Westfalen, 2014. S. 43-44

12 Goerner, Stefan; Schaller, Christian: Partizipation. Alibi oder Grundlage demokratischer Planung. Köln: BDA, 1973. S. 2

13 Muth, Susanne: Historische Dimensionen des gebauten Raumes – Das Forum Romanum als Fallbeispiel. In: Dally, Ortwin; Hölscher, Tonio; Muth, Susanne; Schneider, Rolf Michael (Hg.): Medien der Geschichte – Antikes Griechenland und Rom. Berlin/Boston: Walter De Gruynter, 2014. S. 286

14 Ebd. S. 289-90

15 Lefebvre, Henri: The Production of Space. Malden, MA: Blackwell, 1991. (Orginal französisch 1974). S. 411



Der Demonstrationszug vor der Stollwerckfabrik am 20. Mai 1980

Die symbolische Machtkomponente in der räumlichen Anordnung von Orten konstituiert den gesellschaftlichen Möglichkeitsraum und seine Grenzen. Die Ausgestaltung von Plätzen strukturieren die ideologischen und sozialen Rahmen, in dem Verhältnisse und Hierarchien durch die Akteure immer wieder aufs Neue herausgefordert und neu formiert werden.[16]

16 Golova, Tatiana: Räume und kollektive Identität. Bielefeld: transcript Verlag, 2011. S. 141-142

ANEIGNUNGEN AUF WIENERISCH

Das Jahr 1968 hinterließ auch in Wien seine Spuren, wobei die Studierendenproteste hier eher ein langsames Umdenken im Generationenkonflikt einläuteten. Was in der öffentlichen Erinnerung bleibt, ist zum Beispiel der Aktionskünstler Günther Brus, der in einem Hörsaal des Neuen Institutsgebäudes der Universität Wien im Rahmen der Protestaktion *Kunst und Revolution* zur Musik der österreichischen Bundeshymne onanierte und sich dann mit Kot beschmierte.[1] Die österreichische Kulturpolitik hatte zum diesem Zeitpunkt zum Ziel, eine nationale Identität nach 1945 aufzubauen. Der Fokus lag gezielt auf der Reproduktion klassischer Werke aus den Bereichen Oper, Theater und E-Musik. Zeitgenössische Kunst und Kultur wurde von offizieller Seite aus ignoriert oder gar diskriminiert.[2]

Das Ende der 1960er-Jahre war ein Zeitpunkt weltweiter Unruhen. In Übersee waren der Vietnamkrieg und die schwarze Bürgerrechtsbewegung die Hauptthemen. Die Chinesische Kulturrevolution, der Prager Frühling, der Nahost-Konflikt und Francos Diktatur in Spanien sind nur einige der wichtigen Ereignisse und Konfliktherde, die in die Weltgeschichte eingegangen sind. In Deutschland eskalierten nach dem Attentat auf Rudi Dutschke 1968 Studierendenproteste. In Paris endete die Besetzung der *Sorbonne* in Straßenschlachten, welche schließlich zu einem Generalstreik im gesamten Land führten.[3]

Besetzungen waren zu diesem Zeitpunkt temporäre Protestaktionen, um einer bestimmten Gruppe Gehör zu verschaffen. Neben der bereits erwähnten Aktion Kunst und Revolution kam es unter anderem zu Besetzungen. Die Kommune Wien versuche 1967 das Burgtheater zu besetzen. Die Gruppe von ca. fünfzig Personen aus dem Umfeld der *Wiener Aktionisten* wurden vom Portier verwundert mit den Worten: *"Was? Das wollt ihr besetzen? Da sind doch nur Rentner drinnen!"* empfangen.[4] Diese Randnotiz der Besetzungen und Demonstrationen der 1968-er-Bewegung zeigt deutlich auf, wie weit die Realitäten der Kriegs- und Nachkriegsgeneration auseinander lagen. Während junge Intellektuelle und Studierende nach neuen Formen des Zusammenlebens, sowie Frei- und Rederäumen ohne Zensur in der Öffentlichkeit suchten, herrschte in den Reihen der Politik Ratlosigkeit, Unterdrückung und Schweigen. Die Studierendenproteste bezogen sich in Österreich anfangs auf internationale Ereignisse oder Staatsbesuche aus dem Ausland, sowie auf die Lage der Bildungspolitik. Den Kern der Bewegung bildeten politisch links gerichtete Gruppierungen und Künstler_innen. Die vielen kleinen Gruppen mit unterschiedlichen Zielen, Auffassungen und Manifesten standen sich aber auch bei größeren Zielen im Weg.[5] So ist es auch nicht verwunderlich, dass es in Österreich im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern zu keinen nennenswerten Umbrüchen kam.

In den 1970ern wurden die Fragen nach dem eigenen und öffentlichen Freiraum größer. Neue Formen von Wohngemeinschaften, Kommunen, feministische Treffpunkte und alternative Kindergärten und Schulen wurden gegründet.[6] 1975 kam zur Besetzung des bis heute existierenden *Amerlinghauses* am Spittelberg durch die *Interessensgemeinschaft Spittelberg*. Das Geburtshaus des Malers Friedrich von Amerling sollte im Rahmen von Immobilienspekulationen Bürohäusern weichen. Dem stellte sich eine Gruppe von Privatpersonen, Anrainer_innen, Künstler_innen, Architekt_innen und Studierenden entgegen.[7] Im Rahmen der *Wiener Festwochen* wurde das baufällige Haus für vier Tage zur Spielstätte. In der direkten Folge kam es zu einem Manifest und einer gewaltfreien Besetzung, welche von den Behörden toleriert wurde. Absurd schien die Situation, dass das Haus in einem so desolaten Zustand war, dass es später abgetragen und zur Gänze wieder neu aufgebaut werden musste. Umso fragwürdiger wirkt im Nachhinein betrachtet die Entscheidung, das Gebäude trotz angeblicher Einsturzgefahr als Spielstätte für die *Wiener Festwochen* freizugeben. Der Umbau durch die GESIBA (Gemeinnützige Siedlungs- und Bauaktiengesellschaft) dauerte zwei Jahre. Die Stadt Wien finanzierte den Umbau und verlangte dafür, im Vorstand zur Hälfte vertreten zu sein. Mangelndes Besucher_innen-Interesse, fehlende Strukturen und basisdemokratische Unstimmigkeiten ließen Konflikte entstehen.[8] Es bedurfte weiterer innerer Konflikte wie einer Besetzung durch Jugendliche,

1 Brucher, Rosemarie: Günter Brus' «Zerreißprobe» und die Tradition christlicher Selbstopfer. In: Studia austriaca XXI. Milano: Università degli Studi di Milano, 2013. S. 157-158
2 Kropej, Sabine: Ohne Göd ka Musi. Kunstsponsoring, seine Entwicklung und Bedeutung (mit besonderer Berücksichtigung der Wiener Staatsoper). Wien: Diss., 2006. S. 29
3 Foltin, Robert: Und wir bewegen uns doch. Wien: Edition Grundrisse, 2004. S. 52-54; 69
4 Keller, Fritz: Wien, Mai 68 – Eine heiße Viertelstunde. Wien: Junius, 1983. S. 58
5 Foltin, Robert: Und wir bewegen uns doch. Wien: Edition Grundrisse, 2004. S. 87
6 Ebd.: S. 101-102
7 Reinprecht, Christian: Das Amerlinghaus darf keine Tiefgarage werden! Eine Betrachtung zum Amerlinghaus im vierten Jahrzehnt. In: Nußbaumer, Martina; Schwarz, Werner Michael (Hg.): Besetzt! Kampf um Freiräume seit den 70ern. Wien: Czernin Verlag, 2012. S. 80
8 Reinprecht, Christof: Das Amerlinghaus: Vom Scheitern und Überleben eines Experiments. In: Ehalt, Hubert Ch.; Knittler-Lux, Ursula; Konrad, Helmut (Hg.): Geschichtswerkstatt, Stadtteilarbeit, Aktionsforschung. Perspektiven emanzipatorischer Bildungs- und Kulturarbeit. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik, 1984. S. 183-194

welche mit der Einlasspolitik des *Amerlingbeisls* nicht einverstanden waren, um weitere Umstrukturierungen in die Wege zu leiten. Durch finanzielle Probleme kam es zu einer Zwangsverpachtung, die wiederum eine weitere Besetzung zur Folge hatte.

Im Zuge der Diskussion um das Amerlinghaus wurde die Wichtigkeit historischer Bausubstanz verdeutlicht. 1975 war auch das *Europäische Jahr des Denkmalschutzes*, welches bereits 1969 angedachte Pläne zur *sanften Stadterneuerung*, also der schonenden Sanierung von Altbestand, in den Vordergrund rückte. Der *Spittelberg* war zwar bereits 1973 Teil der *Schutzzone* nach dem *Altstadt-Sanierungsgesetz*, aber in Wirklichkeit das Gegenteil der jetzigen Touristenattraktion. In den desolaten Häusern wohnten zum Teil nur noch Obdachlose. Nachdem die Entscheidung gefallen war, das *Amerlinghaus* nicht abzureißen, entschied man sich für eine Gesamtaufwertung des Grätzls und die Sanierung des Altbestandes in der Umgebung. Bis heute ist der Großteil im Besitz der Stadt Wien, welche Mietpreise unter dem Marktwert anbietet, was wiederum Handwerker_innen und Künster_innen in das Viertel brachte und so eine komplette Gentrifizierung des Gebiets verhinderte.[9]

Am 27. Juni 1976 kam es zur berühmten Besetzung der *Arena* (eigentlich des *Auslandsschlachthofs St. Marx*), welche zu diesem Zeitpunkt die Bezeichnung für eine alternative Veranstaltungsreihe im Rahmen der *Wiener Festwochen* war, die ab 1974 im Schlachthof stattfand. Ulrich Baumgartner, Intendant der Wiener Festwochen, merkte 1972 fast schon zynisch im Programmheft an: „*Die Wiener Festwochen sind in der merkwürdigen Situation, sich ihr eigenes Antifestival veranstalten zu müssen, während sich im Schatten großer westlicher Festivals die jugendliche Initiative oft von selbst den Auftritt plant.*"[10]

Der Besetzung des 70.000m² großen Areals folgte der Ruf nach einem Kulturzentrum mit ganzjähriger Bespielung, unter großer Befürwortung der Wiener Bevölkerung. Die Veranstaltungen der Arena waren sehr gut besucht, schon 1975 kamen 20.000 Besucher_innen in 28 gänzlich ausverkaufte Vorstellungen. Studierende aus der Klasse Peichl lagen die Abrisspläne des *Auslandschlachthofs* im Rahmen eines Entwurfprojekts vor.

9 Fellinger Julia; Jecel, Doris; Kammerer, Stefan: Kunst findet Stadt.Die Entstehung des „Kunst- und Kulturviertels" im Statteil Spittelberg. In: Grisold, Andrea; Miklautz, Elfie; Resch, Andreas (Hg.): Kreativ in Wien: Vierzehn Fallstudien im Spannungsfeld von Ökonomie und Kunst. Wien: Lit Verlag, 2011. S. 274; 280-82

10 Wiener Festwochen (Hg.): Wiener Festwochen Programmheft. 27. Mai-25. Juni 1972. S. 6

Dietmar Steiner[11] erstellte zusammen mit einer Gruppe von Kolleg_innen Flugblätter mit der Forderung „*Der Schlachthof darf nicht sterben*" und brachte mit dieser Aktion die Abrisspläne in die öffentliche Debatte.[12] Am 12. Oktober 1976, also keine vier Monate nach der Besetzung, unterbrach die Stadt Wien das Experiment und begann mit dem Abriss des Geländes. Hauptgrund dafür war die Tatsache, dass das Areal bereits verkauft war. Nach dem Erfolg im Rahmen der *Wiener Festwochen* aber und den darauf folgenden Protesten hatten Verhandlungen stattgefunden und man bot den Besetzer_innen alternativ den unweit gelegenen ehemaligen *Inlands-Schlachthof* an, welcher bis heute der Standort der *Arena* geblieben ist.[13] Der neue Standort wurde auch nicht gleich akzeptiert und konnte nach einigen Verhandlungen nur in einer abgespeckten Version als Veranstaltungsort funktionieren.[14] Was heute von der *Arena* übrig ist, unterscheidet sich kaum von anderen kommerziellen Spielstätten. Der Ort definiert sich zwar als alternatives und nicht gewinnorientiertes Kulturzentrum, doch viele Aspekte und Forderungen der damaligen Bewegung fanden im neuen Konzept keinen Platz.

Besonders hervorzuheben ist, dass das Areal der besetzten *Arena* durch die verschiedenartigen, teils desolaten Gebäude und den Grünraum am Gelände sehr schnell adaptierbar war. Neben Veranstaltungsräumen wurden ein Kindergarten, ein Jugendtreffpunkt, Werkstätten, Gastronomie und ein medizinisches Versorgungszentrum eingerichtet.[15] Insbesondere das Programm für Kinder und Jugendliche wurde zum gesellschaftlich angesehenen Gegenprogramm zur verfehlten Planung der Stadtpolitik. So gab es zwar im *Kulturpolitischen Maßnahmenkatalog* von 1975 die Zielsetzung, lokale Kulturzentren, besonders auch für Jugendliche, zu errichten, aber umgesetzt wurde nichts davon. 1978 ergab eine Umfrage, dass 93 Prozent der befragten Personen noch nie auf einem Konzert oder in einem Theater waren, 76 Prozent dafür täglich vor dem Fernseher saßen.[16] Daher ist es nicht verwunderlich, dass dem Wunsch nach selbst verwaltetem öffentlichem Kulturraum seitens der Behörden auf Umwegen Folge geleistet wurde, da es kein alternatives Angebot gab.

11 späterer Direktor des *Architekturzentrum Wien*

12 WUK - Webpage: Mantler, Anton: Von der Arena zum WUK 25 Jahre Wiener Geschichte der Kulturalternativen. Vortrag (gekürzte Fassung). https://www.wuk.at/ S. 1-2

13 Kirchweger, Michèle: Freiräume für Kultur in Wien. Proletenpassion und die Arena-Besetzung als kulturpolitischer Umbruch 1976. Diplomarbeit. Wien: Universität Wien, 2015. S. 18

14 Mantler, Anton: Von der Arena zum WUK 25 Jahre Wiener Geschichte der Kulturalternativen. Vortrag (gekürzte Fassung). S. 2. In: WUK - Webpage: https://www.wuk.at/ S. 2

15 Kirchweger, Michèle: Freiräume für Kultur in Wien. Proletenpassion und die Arena-Besetzung als kulturpolitischer Umbruch 1976. Diplomarbeit. Wien: Universität Wien, 2015. S. 20-21

16 Blaukopf, Kurt; Bontinck, Irmgard; u.a. (Hg.): Kultur von unten. Innovationen und Barrieren in Österreich. Wien: Löcker, 1983. S. 13-19; 22

Der Standort der *Arena* im klassischen Arbeiter_innen-Bezirk Erdberg war zudem vorteilhaft, um Anziehungspunkt für ein gemischtes Publikum in dezentraler Lage fernab der großen staatlichen Theater- und Konzerthäuser zu werden.

Ein weiteres Beispiel eines weiterhin existierenden selbst verwalteten Kulturzentrums ist das *WUK* (*Werkstätten und Kulturhaus*) an der Währinger Straße. Die ehemalige Lokomotivenfabrik beherbergte bis 1978 das Technologische Gewerbemuseum mitsamt der zugehörigen Schule. Nachdem klar war, dass die Schule in einen größeren Neubau ziehen sollte, wurde die Initiative *Rettet das TGM* gegründet, die sich für einen autonomen Kulturbetrieb am Gelände einsetzte. Der *Verein zur Schaffung offener Kultur- und Werkstättenhäuser* wurde 1979 gegründet und schaffte es, durch Informationsveranstaltungen, Postwurfsendungen, Festen und mittels Mundpropaganda innerhalb kurzer Zeit viele Anhänger zu finden. Die offizielle Anerkennung der Stadt Wien als Kulturzentrum folgte 1981.[17]

Den Unterstützer_innen des *WUK*s spielte in die Hände, dass der Konflikt um den Abriss der Arena 1979 noch kein Ende gefunden hatte. Der Sommer 1976 hatte weitreichende Folgen. So wurde die geplante Verlängerung der Westautobahn mit der Folge des Abrisses des *Naschmarktes* unter Protesten der Bevölkerung, besonders durch das von Willi Resetarits initiierte *Anti-Schleifer-Fest* verhindert. Die Initiator_innen des Festes schafften es wiederum, die dort Protestierenden zur Unterstützung der Arena-Besetzung zu bringen.[18] Wichtig ist also anzumerken, dass die verschiedenen Beteiligten der Proteste gegen Abrisse und Gründungen von selbst verwalteten öffentlichen Kulturräumen sich gegenseitig unterstützt haben und somit keine unbeschriebenen Blätter bei Verhandlungen mit der Stadt waren. Andererseits fällt es schwer, bei der offiziellen Seite der Stadt Wien eine klare Linie zu finden, da es bei allen genannten Beispielen interne Meinungsverschiedenheiten, falsche Versprechen, auf der anderen Seite aber genauso tolerierte Zwischennutzungen, private Bürgschaften seitens von Politiker_innen und offizielle Unterstützungsbekundungen gab.

In Wien finden bis heute Hausbesetzungen und Proteste um Stadtraum statt. Besonders bekannt wurde der Konflikt um das Kunst- und Kulturzentrum *mo.ë* in der

17 Foltin, Robert: Und wir bewegen uns doch. Wien: Edition Grundrisse, 2004. S. 40
18 Wiener Zeitung - Online-Ausgabe: Der lange Schatten des heißen Sommers 1976. 7.8.2016. https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/chronik/wien/833350-Der-lange-Schatten-des-heissen-Sommers-1976.html



Das Arena-Manifest beim Eingang im Juli 1976

ehemaligen k. u. k. Orden- und Medaillenmanufaktur in der Thelemangasse 4. Ein mehrjähriger Mietvertrag für das Hinterhofhaus wurde nicht mehr verlängert. Der Hintergrund war eine Immobilienspekulation, welche sich nicht nur gegen das Kunstkollektiv richtete, sondern auch gegen Bewohner_innen des Vorderhauses mit unbefristeten Mietverträgen. Der Eigentümer nahm auch seine Instandhaltungspflicht nicht mehr wahr. Trotz weiterer Subventionen seitens der MA 7 für das Weiterführen des *mo.ë* gab es keine weitere Unterstützung seitens der Politik, um die Räumlichkeiten als öffentlichen Kulturraum in der Stadt zu erhalten. Es zeigen sich auch hier parallele Handlungsebenen in der Stadtpolitik: Auf einer Seite werden Förderungen zugesichert, um Projekte und somit ihre Räumlichkeiten weiter zu erhalten, auf der anderen Seite wird der Verlust eines solchen Raumes zu Gunsten von Immobilienspekulation als privater Konflikt verstanden – mit der Folge von Passivität und der Heraushaltung aus dem Konflikt.[19]

19 Hejda, Willi: Zwischen Formalisierung, Verdrängung und Selbstermächtigung - Stadt von unten in Wien. In: Trappel, Dorothea (Hg.): Der abgestellte Bahnhof. Wien: falter Verlag, 2017. S. 194-195

WIEN: PARTIZIPATION UND STADTENTWICKLUNG

Für die Stadt Wien bedeutet aus offizieller Sicht Stadtentwicklung einen *„verantwortungsvollen Umgang mit der historischen Substanz."*[1] Besonders nach dem politischen Desaster 2017 rund um den Weltkulturerbe-Status der Stadt Wien im Rahmen des geplanten Umbaus und der Neugestaltung des Hotels *Intercontinental*, dem Wiener Eislaufverein und der Umgebung des Heumarktes (mitsamt eines Hochhauses mit Luxus-Eigentumswohnungen), welches zugunsten der Entscheidungen der UNESCO, den sogenannten *Canaletto-Blick*[2] nicht zu gefährden, doch nicht umgesetzt wurde (Stand: Dezember 2019)[3], entstand eine Grundsatzdebatte über die Informationspolitik und Miteinbeziehung der Anrainer_innen seitens der Stadt Wien im Zusammenhang mit Stadtentwicklungsprojekten und den Umgang mit Investor_innen. Die Debatte um wurde emotional in den Medien ausgetragen. Auch die sogenannte *Freie Mitte*[4] am Nordbahnhof, also die Konzentration der Baukörper am *Vielseitigen Rand*[5], um eine sehr große grüne Freifläche zu gewinnen, war aufgrund ihrer zur Umsetzung notwendiger Hochhäuser umstritten.

Beim Heumarkt-Projekt ging es vordergründig um die Verstellung eines Blickes, der in seiner ursprünglichen Form nur noch zum Teil existiert. Der Hauptgrund für die emotional aufgeladene Debatte liegt mehr in der Fehlkommunikation seitens der Stadtpolitik und der Intransparenz in Bezug auf Tauschgeschäfte mit Investor_innen, um bestimmte Vorhaben zu finanzieren. Der Turm ist aber nur Teil des Problems. Leere Versprechen um öffentliche Freiräume und das zu weite Entgegenkommen den Investor_innen gegenüber stoßen noch mehr auf Ablehnung. Die Erwartungshaltung der Bürger_innen, einen renovierten Eislaufverein und mehr öffentliche Parkfläche zu bekommen, konnte oder wollte nicht erfüllt werden. Versprochen wurde aber vieles.[6]

1 Magistratsabteilung 21 der Stadt Wien – Stadtteilplanung und Flächennutzung (Hg.): Masterplan für eine partizipative Stadtentwicklung. Wien: MA21, 2017. S. 47
2 Der nach einem Gemälde von Bernardo Bellotto (gen. Canaletto) genannte Blick vom Oberen Belvedere auf die Wiener Innenstadt.
3 Wiener Zeitung - Online-Ausgabe: Heumarkt-Hochhaus kommt doch nicht. 20.12.2019. https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/politik/wien/2043421-Heumarkt-Hochhaus-kommt-doch-nicht.html
4 Vlay, Bernd; Streeruwitz, Lina; MA21 (Hg.): Freie Mitte, vielseitiger Rand. Handbuch zum städtebaulichen Leitbild Nordbahnhof. Wien: MA21, 2015
5 Ebd.
6 Kleine Zeitung - Online-Ausgabe: Vassilakou verteidigt Projekt vor Abstimmung. 1.7.2017. https://www.kleinezeitung.at/politik/innenpolitik/5227558/Heumarkt_Vassilakou-verteidigt-Projekt-vor-Abstimmung



Montage von Fabian Lang, Dossier: *Turmbau zu Heumarkt*, 2019

Wie wenig von direkter Einbindung der Anrainer_innen übrigbleiben kann, lässt sich am Beispiel des *Althangrunds* im 9. Bezirk beobachten. Der komplexen Umgestaltung des Überbaus des Franz-Josefs-Bahnhofs ging ein partizipativer Prozess voraus, der Stadt und dem Bezirk war es ein Anliegen, die Anrainer_innen miteinzubeziehen. Was in der Theorie gut klang, endete in einer Farce. Im Architekturwettbewerb wurde mit Zahlen hantiert, die im laufenden Verfahren mehrfach korrigiert wurden[7], die von der Stadt Wien im städtebaulichen Vertrag geforderten geförderten Wohnungen aus dem Paket gestrichen und das Würfelspiel um Hochhäuser und Terrassenbauten monatelang hinter geschlossenen Türen mit den Investorfirmen mit einem wenig zufriedenstellenden Ergebnis verhandelt.[8]

7 Der Standard - Online-Ausgabe Althangrund: Architektenwettbewerb wird zum Streitfall. 13.2.2918. https://www.derstandard.at/story/2000074197914/althangrund-architektenwettbewerb-wird-zum-streitfall
8 Rachbauer, Stefanie: Wiener Althangrund: Was anstelle des Terrassenhauses kommt. In: Kurier. Online-Ausgabe. 10.12.2019. https://kurier.at/chronik/wien/wiener-althangrund-was-anstelle-des-terrassenhauses-kommt/400698893

MASTERPLAN NORDBAHNHOF

Der Nordbahnhof-Masterplan von 1994 unter der Federführung von Boris Podrecca und Heinz Tesar sieht ein klassisches Raster vor, er wirkt stark angelehnt an Otto Wagners Großstadt-Pläne. Große Baublöcke mit Innenhöfen, breite Alleen, inmitten dieser Struktur ein quadratischer Park mit der Seitenlänge von 200 Metern.[1] Wenn man an den Neubauten aus der ersten Bauphase vorbeigeht, spürt man nichts von der Geschichte, die dieser Ort mit sich gebracht hat. Weder die Donau, noch der alte Bahnhof haben Spuren hinterlassen. In der denkmalgeschützten alten Remise hat sich eine Diskont-Supermarktkette eingemietet, doch aus Kostengründen war es einfacher, einen Kubus unter das gewölbte Dach zu setzen. Große anonyme Kuben reihen sich aneinander, von Stadtidentität ist weit und breit nichts zu sehen. Die Bewohner_innen haben durch Balkone, Terrassen und Innenhöfe definitiv mehr Komfort als in so manch anderer Neubaugegend, doch auf der Straße spielt sich kein Leben ab.

Der neue Masterplan *Freie Mitte - Vielseitiger Rand* von VlayStreeruwitz versucht, diese Fehler nicht zu wiederholen, sondern mit einigen Kompromissen über die in Wien negativ belastete Hochaus-Diskussion und vielen Einsparungen, ein großes Naherholungsgebiet zu schaffen. Christian Kühn kommentiert diese Idee wie folgt: „*Das klingt romantisch und ist es teilweise auch. Die Vorstellung, Stadtraum achtsam aus vorhandenen Substanz heraus zu entwickeln, ist allerdings eine Grundhaltung, die über Romantik hinausgeht. Im konkreten Fall soll sie nicht nur „bottom-up" durchgesetzt werden, sondern auch „top-down" durch einen neuen städtebaulichen Masterplan.*"[2]

Die Haltung der Behörden kann man nicht als Liebe auf den ersten Blick interpretieren. Die *Freie Mitte* wurde mit einem ungepflegten Park gleichgesetzt, es gab von Haus aus Angst vor Vandalismus und Verunreinigung. Die Haftungsfrage musste auch geklärt werden.[3] Es scheint, als ob das gesamte Bürger_innen-Beteiligungsverfahren dafür notwendig gewesen wäre, um den Behörden das Augenscheinliche zu erklären: Dass die Stadtwildnis am Nordbahnhof längst zum wichtigen Ort für die Anrainer_innen geworden ist. Die Option, einen Teil davon erhalten zu können, wurde durch den Masterplan auf den Tisch gelegt.

1 Kühn, Christian: Wiens Nordbahnhof: Das Wilde pflegen. In: Die Presse: Online-Ausgabe, 28.07.2017 https://www.diepresse.com/5260237/wiens-nordbahnhof-das-wilde-pflegen
2 Ebd.
3 Ebd.



Das Ensemble dieser zwei nebeneinander stehenden spezifischer Gebäude, deren Nutzung oder Aufgabe sich stark in die Wahrnehmung derer einprägte, die über ihre Erhaltungswürdigkeit diskutierten, zeigt auf, dass eine Gemeinschaft prägende Benutzung der Nordbahnhalle notwendig war, um sie als erhaltungswürdig zu betrachten. Das bedeutet aber nicht, dass jedes Gebäude von Anfang an ein solches Potential innehat, sondern, dass es bereits spezielle räumliche Qualitäten mit sich bringen muss, um einer vielschichtigen Nutzung und Adaptierung gerecht zu werden.

Der Beteiligungsprozess am Nordbahnhofgelände umfasse 2013 bis 2014 rund 27.500 Haushalte, aus denen sich eine Gruppe von ca. 300 aktiv teilnehmenden Bürger_innen herauskristallisiert hat. Ausgewählte Dialoge wurden mit folgenden Gruppen geführt: *Bürger_innengruppe Lebenswerter Nordbahnhof*, *Wohnprojekt Wien* (Baugruppe), *Grätzelbeirat Volkert-* und *Alliiertenviertel*, *Grätzelbeirat Stuwerviertel*, *Grätzelbeirat Zwischenbrücken* und *Mieterbeirat Uhlir-Hof*. Aus diesen Gruppen wurde jeweils eine Person zu weiteren Treffen entsandt, weitere dreißig wurden per Los aus allen Interessenten ausgewählt. Zu ausgewählten Themen, Nutzungen und Planungsphasen wurden Dialogforen, Workshops und informelle Treffen organisiert. Zum Abschluss wurde im April 2014 im Rahmen eines Grätzlfestes das (nach dem alten Leitbild aus dem Jahr 1994) neu adaptierte Leitbild präsentiert.[4]

4 Vlay, Bernd; Streeruwitz, Lina; MA21 (Hg.): Freie Mitte, vielseitiger Rand. Handbuch zum städtebaulichen Leitbild Nordbahnhof. Wien: MA21, 2015. S. 18

Abb.: Stadt Wien: Leitbild Nordbahnhof 1994, Modell und Grundriss.



Wohnhäuser um den Nordbahnhof, 2016

Zwar wurde bei der Auslosung der Teilnehmer_innen darauf geachtet, dass jeder Straßenzug und breit gefächerte Themen in den Prozess inkludiert werden, doch ist die Losermittlung auch eine problematische Methode in partizipativen Prozessen. So sind weder die jeweiligen Kompetenzen der ausgewählten Personen, noch die Gruppe ihrer Unterstützer_innen Kriterium der Auswahl.

Partizipation ist ein weit auslegbarer Begriff und die direkte Teilhabe an der Stadtentwicklung sieht in jeder Stadt anders aus. Die Stadt Wien geht dabei scheinbar durch die Fehler und Missverständnisse der letzten Jahre gesteuert in Richtung engmaschig kontrollierter und intensiv moderierter Prozesse. Der *Masterplan partizipative Stadtentwicklung* von 2017 ist ein fast 100-seitiger Werkstattbericht der Stadt Wien, in welchem ausführlich erklärt wird, welche Methoden, Prozesse, Kriterien und Systematiken in Beteiligungsprozessen in der Stadtentwicklung angewandt werden.

Dies beruht auch auf dem Wunsch der Stadt Wien nach mehr Transparenz und in der erwünschten Konsequenz weniger Missverständnissen.[5]

So finden sich in der Einleitung die Worte: *„Der STEP[6] 2025 begreift die Beteiligung der Bevölkerung als zentrales Element guter Stadtentwicklung. Durch die frühzeitige Zusammenarbeit mit der Bevölkerung soll die Entwicklung der Stadt zu langfristig besseren Ergebnissen führen. Ein erfolgreicher Dialog zeichnet sich durch Offenheit, Respekt und Lernbereitschaft aller Beteiligten aus.“*[7]

Matthias Winterer ging in seinem Artikel “*Wie die Stadt Wien ihre Bürger mit Liebe erdrückt*” in der Wiener Zeitung auf diesen Aspekt im Zusammenhang mit den Geschehnissen rund um die Nordbahnhalle und den *ALM* Skatepark ein. Er kritisierte den *Masterplan partizipative Stadtentwicklung* von 2017 und vergleicht die Wiener Behörden mit *“Helikoptereltern”*[8], die zwar ihre Bevölkerung nach bestem Gewissen in der Partizipation fördern wollen, aber alle Prozesse so stark reglementieren, dass spontane Entwicklungen und Abweichungen von diesem vorgegebenen Regelwerk nicht geduldet werden. Hinzu kamen leere Versprechungen seitens der Gemeinde- und Bezirkspolitik, die Projekte weiterhin zu unterstützen.

5 Magistratsabteilung 21 der Stadt Wien – Stadtteilplanung und Flächennutzung (Hg.): Masterplan für eine partizipative Stadtentwicklung. Wien: MA21, 2017. S. 22
6 Stadtentwicklungsplan, Anm.
7 Ebd.: S. 15
8 Winterer, Matthias: Wie die Stadt Wien ihre Bürger mit Liebe erdrückt. In: Wiener Zeitung - Online-Ausgabe. 6.10.2019. https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/politik/wien/2032313-Wie-die-Stadt-Wien-ihre-Buerger-mit-Liebe-erdrueckt.html

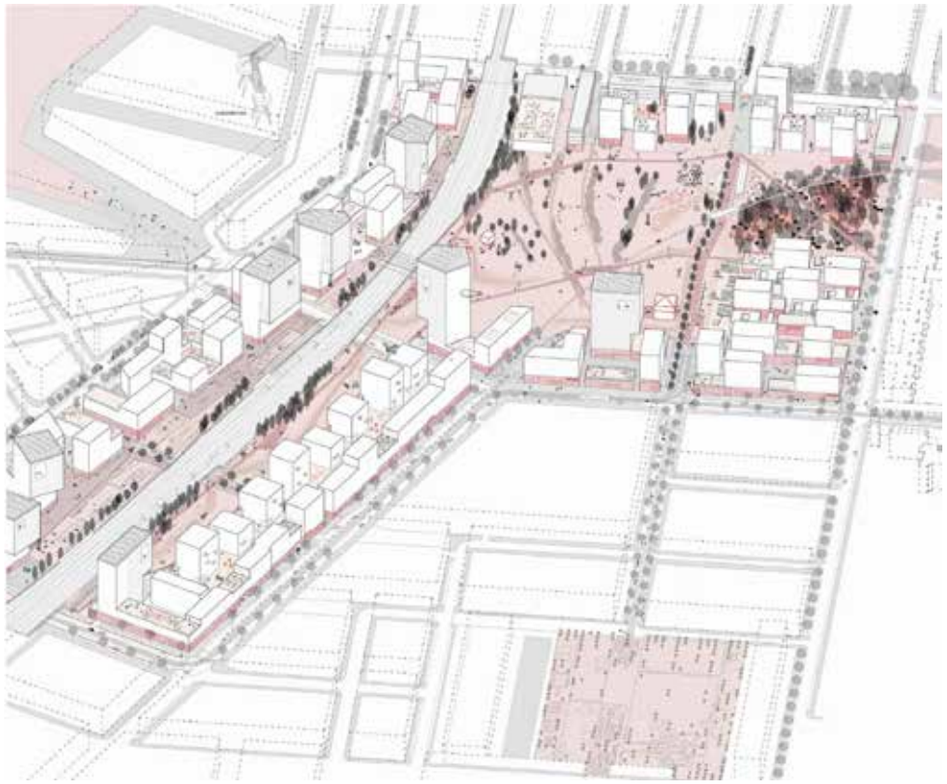


Abb.: Vlay, Bernd; Streeruwitz, Lina: Freie Mitte, vielseitiger Rand

DIE NORDBAHNHALLE ALS ORT DER PARTIZIPATION

Am 10. November 2019 sah man von ganz Wien aus eine große Rauchwolke. Die Nordbahnhalle brannte. Binnen weniger Stunden schaffte es die bis dahin als Grätzlzentrum bekannte alte Lagerhalle auf die Titelseiten aller bekannten österreichischen Zeitungen. Im Jänner 2020 wurde nach den feuerpolizeilichen Untersuchungen bestätigt, dass es sich um Brandstiftung gehandelt hat.[1]

Die Tatsache, dass die unklare Zukunft der temporär geplanten Nutzung der Halle durch einen Brand besiegelt wurde, verstärkte die emotionalen Reaktionen der Beteiligten und Anrainer_innen rund um das Thema der Nutzung des öffentlichen Raums in Wien. Warum aber wurde die Halle zum Fallbeispiel einer angeblich fehlgeschlagenen Bürger_innenbeteiligung in der Stadtplanung? Um diese Frage zu beantworten, gehen wir zu dem Punkt zurück, an dem die Halle zum ersten Mal auf öffentliches Interesse stieß.

Mischung:Nordbahnhof war 2017 bis 2019 das Folgeprojekt von *Mischung:Possible!*, einem *Smart Cities* Sondierungsprojekt für Impulsmodelle für nutzungsgemischte Quartiere. Es wurde aus dem Klima- und Energiefonds des Bundesministeriums für Verkehr, Innovation und Technologie finanziert. Das für den Masterplan verantwortliche Architekturbüro VlayStreeruwitz, die TU Wien und das Architekturzentrum Wien waren unter anderem am Projekt beteiligt.[2]

Das *design.build*-Studio ist eine von Peter Fattinger geleitete Abteilung für Entwurfsübungen an der Abteilung für Wohnbau und Entwerfen der TU Wien. Ziel der Übungen sind die Umsetzungen verschiedene Projekte im Maßstab 1:1, um den Studierenden neben den Entwurfstätigkeiten auch sämtliche Phasen eines echten Bauprojekts in Teamarbeit näher zu bringen. Die soziale Komponente der Projekte ist dabei sehr wichtig. So wurde bereits ein Waisenhaus und ein Kindergarten für Entwicklungsgebiete gebaut. In Österreich wurden Projekte in Zusammenarbeit mit der Caritas und im Bereich von Zwischennutzungen geplant und gebaut.[3]

1 ORF Nachrichten - Online-Ausgabe: Brand in Nordbahnhalle vermutlich gelegt. 22.1.2010. https://wien.orf.at/stories/3031072/
2 Forlati, Silvia, Peer, Christian; TU Wien (Hg.): Mischung:Possible! Wege zur zukunftsfähigen Nutzungsmischung. 2. Auflage. Wien: 2017
3 design.build-Website: „Projekte“ und „Über Uns“. http://www.design-build.at/



Jesche, Franz: Erste bekannte Aufnahme des Brandes der Nordbahnhalle. 10.11.2019

Fattinger wurde durch Zufall darauf aufmerksam, dass am Gelände des ehemaligen Bahnhofs eine leere Lagerhalle Potential für ein Projekt im Rahmen von *Mischung:Nordbahnhof* haben könnte.

In den folgenden drei Semestern wurde die ehemalige Lagerhalle des Lebensmittel-Großhändlers IMGRO ausgeräumt, umgeplant und adaptiert. Ziel des Umbaus war in erster Linie die Nutzung als Stadtlabor und Vermittlungszentrum für das Stadtentwicklungsgebiet Nordbahnhof. Die Halle und der umliegende Außenbereich wurden für die verschiedene Nutzungen adaptiert. Sie sollte als Veranstaltungsort für unterschiedliche Formate dienen, aber auch als Coworking-Space mit Werkstätten und Gastronomie.[4] Das Architekturzentrum entwickelte als Teil der *Vienna Biennale* im Sommer 2017 mit *Care + Repair* einen öffentlichen Arbeitsraum und veranstaltete eine Konferenz mit Workshops und einer Publikation.[5]

4 Nordbahnhalle-Website: Die Halle. https://www.nordbahnhalle.org/die-halle/
5 AzW Wien - Website: Care + Repair. https://www.azw.at/de/artikel/presse/care-repair/



Fattinger, Peter (r.); IG Nordbahnhalle (l.): Impressionen aus der Nordbahnhalle während des Umbaus und der Nutzung.

Die Wahl des Ortes wird auf der Projektseite wie folgt beschrieben: „*Der Nordbahnhof mit seinen alten und neuen Nachbar*innen, mit seiner beeindruckenden Stadtbrache, die laut städtebaulichem Leitbild als freie Mitte großmaßstäblich fortgeschrieben werden soll, mit dem ehemaligen Wasserturm und der Koexistenz von Echsen, Kröten, Vögeln und Erholungssuchenden, ist ein exemplarisches Stück Stadt, um Care + Repair für die urbane Zukunft zu erproben.*“[6]

Die Halle wurde schnell zum Anziehungspunkt für die sonst soziokulturell karge Umgebung. Einzig eine Bäckerei hat das Neubauviertel etwas beleben können, Kulturräume sucht man in der Gegend vergebens. So war die Nordbahnhalle der einzig mögliche Ort, um Veranstaltungen durchzuführen. Die Verantwortlichen begrüßten die Initiativen, es fand innerhalb von zwei Jahren fast täglich eine Veranstaltung statt. Insgesamt besuchten ca. 500.000 Menschen die Halle.

6 AzW Wien - Website: Care + Repair. https://www.azw.at/de/artikel/presse/care-repair/

Ende Sommer 2019 war das Projekt der TU ausgelaufen und der weitere Plan sah einen zeitnahen Abriss der Halle vor, da diese weiterhin als reines Zwischennutzungsprojekt gesehen wurde. Ein kleiner Teil musste bereits aufgrund des Baus einer Straßenbahn-Umkehrschleife abgerissen werden. Die *IG Nordbahnhalle* schloss sich daraufhin mit Anrainer_innen, Studierenden des TU-Projektes, die *IG Kultur Wien*, der Zeitschrift *dérive* und mehreren Architekt_innen, Urbanist_innen, Kultur- und Kunstschaffenden zusammen, um den Totalabriss zu verhindern.[7] Das Hauptargument für die Erhaltung der Halle war neben ihrem Erfolg der Mangel an Alternativen. Kritisiert wurde, dass es in einem Bezirk mit zukünftig 20.000 neuen Bewohner_innen kein Platz für einen konsumfreien öffentlichen Veranstaltungsort geben sollte. Die Idee, den denkmalgeschützten Wasserturm für diese Zwecke zu adaptieren, wurde grundsätzlich unterstützt, doch seine kleine Grundfläche und fehlende Zwischengeschosse würden nicht ausreichend Platz bieten. Die langwierige und kostspielige Renovierung würde auch nicht von heute auf morgen passieren. Als Ersatz für die Halle war dieser also nicht zu betrachten.[8]

In der österreichischen Presse wurde ein Machtkampf zwischen den Initiator_innen der Halle und der *IG Lebenswerter Nordbahnhof,* die sich für den Erhalt der Stadtwildnis einsetzte, vermutet.[9] Fakt ist, dass einzelne Personen die Halle als Belastung für die umliegende Natur sahen, doch die eigentliche Ursache des Konflikts lag im Unvermögen der Verantwortlichen, Entscheidungen zu treffen. Trotz des bereits beschlossenen Abrisses wurden im September 2020 finanzielle Mittel für die Bespielung einer (wahrscheinlich letzten) Saison bereitgestellt. Die MA 7[10] stellte 100.000 Euro zur Verfügung und einigte sich mit der Grundstückseigentümerin, den ÖBB.[11] Im November 2019 musste das Projekt nach dem Brand als beendet erklärt werden. Die Halle war zum Teil einsturzgefährdet, laut feuerpolizeilichen Erkenntnissen nicht mehr zu retten und wurde daraufhin abgetragen.[12]

7 Rauth, Elke; Laimer, Christoph: Die Nordbahnhalle auf dem Weg zum Stadtteilzentrum. In: dérive N° 77, 10-12/2019 - Online-Ausgabe. https://derive.at/texte/nordbahnhalle-stadtteilzentrum/
8 Ebd.
9 Lorenz, Laurin: Natur oder Kultur am Wiener Nordbahnhof? In. der Standard - Online-Ausgabe. 20.9.2019. https://www.derstandard.at/story/2000108840505/natur-oder-kultur-am-wiener-nordbahnhof
10 Kulturabteilung der Stadt Wien
11 Rachbauer, Stefanie; Breineder, Christa: Total-Abriss gestoppt: 100.000 Euro für Wiener Nordbahnhalle. In: Kurier - Online-Ausgabe. 11.9.2019. https://kurier.at/chronik/wien/total-abriss-gestoppt-100000-euro-fuer-wiener-nordbahnhalle/400601879
12 Wiener Zeitung - Online-Ausgabe: Nordbahnhalle wird abgerissen. 9.12.2019. https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/politik/wien/2041662-Nordbahnhalle-wird-abgerissen.html



Kritik der partizipativen Prozesse

Im Oktober 2019 schlossen sich 22 überparteiliche Bürger_innen-Initiativen zusammen, um mit 10 Forderungen an die Wiener Stadtregierung für echte Bürgerbeteiligung statt Pseudo-Partizipation zu protestieren. Ihre Forderungen sind:[1]

1. Verpflichtende Bürgerversammlung auf Bezirksebene bei Umwidmungen von Grünflächen oder Änderung der Bauklasse bei Petitionsstärke

2. Verpflichtung zu Workshopverfahren und Planungsprozessen unter Einbindung der Bürger/innen, damit berechtigte Anliegen Berücksichtigung finden

3. Parteistellung im Bezirks- und Stadtparlament bei Petitionsstärke für den/die Sprecher/in einer Bürgerinitiative (Antragstellung, Rederecht, etc,)

4. Aufschiebende Wirkung der Beschlussfassung von Flächenwidmungs- und Bebauungsplänen im Gemeinderat bei paralleler Behandlung im Petitionsausschuss und verpflichtende Konsequenzen aus den Ergebnissen des Petitionsausschusses

5. Konkrete Auskunft an die Öffentlichkeit über Einarbeitung/Umsetzung/Anzahl/Art der Berichterstattung der MA21 über die Stellungnahmen der Bürger/innen zu Flächenwidmungs- und Bebauungsplänen im Gemeinderat

6. Vollständige Verfügbarkeit aller rechtlich geforderten Unterlagen VOR der Veröffentlichung von Flächenwidmungs- und Bebauungsplänen, insbesondere sämtliche der MA21 vorliegenden internen und externen Gutachten (Umwelt, Verkehr, etc.)

7. Verpflichtende Prüfungen des Stadtrechnungshofs Wien für Bürgeranliegen mit Petitionsstärke und effektive Involvierung der Volksanwaltschaft VOR Beschlussfassung

8. Sitzungen der Stadtentwicklungskommission müssen öffentlich werden, städtebauliche Verträge und Bezirksbauausschusssitzungen sind nach transparenten Richtlinien mit Einsichtsrecht zu gestalten

9. Der Fachbeirat darf ausschließlich mit Mitgliedern besetzt sein, die in keinem zeitnahen Auftragsverhältnis zur Stadt stehen, ebenso ist die Aufteilung von Widmungsgewinnen transparent darzustellen und die BürgerBETEILIGUNG muss ehrlich und ergebnisoffen geführt werden (Keine einseitige „Pro forma" Bürgerinformation durch Bauträger und/oder Stadt Wien)

10. Die Stadt Wien hat die Baulandreserven und Leerstände in den Gemeindewohnungen transparent darzustellen, zudem ist die gängige Praxis der „Besonderen Bestimmungen" zur Verbauung von Parkschutzgebieten und Grünland zu hinterfragen. Wohnraumschaffung muss im Einklang mit der Natur und den Bürger/innen sein und Klimaschutz muss öffentliches Interesse werden.



1 Bürgerinitiative „Pro Wilhelminenberg 2030": 10 Forderungen an die Wiener Stadtregierung für echte Bürgerbeteiligung statt Pseudo-Partizipation. In: APA OTS, 10.10.2019 https://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20191010_OTS0010/10-forderungen-an-die-wiener-stadtregierung-fuer-echte-buergerbeteiligung-statt-pseudo-partizipation



SAMMELN UND BEWAHREN

ERINNERN UND VERGESSEN IM ARCHIV

Der Begriff *Archiv* findet seinen Ursprung im altgriechischen Wort *arché*, das Regierung oder Ordnung bedeutet und als Gegensatz zur Anarchie oder Unordnung gesehen wird.[1]

Archive sind neben Bibliotheken, Museen und Dokumentationsstellen Bewahrungsstellen für das kulturelle Gedächtnis eines Ortes oder einer Gemeinschaft verantwortlich. Von Machthabern und Behörden reguliert und verwaltet, regulieren sie vielerorts die Zugänglichkeit von Informationen. Daher kann man Praktiken des Sammelns und Speicherns in öffentlichen Archiven als politische betrachten. Jedes Archiv unterliegt anderen Regeln und Selektionskriterien, die darüber entscheiden, ob ein Dokument als archivwürdig gesehen wird oder nicht. Dieses Selektionsprinzip ist inklusiv und exklusiv. Die erste Schwelle ist die Aufnahme in das Archiv, nachträglichen können Dokumente aber über die sogenannte Kassation wieder ausgeschlossen werden.[2]

Grundsätzlich zu unterscheiden sind Archive als Archivgebäude selbst, Archive als Institutionen (z. B. einer Stadt), Archive als Zusammenfassungen bestimmter Archivbestände (z. B. persönliche Archive von berühmten Persönlichkeiten).[3] Der heutige Archivbegriff beinhaltet neben der Bezeichnung einer Institution verschiedene weitere Funktionen in der Kulturtheorie. Neben der klassischen Institution kann ein Archiv für Denkmodell oder Reflexionsraum für Geschichte, Gegenwart im Zusammenhang mit kulturtheoretischen Diskursen und künstlerischen Arbeiten dienen. Ein Archiv bewahrt, dokumentiert, präsentiert und vermittelt.[4] Ein Archiv kann als Kontrollinstanz die Möglichkeit von Aussagen und damit die Zukunft regulieren.

In einer Zeit voller Informationsflut ist der Kontroll- und Auswahlmechanismus viel stärker in den Vordergrund gerückt. Eric Schmidt, ehemaliger CEO von Google,

1 Archivalia - Weblog: Wolf, Thomas: Archive und Kunst: Konzept des Archivs als Liebesbrief an das Ephemere. 6.11.2008. https://archivalia.hypotheses.org/23777
2 Roesler, Alexander; Stiegler, Bernd: Grundbegriffe der Medientheorie. Paderborn: Fink, 2005. S. 17-18
3 Reimann, Norbert: Grundfragen und Organisation des Archivwesens. In: ders.: Praktische Archivkunde. Münster: Ardey-Verlag, 2004. S. 20
4 Cramer, Franz Anton: Archive As Cultural Heritage: The Digital Monument. Vortragsmanuskript, University of Surrey at Guildford, 11.7.2010. S. 2



The Ricordi Archive im Victoria and Albert Museum, London

veranschaulichte die von Menschen produzierten Datenmengen 2010 in einem Satz: *„Fünf Exabytes an Information wurden von Anbeginn der Zivilisation bis 2003 produziert, aber die gleiche Menge entsteht heute innerhalb von zwei Tagen.“*[5] Für das Jahr 2025 wird die weltweite Datenmenge auf 175 Zettabyte geschätzt, mit einem jährlichen Wachstum von ca. 27%.[6] Ein Zettabyte sind 1 000 000 000 000 000 000 000 (oder eine Trilliarde) Bytes, oder umgerechnet ca. eine Milliarde Terabytes.

Wurden früher nur wenige ausgewählte historische Ereignisse und Aussagen in einem bestimmten Kontext als erhaltungswürdig betrachtet, so funktioniert heute die Archivierung von riesigen Datenmengen im Internet nach einer Vielzahl von Mechanismen. Archive haben heute eine andere Bedeutung als früher. Sie erscheinen parallel zum zirkulierenden Wissen. In der heutigen Rezeption gelten institutionelle Archive oft als veraltete Strukturen, da in der subjektiven Wahrnehmung jede mit dem Internet verbundene Person (2019 waren das 58% der Weltbevölkerung)[7] sich ihre

5 Org.: “*There were 5 Exabytes of information created between the dawn of civilization through 2003, but that much information is now created every 2 days.*” Schmidt, Eric: Techonomy conference in Lake Tahoe, CA. 4.8.2010. https://www.youtube.com/watch?v=UAcCIsrAq70. Min. 08:00. Eigene Übersetzung
6 Der Informationsdienst des Instituts der deutschen Wirtschaft - Website: Datenmenge explodiert. 7.6.2019: https://www.iwd.de/artikel/datenmenge-explodiert-431851/
7 Statista - Website: Global digital population as of October 2019. 20.11.2019. https://www.statista.com/statistics/617136/digital-population-worldwide/

eigenen personalisierten Archive schafft. Doch die Funktion eines Archivs ist, im Gegensatz zur wahllosen Speicherung, die Systematik von Datensätzen. So kann man Geschichte zum Beispiel linear konstruieren, wie es über lange Zeit üblich war, oder man definiert seine eigenen Regeln der Speicherung und Aufrufbarkeit von Information und findet somit ein alternatives *Narrativ*.

Laut dem Philosophen Michel Foucault ist ein Archiv das, *"was bewirkt, daß so viele von so vielen Menschen seit Jahrtausenden gesagte Dinge [...] dank einem ganzen Spiel von Beziehungen erschienen sind, die die diskursive Ebene charakterisieren"*.[8] Er bezeichnete das *Archiv* daher als „*das allgemeine System von Formation und Transformation von Aussagen*".[9] Erinnerungen und Aussagen können erst wahrgenommen werden, wenn sie einem spezifischen Diskurs zugeordnet werden. Das, was wir als Archiv wahrnehmen, ob als Institution oder Denksystem, ist nicht die Speicherung von Informationen mit einem Anspruch auf Vollständigkeit. Viel mehr durchlaufen diese viele Selektions- und Kategorisierungsprozesse.

Geschichte ist daher nur eine momentane Konstruktion durch Aneinanderreihung von Ereignissen in einem *Diskurs*, der nach austauschbaren Regeln funktioniert, die Möglichkeiten für Aussagesysteme erschaffen. Das *Archiv* ist ein System der Aussagbarkeit, welches innerhalb eines *Diskurses* zu einem bestimmten Moment Gültigkeit hat. Die Archäologie im Sinne Foucaults beschreibt diese Diskurse „*als spezifizierte Praktiken im Element des Archivs.*"[10] Er betonte, dass es nicht mehr um die reine passive Aufbewahrung von Wissen geht, sondern um aktive Prozesse der ständigen Umschichtung und Veränderung von Fakten.[11]

Was ist überhaupt das Archiv und welchen Selektionsmechanismen unterliegt es? Archive arbeiten nach verschiedenen Prinzipien. Staatliche Archive funktionieren meist nach dem Provenienzprinzip vor (lat. *provenire* - herkommen), das seine Zusammenhänge nach Herkunft und Entstehung der Archivalien ordnet. Sie werden also bestimmten Behörden, Personen oder Einrichtungen zugeordnet, welche archivierwürdige Dokumente erstellt haben. Ein anderes Prinzip ist das Pertinenzprinzip[12], in dem die Archivalien ähnlich wie in Bibliotheken in thematische Zusammenhänge gebracht werden, und zwar unabhängig von ihrer Herkunft.[13]



Patty und Selma Buvier bei einer ihrer Dia-Vorführungen von Urlaubsbildern in der Cartoon-Serie *Die Simpsons*.

Archive in der Kunst funktionieren nach anderen Regeln. Im Gegensatz zu Sammlungen und Aneinanderreihungen von Materialien beruhen auch sie auf speziellen Selektionsprinzipien. Im Gegensatz zu klassischen Archiven ist das mögliche Spektrum der Arten von Archivalien viel größer. So kann ein Archiv als Ausgangspunkt für eine künstlerische Arbeit gesehen und neu zusammengesetzt und interpretiert werden. Eine andere Möglichkeit ist die Erstellung eines Archivs aufgrund von Dokumenten und Materialien aus verschiedenen Quellen. Wird ein Archiv sichtbar gemacht und ausgestellt, geht es darum, Zusammenhänge sichtbar und erfassbar zu machen.

8 Foucault, Michel: Archäologie des Wissens. Berlin: Suhrkamp Verlag, 1973. S. 187
9 Ebd.: S. 188
10 Ebd.: S. 190
11 Ebeling, Knut; Günzel, Stephan (Hg.): Archivologie: Theorien Des Archivs in Wissenschaft, Medien und Künsten. Berlin: Kadmos, 2009. S. 18

12 Lat.: pertinere - dazu gehören, betreffen
13 Reimann, Norbert: Grundfragen und Organisation des Archivwesens. In: ders.: Praktische Archivkunde. Münster: Ardey-Verlag, 2004. S. 23-24

Was ist das Archiv eines Ortes und wie kann es sichtbar gemacht werden? Ein Ansatz in den Archivwissenschaften ist die Erschaffung von *Topotheken*[14], virtuellen und öffentlich zugänglichen Archiven, welche sich auf einen spezifischen Ort beziehen.[15] Die Besonderheit dieses Archivsystems ist der niederschwellige Zugang und der gleichberechtigte Umgang mit offiziellen Dokumenten wie privaten Sammlungen. Persönliche Erinnerungen werden durch Datierung, Beschlagwortung und Verortung in Zusammenhänge gebracht, systematisch erfasst und für die Zukunft bewahrt.

In diesen Projekten wird versucht, Topographie, Brauchtum, Genealogie und Verortung zusammenzuführen. Ausgehend von diesen Sammlungen entstehen neue Möglichkeiten der interdisziplinären Forschung und Auseinandersetzung mit der Erinnerung eines Ortes. Es bedarf aber – wie in jedem Archiv – einer Selektion und Interpretation.

14 vom altgriechischen topos „Ort, Thema“ und thékē „Aufbewahrungsort“, „Behälter“ oder auch „Bibliothek“
15 Jeller, Daniel: Die Archivalie im Zeitalter ihrer digitalen Reproduzierbarkeit, Diplomarbeit. Wien: Universität Wien, 2013. S. 93-94



Nordbahnhof Erinnern

Die 8E-Klasse des Brigittenauer Gymnasium arbeitete 2018-2019 zusammen mit ihrer Lehrerin Julia Riederer und der Künstlerin Claudia Lomoschitz und einer Reihe von Spezialist_innen als Teil des interdisziplinären Blood Mountain Project am Vermittlungsprojekt „Nordbahnhof Erinnern-Kunstvermittlung, Geschichtsvermittlung, Stadtentwicklung". Das Potenzial der Vermittlung von Geschichte in einem Stadtentwicklungsgebiet durch kunstvermittelnd-künstlerische Arbeit.

Das Projekt „beruht auf der Differenz zwischen dem, was im Gelände gesehen werden kann, und dem was nicht mehr zu sehen ist und daher nicht erinnert wird, bzw. erinnert werden kann."[1] Durch Spaziergänge wurde das Gelände erforscht, es wurde die Frage gestellt, was notwendig sei, um die Geschichte eines Ortes nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

Unter Begleitung der lokalen Künstlerin Zsuzsi Flohr wurde der Transformationsprozess am Nordbahnhofgelände mit Fokus auf den Umgang mit historischer Substanz und ihrer Bedeutung zur Erinnerungsbildung des Ortes diskutiert. Die Schüler_innen produzierten Drucke, welche sich mit dem Zwischenzustand des Geländes beschäftigen. Sie bewegen sich zwischen den noch sichtbaren Spuren und den bereits verschwundenen.

1 Brigittenauer Gymnasium - Website: Riederer, Julia: Nordbahnhof Erinnern-8e. 5.7.2019 https://www.brigittenauer-gymnasium.at/post/nordbahnhof-erinnern-8e

Abb.r.: Künstlerische Arbeiten der Schüler_innen der 8E







MNEMOSYNE

***Mnemosyne*, zu Deutsch Gedächtnis und lateinisch *memoria*, ist eine Gestalt aus der griechischen Mythologie, sowie ein Fluss in der Unterwelt. Als Gegenpart zu *Lethe*, führt diese nicht das Vergessen, sondern Erinnerung herbei.**[1]

Mnemosyne ist auch die Bezeichnung für die *Bilderreihe zur Untersuchung der Funktion vorgeprägter antiker Ausdruckswerte bei der Darstellung bewegten Lebens in der Kunst der europäischen Renaissance* von Aby Warburg, welche zwischen 1924 und 1929 in Form von 82 Schautafeln entstand.[2]

Das *Nachleben* war laut Warburg etwas vergangenes, das unendlich fortlebt und zu einem gewissen Zeitpunkt aus der Erinnerung aufgerufen wird. Konkretes Ziel des Atlas‘ war, das Nachleben der Antike in der europäischen Renaissance zu verdeutlichen. Die Sammlung sollte eine neue Dimension im Zusammenhang zwischen Bild und Gedächtnis eröffnen. Der Begriff Atlas wurde zwischenzeitlich als Titel des Projekts verwendet, wurde aber durch seinen Anspruch auf Vollständigkeit und Abgeschlossenheit verworfen, da die Offenheit der Zusammenstellungen im Vordergrund stand. Durch eine neue Art, Bezüge zwischen den Bildern herzustellen, öffnete sich laut ihm eine neue Ebene des *nicht Gewussten* und erlaubte neue Denkweisen und Schlüsse.[3]

Warburg brach mehrfach mit den zeitgenössischen Regeln der Katalogisierung und Ordnung von Objekten und schuf seine eigene Systematik, die Zeit-, Medien- und Fächerübergreifend war. Er wollte die Befangenheit, welche in einzelnen Disziplinen herrschte, aufbrechen, und durch interdisziplinäre Forschung neue Erkenntnisse gewinnen. Dadurch gilt er heute als Pionier der interdisziplinären Forschung in der Kunst und Archivkunde. Er mische auf seinen Anschauungstafeln zum Beispiel

1 Pausanias: Beschreibung von Griechenland - aus dem Griechischen übersetzt von Carl Gottfried Siebelis. Stuttgart: Metzler, 1855. S. 967

2 Zöllner, Frank: Eilig Reisende‘ im Gebiete der Bildvergleichung: Aby Warburgs Bilderatlas ‚Mnemosyne‘ und die Tradition der Atlanten. In: Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft, 37. Bd. Marburg: Verlag des Kunstgeschichtlichen Seminars der Philipps-Universität, 2010. S. 279

3 Schuller, Marianne: Darstellung des Ungedachten. Zum konstellativen Verfahren in Aby Warburgs Mnemosyne-Atlas. In: Modern Language Notes. Vol. 126, Nr. 3 (Deutsche Augabe). Baltimore, ML, The Johns Hopkins University Press, April 2011. S. 582-84.

Werke klassischer Kunst mit Abbildungen von Alltagsgegenständen und Zeitungsausschnitten. Warburg konzentrierte sich im *Mnemosyne-Atlas* auf die Wiederkehr bestimmter künstlerischer Formen im als *Pathosformel* bezeichneten Zusammenhang der ausgewählten Archivalien mit universell gültigen Gefühlsausdrücken in Medien verschiedenen Epochen.

Warburgs Arbeit gilt heute als kulturelle Erinnerungsarbeit. Jan Assmann schrieb, Warburg sah Kultur als Gedächtnisphänomen. Er bringt seine Arbeit in Zusammenhang mit der Theorie des *Kollektiven Gedächtnisses*, welches Warburg selbst als *Soziales Gedächtnis* bezeichnete. Er schrieb im Folgenden: „*Die Präsenz des Alten im Neuen war für Warburg nicht Sache schierer materialer Persistenz, sondern geistiger Aneignungen und Übertragungen. In der Kultur objektivieren sich menschheitliche Erfahrungen, die als Impulse auch nach Jahrtausenden wieder wirksam werden können.*“ [4]

Die unvorhersehbaren und teils unbewussten Zusammenhänge, welche im Aufbau der Bildersammlung entstehen, sind nicht mehr in einem linearen Diskurs zu betrachten, sondern flüchtige und vergängliche Zusammenhänge in einem endlosen Verfahren[5], das, ähnlich wie die Traumgedanken Freuds „*ja ganz allgemein ohne Abschluss bleiben und nach allen Seiten hin in die netzartige Verstrickung unserer Gedankenwelt auslaufe.*“[6]

Warburg sprach von „*Bilder-Fahrzeugen*“, *den beweglichen Trägern wie Teppichen, Druckgrafiken oder Ölbildern, mit denen die Bilder mobil werden und auf den „Wanderstrassen der Kultur die internationale Kommunikation bestimmen.*“[7]

4 Assmann, Jan: Kollektives und kulturelles Gedächtnis: Zur Phänomenologie und Funktion von Gegen-Erinnerung. In: Borsdorf, Ulrich; Grütter, Heinrich Theodor (Hg.): Orte der Erinnerung. Denkmal, Gedenkstätte, Museum. Frankfurt a.M./ New York: Campus Verlag, 1999. S. 14-15

5 Didi-Huberman, Georges: Das Nachleben der Bilder: Kunstgeschichte und Phantomzeit nach Aby Warburg. Berlin: Suhrkamp, 2010. S. 514

6 Freud, Sigmund: Die Traumdeutung. In: Gesammelte Schriften, Bd. II/III. Frankfurt am Main: Fischer-Verlag, 1976. S. 5

7 Zentrum für Kunst und Medien - Website: Aby Warburg - Biographie. https://zkm.de/de/aby-warburg-biographie



Warburg, Aby M.: *Mnemosyne-Atlas*, Tafel 42. Warburg Institute, London.

DER MANN, DER NIE ETWAS WEGWARF

Das Konzept des obsessiven Sammelns aller Gegenstände, die das Alltagsleben einem vorlegt, ist die Ausgangslage für die 1981-1988 entstandene Installation von Ilya Kabakov *The Man who never threw Anything Away (Der Mann, der nie etwas wegwarf).* Die Installation ist im fiktiven Korridor einer Sozialbauwohnung des Realsozialismus situiert, in der verschiedene Kisten voller Papier und Notenblättern stehen, die von verschiedenartigem Abfall, der zur Identität dieses Mannes gehört, umgeben sind. Die Arbeit entstand im Zuge der eigenen Sammelwut des Künstlers als Protest gegen die ästhetischen Vorgaben und Zensur des sowjetischen Regimes. Die Ansammlung von alten Tickets, Verpackungen und kaputten Gegenständen, die sich auf den Straßen der Städte sammelten, wurden für Kabakov zum Sinnbild des wirtschaftlichen Vakuums der UDSSR.[1]

Für Kabakov hat der Müll in der Installation mehrere Bedeutungen. Erstens ist der Müll mit der Bewegung, mit dem Leben, der Entwicklung und dem eigentlichen Dasein gleichgesetzt. Eigentlich ist das Leben des Menschen selbst ein ständiger Prozess der Absonderung von Gedanken, Dingen und Beziehungen, die nicht mehr zu eigenen Existenz gehören. Zweitens ist Müll als Mysterium der Aufbewahrung zu verstehen. Kabakov katalogisiert den Müll und stellt dadurch einen Bezug zu Erinnerungen an die Vergangenheit her.

The Man who never threw Anything Away ist im Zusammenhang mit 14 anderen Installationen des Ehepaars Kabakov zu einer Superinstallation unter dem Namen *The Big Archive* zusammengefasst worden. Die Künstler_innen bezeichnen dieses Archiv als sowjetischen Kosmos und eine Art Atmosphären-Labyrinth, für das es wahrscheinlich eine ganze Kleinstadt bräuchte.[2]

In der Notizen der Installation stand "*Man könnte einwenden, dass diese Erinnerungen nur für mich existieren, während für andere, die meine Erinnerungen nicht kennen, diese Papiere einfach nur Müll sind. Ja, aber warum muss ich mich von meinen Erinnerungen trennen, die in solchen Fetzen enthalten sind, die äußerlich wie Müll aussehen?*"[3]

1 Van Schepen, Randall K.:The Heroic ‚Garbage Man': Trash in Ilya Kabakov's The Man Who Never Threw Anything Away. In: Pye, Gillian; Schroth, Simone (Hg.): Trash Culture: Objects and Obsolescence in Cultural Perspective. Bern: Peter Lang, 2011. S. 190

2 Kabakov, Ilia & Emilia - Website der Künstler_innen: The big Archive. http://www.kabakov.net/installations/2019/9/14/the-big-archive

3 Textpassagen aus der Installation *The Man who never threw Anything Away* (eigene Übersetzung)



Kabakov, Ilia: *The Man who never threw Anything Away / The Garbage Man*. Oslo: Museet for Samtdiskunst, 1995

Aleida Assmann schrieb über Kabakovs Werk: „*Noch grundsätzlicher jedoch ist der Müll eine Metapher für das Leben selbst in seiner ephemeren Gestalt, beherrscht von der Furie des Verschwindens. Verlust, Vergessen und Vergängnis ist die monotone Teleologie alles Lebendigen.*"[4] Menschlicher Kulturabfall, von Notizen bis hin zu Rechnungen, Urkunden und Dokumenten, wird archivalisch aufgenommen, beschriftet und aufbewahrt. Er dient als Erinnerungsstütze für die eigene Existenz. Kabakov beschreibt hier die Prozesse von Aufbewahrung und dem Anspruch auf der ganzheitlichen Bewahrung von Erinnerungen.

4 Assmann, Aleida: Erinnerungsräume. Formen und Wandel des kulturellen Gedächtnisses. München: C.H. Beck, 1999: S. 391



Der Postkartensammler

František wohnte schon immer in der Nähe. Früher im Stuwerviertel, ist er vor kurzem in die Neubauten am Nordbahnhof gezogen. Er arbeitete früher am Mexikoplatz als Händler, zusammen mit seiner Tante, später alleine. Als tschechischer Migrant musste er schauen, dass er für seinen Lebensunterhalt sorgen kann. Die Menschen auf dem Markt, auf dem viel informeller Handel betrieben wurde, prägten ihn. Er ist jetzt in einer sauberen Umgebung angekommen, in einen Neubau gezogen, an dem ihn aber die wenigen Steckdosen stören. Er findet es unverständlich, dass Architekt_innen nicht imstande sind, die Lebensweise von Menschen im Jahr 2020 nachzuvollziehen. So muss er durch seine gesamte Neubauwohnung hässliche Verlängerungskabel ziehen, um seine Geräte zu versorgen.

Er lebt alleine, war nie verheiratet. Später wollte er auch nicht mehr. So begann er sich für andere Dinge zu interessieren, wie die Geschichte seiner Umgebung. Er wusste, dass es vor seiner Haustür einen Bahnhof gab, aber als er eingezogen ist, war davon kaum etwas da. Er sieht aus seinem Fenster aus den Wasserturm, der Blick wird ihm aber durch die hinzukommenden Neubauten wahrscheinlich verstellt werden. František suchte nach alten Postkarten des Bahnhofs, um sich ein Bild der Umgebung zu machen, doch musste er enttäuscht feststellen, dass das Motiv auf den Postkarten sich ständig wiederholte. Das schwarz-weiße Foto, das als Grundlage der Karten diente, wurde aber auf verschiedenste Art und Weise eingefärbt. So ist der Himmel einmal bewölkt, ein anderes Mal sonnig, das historische Bahnhofsgebäude strahlt in verschiedenen Farbtönen. Hauptsache, auf allen steht: „Gruß aus Wien!". Er fände es schön, wenn die Erinnerung an den Bahnhof in irgendeiner Form hier am Gelände sichtbar gemacht wird.

Abb. r.: Auszug aus der Postkartensammlung von František





ÜBERWUCHERN UND ZERSTÖREN

DIE GSTETTN IM STADTRAUM

Das *Gestade* (mittelhochdeutsch gestat, althochdeutsch *stado*, *stad*, später auch die *G(e)stettn* oder *Gstättn*, bezeichnet eine Landschaftsform in der Nähe eines Gewässers.[1] Früher als gewöhnliches Synonym für das erhöhte Ufer (als Hochwasserschutz) gebraucht, ist die heutige regionale Bedeutung des für ein wildes, abschüssiges und eher ungepflegtes Grundstück.[2]

„Man könnte meinen, der urbane Raum sei zu voll, zu dreckig, zu verdichtet und versiegelt, um Wildpflanzen den richtigen Platz und Nährboden bieten zu können. Auf der Suche nach essbaren Schmankerln und Heilpflanzen in der Stadt durchstreifen die RadioredakteurInnen Lene Benz und Sandra Voser eine der größten innerstädtischen Entwicklungszonen Wiens: das Nordbahnhof-Gelände im 2. Bezirk. Denn wo bis vor 20 Jahren noch Güterverkehr abgewickelt wurde und bis 2025 ein neuer Stadtteil mit rund 10.000 Wohnungen heranwächst, bahnt sich in der Zwischenzeit die robuste Flora der Natur unbekümmert ihren Weg. Sylvia Junger von der Wiener Kräuterakademie begleitet das Wildsammeln im urbanen Raum mit ihrer botanischen Expertise, ihrem kulturgeschichtlichen Wissen und praktischen Know-How.“[3]

ÜBERFLUTUNG UND BESIEDLUNG

Die Donau hatte in Wien vor ihrer ersten Regulierung von 1870 bis 1875 unregelmäßig auftretende und abwechselnd stark Wasser führende Flussarme im Bereich der Ebene der jetzigen Bezirke 2, 20, 21 und 22. Die militärische Nutzung der Donau an der römischen Siedlung Vindobona ist seit dem 4. Jahrhundert belegt. Bis zum Mittelalter blieb der Hauptstrom des sich nach dem Einfluss ins Wiener Becken in mehrere Arme teilenden Flusses gleich und zog sich entlang des heutigen ersten Bezirks.[4] Mit jeder Überflutung entfernte sich ab dem Hochmittelalter der Hauptstrom weiter

1 Duden, Band 7, Herkunftswörterbuch. 2. Auflage. Etymologie der Deutschen Sprache. Berlin: Duden Verlag, 1989. S. 237
2 Wintersberger, Astrid; Artmann, H. C.: Wörterbuch Österreichisch-Deutsch. Wien: Residenz Verlag, 1995. S. 36
3 Sylvia Junger von der Wiener Kräuterakademie auf der Suche nach Wildpflanzen durch das Nordbahnviertel
4 Bezirksvorstehung Brigittenau - Website: Vorgeschichte zur Donauregulierung. https://www.wien.gv.at/bezirke/brigittenau/geschichte-kultur/geschichte/donauregulierung1.html



Schuh, Alexander: Care Walk am Nordbahnhof-Gelände, 2017

vom Stadtzentrum weg. Das umliegende Gebiet war zum Teil versumpft und von Überflutungen bedroht. Der heutige zweite und zwanzigste Wiener Gemeindebezirk liegen auf den Sandbänken, welche in Folge von Geschiebeablagerungen der Donau entstanden sind.[5]

Die Bebauungsgeschichte des Wiener Nordbahnhofgeländes und seiner Nachbarschaft ist am stärksten durch den jahrhundertelangen Kampf um die Bändigung des Donaustroms geprägt. Die daraus resultierenden städtebaulichen Maßnahmen haben bis heute große Auswirkungen auf die Stadt. In die Auen und ihr Grenzgebiet wurde geprägt von der aus der Stadt gedrängten jüdischen Gemeinde, die neben Bauern, Holzarbeiter und Jagdaufseher, welche in den Auen ihren Tätigkeiten nachgingen, die größte Bevölkerungsgruppe der *Unteren Werd* war. Das Überflutungsgebiet der Donau um die Stadt war bis zur ersten Regulierung 1870 weitaus größer als das besiedelte Gebiet Wiens und stellte eine große Bedrohung für die angrenzenden Siedlungen dar.

5 Thiel, Viktor: Geschichte der älteren Donauregulierungsarbeiten bei Wien. I. Von den ältesten Nachrichten bis zum Beginne des XVIII. Jahrhunderts. In: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, Jg. 1903. S. 122-128

Es kam fast jährlich zu Überflutungen, großflächigen Zerstörungen und Todesopfern. Unter Kaiser Matthias wechselte der Kaisersitz 1612 von Prag nach Wien. Er ließ in der Wolfsau ein Jagdschloss errichten. 1677 wurde von Leopold I. nach dem Ankauf umliegender Grundstücke eine prunkvolle Parkanlage als *Lustgarten* für Tanzveranstaltungen und Feierlichkeiten des Hofes erbaut. 1683 während der zweiten Osmanenbelagerung verwüstet, wurde der Augarten in den folgenden Jahren neu aufgebaut.[6] Erst die große Bedrohung durch die Osmanischen Truppen zwang die Verantwortlichen, das Augebiet rundherum zu befestigen. Die umliegenden Felder dienten bis dahin als Weidegebiet und zum Holzabbau und dem Mühlenbetrieb. Vereinzelt begannen sich die dort arbeitenden Fachkräfte nach Erlaubnis des Kaisers ab 1569 anzusiedeln, doch die unsichere Lage des Flusses erlaubte keine dichtere Besiedlung.[7] 1698 wurde die kleine Taborbrücke von der Taborstraße ausgehend über die Donau errichtet, welche in die Fernstraße nach Böhmen und Mähren mündete. Im Rahmen des Baus waren großflächige Befestigungs- und Hochwasserschutzmaßnahmen erforderlich, welche wiederum erst eine dauerhafte Besiedlung des umliegenden Gebietes ermöglichten.[8]

Durch das Gebiet des heutigen Nordbahnhofes zog sich das *Fahnenstangenwasser* (früher *Wolfsarm*, bzw. aus ihm entstanden), das anliegende Sumpfgebiet, die Insel zwischen dem Arm und dem Hauptfluss, war die *Wolfsau* (früher der *Wolf*).[9] Der Name *Fahnenstangenwasser* findet seinen Ursprung in den Fahnen, welche gesetzt wurden, um die Ankunft großer Flöße anzukündigen, welche nach der Entladung zerlegt und als Bau- und Brennholz verkauft wurden. Der *Wolfsarm* war 1400-1500 der Hauptstrom der Donau, später begann er ebenfalls zu versanden. Unter Maria Theresia und Joseph II. wurde das Gebiet rund um das später so genannte *Fahnenstangenwasser* hochwassergeschützt. Das Gebiet war nicht bewohnt, wurde aber ab der ersten Wiener Osmanenbelagerung und der Bedrohung von der Donau aus 1592 befestigt und für Heereslager verwendet. Der Donauarm verlor im Laufe der darauf folgenden Jahre an Stärke und konnte ab ca. 1780 nicht mehr beschifft werden.[10]

6 Berger, Eva: "Viel herrlich und schöne Gärten": 600 Jahre Wiener Gartenkunst. Band 2. Wien: Böhlau, 2016. S. 50
7 König, Josef (Hg.): Bezirksmuseum Leopoldstadt. In: Wiener Geschichtsblätter, Beiheft 4 / 2007. Wien: Verein für Geschichte der Stadt Wien, 2007. S. 36
8 Bezirksvorstehung Brigittenau (Hg.): Vorgeschichte zur Donauregulierung. Online-Ausgabe. https://www.wien.gv.at/bezirke/brigittenau/geschichte-kultur/geschichte/donauregulierung1.html
9 Nagel, Joseph: Grundriß der kayserlich-königlichen Residenz-Stadt Wien, Ihrer Vorstädte, und der anstoßenden Orte. 3.2.1.1.P1.5.1. Wien: Wiener Stadt- und Landesarchiv, 1780-1781
10 Hohensinner, Severin et al.: Changes in water and land: the reconstructed Viennese riverscape from 1500 to the present. In: Official Journal of the Int. Water History Ass.. Vol 5, Nr. 2. Cham: Springer, Juli 2013. S. 148-156



Jascha, Lorenz: Ansicht der Donau mit dem kalten Bade am Tabor in der Brigittenau, ca. 1800

Im 17. und 18. Jahrhundert kam es zur größten Häufung von historisch dokumentierten Eisstößen und Hochwassern der Donau in Wien mit verheerenden Folgen für die Bewohner_innen der Vorstädte im heute 2. und 9. Bezirk.[11] Bereits Maria Theresia setzte sich für die Regulierung der ungebändigten Donau ein, doch konkrete Pläne wurden nie umgesetzt. Dieses Szenario wiederholte sich in der Geschichte mehrmals. Symptomatisch wurden an mehreren Stellen Dämme gebaut, die aber bei größeren Hochwassern nicht standhielten. Besonders in den Ministerien machte sich Skepsis über die Realisierbarkeit eines so großen und komplexen Projekts breit.[12]

1810 wurde im Rahmen einer Hygieneverordnung ein Badeplatz im befestigten Augebiet eröffnet. Hauptsächlich vom Militär als Schwimmschule benutzt, war das Baden sonst auch nur Männern erlaubt. Frauen durften nach bezahltem Eintritt den Männern beim Baden zusehen, später wurde schlussendlich eine Damenschwimmschule in

11 Hohensinner, Severin: Historische Hochwässer der Wiener Donau und ihrer Zubringer. Materialien zur Umweltgeschichte Österreichs (Band 1). Wien: 2015. S. 9
12 Schediwy, Robert: Stadt am Strome - Geschichte der Donauregulierung, in: Städtebilder: Reflexionen zum Wandel in Architektur und Urbanistik. Wien: Lit Verlag, 2005. S. 320-321

der Nähe eröffnet.[13] Auch das Kaffeehaus *zum Rehbock* befand sich in Zwischenbrücken auf dem heute verwilderten und noch nicht bebauten Bereich des Nordbahnhofs.

1830 kam es zu einer spontanen großen Überflutung in Folge eines Eisstoßes nach einem Winter mit Temperaturen unter -20° C. Die großen Schollen zerstörten die große Taborbrücke, alleine in der Leopoldstadt starben 74 Menschen.[14] Am 1. März 1830 gab Josepha Moßbrugger, die Eigentümerin des Kaffeehauses *zum Rehbock*, im einzigen nicht vom größten bekannten Donauhochwasser betroffenen Haus 84 Menschen eine Zufluchtsmöglichkeit. Unter den Bewohner_innen der direkt am Wasser angesiedelten Häuser waren großteils Müller_innen, welche mit ihren Familien in der Flut ihre Häuser und Arbeitsstätten verloren hatten.[15] Franz Grillpalzer beschrieb das verheerende Hochwasser in der Erzählung *Der alte Spielmann*: „*Der Anblick der Leopoldstadt war grauenhaft. In den Straßen zerbrochene Schiffe und Geräthschaften, in den Erdgeschoßen zum Theil noch stehendes Wasser und schwimmende Habe. [...] Als ich, dem Gedränge ausweichend, an ein zugelehntes Hofthor hintrat, gab dieses nach und zeigte im Thorwege eine Reihe von Leichen, offenbar Behufs der amtlichen Inspektion zusammengebraucht und hingelegt; ja, im Innern der Gemächer waren noch hie und da aufrecht stehend und an die Gitterfenster angekrallt verunglückte Bewohner zu sehen, die – es fehlte eben an Zeit und Beamten, die gerichtliche Konstatierung so vieler Todesfälle vorzunehmen.*“[16]

Im Jahr 1840 war der alte Donauarm nur noch in Form einzelner Teiche vorhanden, welche im Zuge des späteren Bahnausbaus zugeschüttet wurden. Als 1862 erneut ein großes Hochwasser nach einem Eisstoß Wien heimsuchte, kam es zu heftigen Debatten zum Thema der bereits angeregten, aber nicht durchgeführten Donauregulierung. Die Donau war 3,5 Meter über ihrem Normalpegel, der Bezirk Leopoldstadt stand fast komplett unter Wasser.[17]

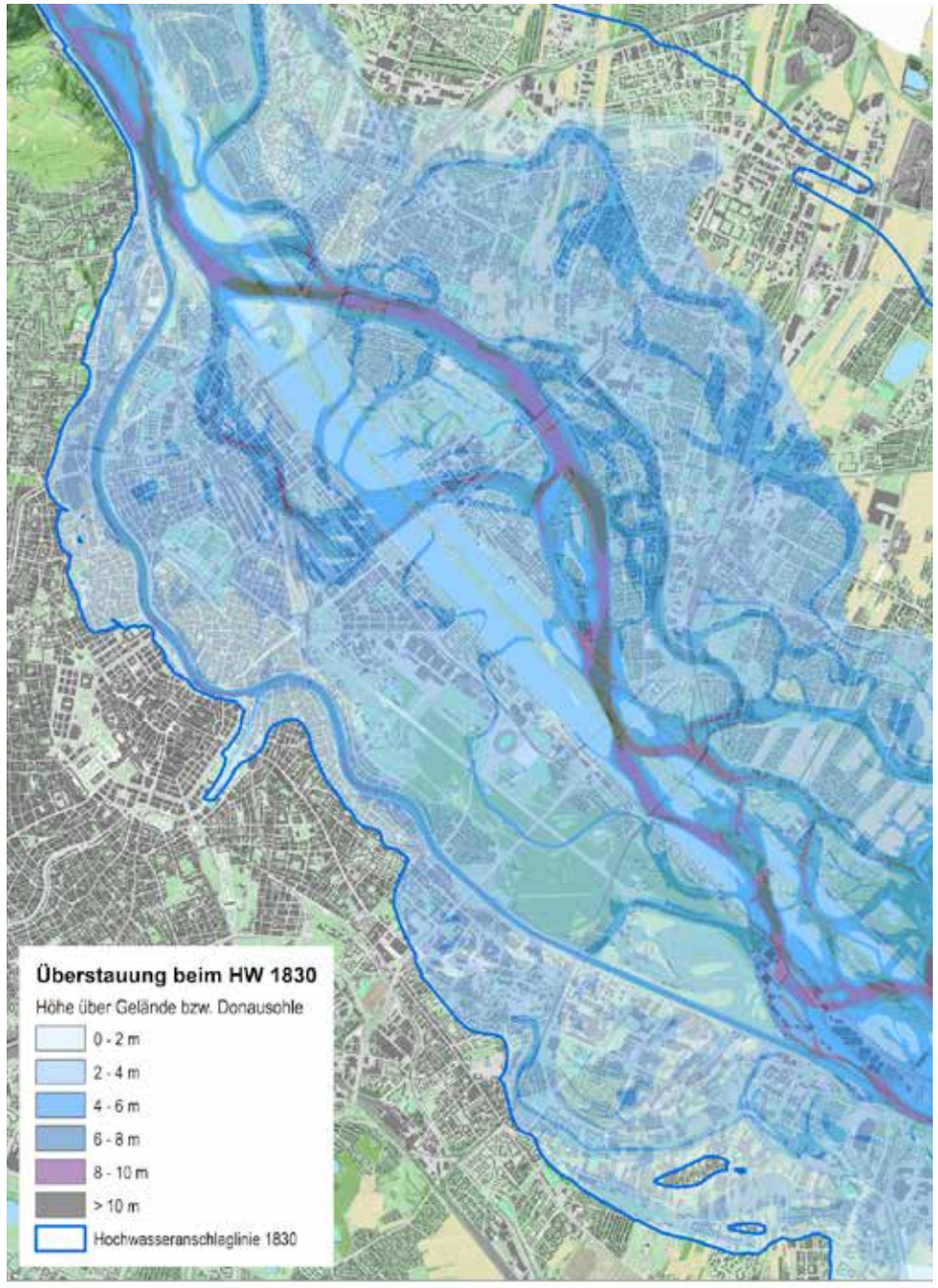
13 Goutta, Gerhard (Hg.): Fortsetzung der von Joseph Kropatschek verfaßten Sammlung der Gesetze. In: Sammlung der sämtlichen polit. und Justiz-Gesetze, welche unter der Regierung Sr. Majestät, Kaiser Franz des I. in den sämtlichen k. k. Erblanden erlassen worden. Wien: Joseph Geistinger, 1813. S. 25

14 Die Presse - Online-Ausgabe: Der Gletscher vor Wien. 31.1.2009. https://www.diepresse.com/448567/der-gletscher-vor-wien

15 Sartori, Franz: Tage der Gefahr und Die Retter aus der Noth - Eine authentische Beschreibung der unerhörten Überschwemmung Wien's. Wien: Gerold, 1830. S. 159-161

16 Grillpalzer, Franz: Der Alte Spielmann. 1847

17 Kretschmer, Helmut; Tschulk, Herbert: Brände und Naturkatastrophen in Wien, in: Wiener Geschichtsblätter, Beiheft 1/1995. Wien: Verein für Geschichte der Stadt Wien, 1995. S. 16f.



Hohensinner, Severin: Überschwemmungen in Wien beim Eisstoß-Hochwasser 1830.

Der Erfolg des 1859-1869 erbauten *Suez-Kanals* war ein Anstoß für die Konkretisierung der Pläne. Den Zuschlag für die Donauregulierung bekam auch die gleiche Firma, welche auch für den Bau des *Suez-Kanals* verantwortlich war.[18] Zu diesem Zeitpunkt waren alle Brücken und Hochwassersicherungen aus Holzkonstruktionen gebaut und mussten daher mit viel Aufwand instandgehalten werden. Der Durchstich der bis heute bestehenden Führung der Donau wurde auf dem Reißbrett gezeichnet und bildete eine gerade Linie durch die ganze Stadt.[19]

18 Schediwy, Robert: Stadt am Strome - Geschichte der Donauregulierung, in: Städtebilder: Reflexionen zum Wandel in Architektur und Urbanistik. Wien: Lit Verlag, 2005. S. 320-321
19 Ebd.



Die Gstettn - Ein Kommentar

Was ist oder wie entsteht eine Gstettn?

Eine Gstettn ist per se ein Zwischenzustand zwischen Nutzungsformen von Raum, vergangenen und möglichen künftigen. Die vergangene Form ist vorbei und ihre Spuren werden mit der Zeit überwachsen. Sie ist eine überwucherte Lücke, ein Ort des Dazwischen, in denen Natur und gelegentlich menschliche Kreativität zumindest temporär wuchern können. Eine solche Lücke im dicht bebauten urbanen Gebiet entsteht, wenn die Nutzungsperiode eines Ortes zu Ende geht. Wenn der Mensch der von ihm definierten Funktion eines Ortes nicht mehr nachgeht oder diese nutzt bleibt eine Brachfläche über, die sich zur Gstettn verändern kann.

Der Mensch verliert das Interesse und wendet sich von dem Ort ab - oft bis eine neue Nutzung, ein neuer Investor, ein neuer Zweck gefunden wird. In der Zwischenzeit gilt der Ort als unnützer Raum, da er keiner verwertbaren Funktion mehr folgt. Das Gebiet wird nicht mehr gepflegt und mit der Zeit erobert es die Natur zurück. Von Menschen gebaute Strukturen verwittern, in Ritzen und Löchern gehen Samen auf, die mit Wind und Wetter herbeigetragen wurden. So genannte Pionierpflanzen, die eine Brachfläche aufschließen, können nach und nach Strukturen für weitere Flora und Fauna schaffen. Sie sind die ersten Pflanzen, welche den zwecklosen Ort erobern. Haben Pflanzen und andere Eroberer mehr Zeit und günstige Konditionen, wird das Gelände überwachsen, überwuchert und zum Raum ohne offiziellen Regeln und Zweck, aber voller Potentiale - abseits von kontrollierten und gestalteten Stadträumen.

Probleme mit der „geplanten" Gstettn

Ab wann wird die Gstettn am Nordbahnhof-Areal unerwünscht? Die Freie Mitte soll laut Masterplan und den aktuellen Informationen erhalten bleiben, mit ihr auch die Gstettn mit ihrem Wildwuchs. Eine Gstettn folgt keinem Planungskonzept und es entspricht keinesfalls ihrer Natur in einem gewünschten Rahmen zu wachsen. Daher stellen wir die Frage, ob das schöne Neubaugelände sich in Zukunft keinen ebenso schicken und glatten Park wünschen wird, anstatt des Parcours an überwuchertem Schotter und begrabenen Bahnhofsrelikten. Eine Gstettn bleibt nicht in ihrem Rahmen, wenn sie nicht gebändigt wird. Ritzen und Rillen am neu gebauten Gelände werden ebenso mit Flugsamen erobert werden wie der ehemalige Bahnhof. Ein in der Dämmerung im Grätzel umherstreifender Fuchs wird aktuell romantisch aufgefasst und als Bestätigung der Nähe zur Natur verstanden. Die auftretenden Füchse und Hasen werden in ihrem städtischen Dasein als Kulturfolger in der Nähe der Menschen bleiben und haben auf der freien Mitte ihr „Paradies" gefunden, werden jedoch zukünftig nahe von Freiflächen von Kindergärten als wilde Tiere nicht gern gesehen werden. Gefährliche Tiere, Allergien, Alarm!

Wir stellen daher auch die Frage danach, wie frei diese Mitte bleiben wird und wann die Rufe nach Kontrolle und Eindämmung lauter als derer nach Freiraum werden. Die Art und Beschaffenheit des künftigen Käfigs für die Gstettn ist aber noch offen.

Es gibt keine gebändigte, geplante Gstettn. Das ist nicht möglich. Trotzdem werden brach liegende Flächen, die langsam überwachsen werden, immer öfter zum städteplanerischen Werkzeug. Überlässt man diese Flächen für einen bestimmten Zeitraum sich selbst und öffnet den Zugang zu ihnen, beginnt die Umgebung, diese Freiflächen zu nutzen. Die Impulse, die von solchen Eroberungen ausgehen, gleichen denen der klassischen

Gentrifizierung. Das Zufällige, nicht Geplante wird zum modernen urbanen Lebensgefühl, sich seine Stadt zu erobern und anzueignen liegt gerade bei höher gebildeten jungen Menschen im Trend. Der Stadtraum wird durch temporär zur Verfügung gestellte Flächen aufgewertet und ein Un-Ort wird zum Bühne für modernes Stadtspektakel und -marketing. Die freie Inszenierung geht mit dem Anrücken der Baufahrzeuge für die neuen Gebäude und nächsten Kapitel zu Ende, der Raum hat aber in der Zwischenzeit ein neues, frischeres Image erhalten. Diese temporäre Gstettn kann man daher nur sehr naiv als wirklich freien Ort in der urbanen Gesellschaft betrachten, da sie selbst, wenn es nicht erkennbar ist, durch die scheinbar freien Aneignungen im Hintergrund die künftigen Nutzungen beeinflusst. Es gilt abzuwägen, ob eine temporäre Nutzung der Umgebung gut tut, oder, ob durch den Gentrifzierungsprozess der gute Wille später bitter bezahlt wird.

Was macht die Gstettn für den Menschen?

Eine Gstettn ist oft ein Ort, der nicht auf unserer städtischen Karte vorkommt, da er einen weißen Fleck in der geregelten Bebauung bildet. Auf der physischen Stadtkarte ist noch die alte Nutzung verzeichnet und oft sind sie im realen Stadtraum verstellt und versteckt. Der weiße oder eher verblasste Fleck ist ein Ort des Dazwischen, ein Übergang zwischen zwei geregelten Nutzungen, der aufgrund des Übergangs für eine bestimmte Zeit vergessen wird. Soweit die offizielle Identität der Gstettn noch der alten Nutzung unterliegt - das inoffizielle Bild kann aber ein Erweiterungsraum und ein Möglichkeitsraum für Aktivitäten, Nutzer und Biosphären werden, die im öffentlichen Stadtraum nicht möglich oder nicht erwünscht sind.

Menschliche Aktivitäten auf einer brach liegenden Fläche sind abhängig von ihrer Lage und ihrer Zugänglichkeit, aber auch stark von den nicht erfüllten Bedürfnissen, die



Nordbahnhof-Gstettn, 2018

Menschen an ihre unmittelbare Umgebung stellen. Hat man in der Nähe eine leicht zugängliche Gstettn, kann man seine Bedürfnisse möglicherweise auf dieser befriedigen. Ein Beispiel hierfür sind sommerliche Zusammenkünfte zum Grillen an der Gstettn am Nordbahnhofareal oder das Bauen von Baumhäusern - beides Wünsche, die in Städten selten oder nur an sehr ausgewählten Plätzen zulässig sind. Die ungeregelte Gstettn wird hier zum Spielraum für jung und alt: Während Kinder über umgefallene Bäume toben und Bauten aufstellen, treffen sich die zugehörigen Eltern zum gemeinsamen Grillen. Optionen zum kreativen Herumtollen, bei denen Kinder Dinge bauen, sammeln oder frei spielen können, sind auf geplanten Spielplätzen selten bis nicht gegeben. Hier gehen Sicherheit und Haftungsfragen vor, während im unkontrollierten Raum der Gstettn aus vielen umherliegenden Gstettn-Teilen und Relikten große Luftschlösser gebaut werden können. Dass man die Gstettn für etwas Freies, Spielerisches nutzt, dass nicht funktional

oder kapitalistisch angetrieben ist, ist oft mit einem Verbots-Stempel versehen: Die Haftungsfrage wird großgeschrieben, Betreten verboten, Eltern haften für ihre Kinder und so wird eine freie Zwischennutzung gleich rechtlich ausgeschlossen. Dass hier der Zwischenzustand ein Zustand der Spekulation ist, ist ganz klar. Wo eine Gstettn hochschießt, dort ist oft ein brach liegendes Grundstück, das nur auf das nächste Hochhaus oder Bürogebäude wartet - dieses Warten soll aber bitte ohne zeitweiliger Zwischennutzer_innen stattfinden, die sich womöglich bei der neuen Nutzung dann nun schwer entfernen lassen.

Die Umgebung im Neubaugebiet des Nordbahnhofareals bietet zwar Spielplätze und Bänke zum Zusammenkommen, jedoch in sehr geregelten Bahnen. Will man diesen entkommen oder diese Spielräume selbst gestalten, muss man entweder weit fahren, um das Regelwerk Stadt zu verlassen, oder auf das Niemandsland der Gstettn ausweichen. Ihre Position in der unmittelbaren Umgebung macht die Gstettn umso attraktiver, wenn sie auch lange offiziell nicht zugänglich war. Aber: Wenn man an einem Ort nicht sein darf, sich aber trotzdem dazu entscheidet, hinzugehen, fragt man nicht länger nach weiteren Regeln, wenn man die oberste schon gebrochen hat. Es entsteht ein utopischer Raum, den man freier benutzen kann, da er nicht den vielen Verhaltensregeln des öffentlichen Raums unterliegt. In dieser Utopie können eine Vielzahl an Arten von Intimität und Verbindung zwischen Raum und Menschen entstehen. Diesen Verbindungen widmen wir die Geschichten in diesem Projekt.

Früher haben Bauern viele Weidetiere gehalten (vor allem in der Milch- und Fleischlandwirtschaft: Kühe, Schafe und Ziegen). Kranke und schwache Tiere wurden auf „Erholungswiesen" gelassen, auf denen regulär nicht geweidet wurde. Diese Wiesen waren ganz dem Wildwuchs überlassen, wurden weder abgeweidet, noch gemäht. So gab es hier eine viel größere Anzahl an Wildkräutern, die ungestört wachsen konnten.

Wenn ein Weidetier erkrankt ist, wurde es auf die wilde Wiese zur Gesundung gelassen. Die Tiere weideten sich mit Hilfe ihres Instinkts dort gesund, indem sie die richtigen Kräuter und Pflanzen fraßen. Simmels Gedanken vom überforderten Städter folgend, der der Stadt und seinen Regeln überdrüssig wird, findet auf der städtischen Gstettn wieder Gesundung und sein Verhältnis zur Stadt wird wieder besser.

Die naturnahe Patina, die überwucherte Vergangenheit auf dem Areal des ehemaligen Nordbahnhofs, reizt die Kreativität so manchen Kindes. Doch auch Erwachsene, denen die Identität der neu gebauten Wohnblöcke zu glatt erscheint, zieht es in die Gstettn und an ihre überwachsenen Artefakte vergangener Nutzungen. Identität stiftendes finden Menschen oft in Artefakten aus der Vergangenheit. Allein die menschliche Vorstellung kann daraus eine eigene Geschichte schreiben, selbst wenn die Artefakte nicht aus derselben Vergangenheit stammen. Fühlen wir uns entwurzelt, kann die Verbindung und die Faszination für Artefakte mit eigener Geschichte erdend wirken, wenn man über genügend Fantasie verfügt.

Neben Familien mit Kindern, welche die Gstettn als Abenteuerspielplatz und Erholungsort nutzen, gibt es auch anonyme oder geheime Nutzer, die beispielsweise nächtlich ihre Spuren hinterlassen. Von Obdachlosen und anderen Schutzbedürftigen findet man öfters Spuren. Aktiv zu sehen sind diese Gstettnbenutzer aber selten. Es gibt aber auch andere, nicht zwingend prekär schutzbedürfte Nutzer, die diese Orte anonym nutzen und sie als persönliche und besondere Räume begreifen und zumindest im Gedächtnis aneignen. Die Aneignung hier ist keine gesellschaftspolitisch motivierte Aktion, sondern gleicht einem geheimen Versteck, in dem man etwas ausleben kann, für das man sonst vielleicht keinen geeigneten Raum findet. Da die Gstettn hier als Ort genutzt wird, der nicht Teil des geregelten Alltags ist, in dem man sich möglicherweise verstellen muss, fällt die Gstettn in eine

utopische Raumkategorie, die eine ungewohnte Freiheit bietet. Weil es keine Regeln gibt, darf man hier anscheinend freier und mehr man selbst sein als im restlichen öffentlichen Raum. Die Nutzer_innengruppen, die ihre Aktivitäten nach außen tragen, sind wie so oft Künstler_innen, Stadtforscher_innen und selbst ernannte Raumpionier_innen, welche auf die nicht gesehen Möglichkeiten des Raums aufmerksam machen.

Die Gstettn ist keinesfalls als Utopia oder das Paradies zu betrachten, das von der „gemeinen" Stadtplanung und dem Regelwerk Stadt vertrieben wird, aber definitiv als ein erweiterter Möglichkeitsraum und ein Freiraum, den man neu denken könnte. Sie ermöglicht einen erweiterten Raumbegriff von Stadt und eine Möglichkeit zur Diskussion darüber wie wir leben wollen. Eine Gstettn muss einem nun nicht optisch oder konzeptionell gefallen, aber man sollte die Diskussion und das Nachdenken über mögliche, wirklich freie Räume und inklusive Lebensräume nicht nur zulassen, sondern aktiv fördern und führen.

Stadt, Land, Gstettn

Der Begriff Gstettn wurde lange negativ verwendet und beschreibt ein ungezähmtes Stück Land, das jedoch im Umkreis menschlicher Kontrolle liegt, welche aber hinsichtlich des Wildwuchses an deren Zähmung versagt hat. Oft sind es Nachbargrundstücke, die angefeindet werden, da sie über verwehte Samen die eigenen gezähmten Gärten mit „Unkraut" bestücken. Die Schuld wird beim Nachbarn gesucht, der der Zähmung nicht willig ist, jedoch nur selten für die Konsequenzen auf dem Nachbargrundstück zur Rechenschaft gezogen werden kann. Das auf diesen Gstettn wachsende „Unkraut" - wie der schon Name verrät - ist nicht willkommen aufgrund von fehlender Verwendungsmöglichkeiten, mangelnder Schönheit oder schlichtweg seiner Invasivität wegen, welche gewünschte Pflanzen zu verdrängen vermag. In all dem ist



Grenze zwischen Rudolf-Bednar-Park und Gstettn, 2017

die zu erstrebende Ordnung wesentlich und das Ungezähmte, das Wilde wird abgelehnt. Mit Wildnis hat eine Gstettn jedoch nur selten zu tun, da sie auf von Menschen ursprünglich kontrollierten Flächen wächst. Sie folgt also menschlichen Spuren mit einer speziellen Flora und Fauna, die mit den vorgefundenen Gegebenheiten umgehen kann und diese Orte langsam zurückerobert. Solche Flächen liegen mittlerweile im Trend bei Stadtentwicklungsprozessen, da sie die menschlichen Bedürfnisse nach Natur in der Stadt sehr einfach und kostengünstig befriedigen können und auch in klimapolitschen Diskussionen immer öfter Positives versprechen. Stadtbewohner_innen, die sich an kostenintensiv angelegten Parkanlagen und ihrer fälschlichen Natur stören, nehmen tatsächlich geplante Gstettn positiver auf und tragen so auch ihren Teil zum Stadtmarketing bei. Die Gstettn wird zum trendigen Pseudo-Land, da sie der Natur auf erstem Blick näher zu kommen scheint als klassische Parkanlagen und mit der Sehnsucht nach dem Land spielt, die viele Stadtmenschen beschreiben. Sie passt

perfekt in den Ruf nach „Alles Bio" und einer nachhaltigen Lebenseinstellung.

Welche Pflanzen eine solche Lücke einnehmen, ist von der Lage, dem Boden und der Beschaffenheit des Geländes abhängig. Tiere brauchen ebenso artspezifische Unterschlüpfe, Bauten, Schutz und Nahrung und so bringt jede Gstettn je nach Beschaffenheit ein eigenes Biotop an Fauna und Flora mit, welches sich mit der Zeit ansiedelt.

Das Sammelsurium an Pflanzen und Tieren, auch wenn diese bis ins kleinste Detail und jede Art der Brachfläche genauestens angepasst sind, erscheint dem Menschen ohne fundierter Kenntnisse aus Ökologie oft als Wildwuchs, da es sich von den gewohnten gepflegten Grünräumen in der Stadt stark unterscheiden. Dieser so genannte „Wildwuchs", hat außerhalb der kontrollierten Zivilisation seinen Platz und wird beim Auftauchen im urbanen Kontext oft als „naturnahe" Erscheinung gesehen und mit der Sehnsucht nach dem Leben im Grünen in Verbindung gebracht. Als ähnliches Beispiel empfinden viele Menschen eine Almwiese als natürlich und wissen nicht, dass diese Weiden ohne landwirtschaftliche Nutzung Wälder geblieben wären. Eine Almwiese ist genauso fake, wie eine Gstettn in der Stadt. Sie kann daher nicht als zurück zur Natur gedacht werden, sondern als Lösung der Natur, von Menschen geschaffene Brachflächen zumindest temporär zu überwachsen. Die dort wuchernde Natur ist jedoch genau auf diese Brachflächen konditioniert und würde an derselben Stelle ohne vorherige Bebauung mit ganz anderen Pflanzen reagieren.

Von Un-krauten und Un-Orten

Oft versteht man unter einer Gstettn einen Un-Ort, der mit Un-Kraut überwuchert ist. Als Menschen, welche in einem kontrollierten urbanen Raum leben, der durch diverse

Ordnungen, Verhaltensregeln und Vorurteile definiert wird, haben wir gelernt, abgesperrte Zonen im Stadtraum wie Baustellen und dergleichen nicht zu betreten. Dasselbe gilt für Gstettn, die wir nicht betreten sollen und welche daher viele Menschen gar nicht wahrnehmen. Wir haben gelernt, diese „verbotenen" Orte nicht mehr wahrzunehmen. Sie werden unsichtbar, selbst wenn sie in unserer unmittelbaren Umgebung sind. Wenn wir keinen Zutritt zu ihnen haben, existieren sie nicht. Sie sind Un-Orte die wir genauso wie das dort wachsende Un-Kraut als nicht genießbar betrachten.

Bei einer Gstettn handelt es sich aber keinesfalls um Nicht-Orte wie öfters behauptet, denn mit Transitzonen wie Flughäfen oder Konsumräumen wie Supermärkten haben sie nichts gemein. Nicht-Orte sind austauschbare Räume, die durch reine Zweckdienlichkeit und vermehrt durch Konsumstrategien gestaltet werden. Die Gstettn ist das genaue Gegenteil davon, oder das, was nach dem Nicht-Ort kommt, wenn dessen Funktionsperiode abgelaufen ist. Sie ist eine Zone des Entzugs. Sie entzieht sich sowohl der schnellen Zeitlichkeit, als auch dem Konsumdrang moderner urbaner Räume. Sie fällt aus unserem Alltag heraus. So sehr, dass sie wie eine Täuschung wirken kann. Die Ruhe und die andere Zeitlichkeit, die von diesen brachliegenden Flächen ausgeht, können jedoch uns Menschen wiederum erden und verankern, wenn wir uns in der Maschinerie der Stadt immer mehr entfremdet fühlen.

Die klassische, bzw. am häufigsten vorkommende Gstettn – nicht in der Form wie wir sie am Nordbahnhof finden – liegt oft hinter Plakatwänden oder Zäunen versteckt und ist nicht weiter zugänglich. Oft sieht man sie von außen nicht und nur Anrainer_innen, die von höheren Stockwerken Einsicht haben, wissen um ihr Dasein. Sind sie nicht sichtbar und dadurch auf einer ganz abstrakten Ebene aus unserer Zeit gefallen. Nicht sichtbar ist oft gleich bedeutend mit nicht existent werden oft gerade solche Un-Orte an den Rand gedrängt, ebenso wie andere

Dinge die mit dem Vorsatz Un-gekennzeichnet werden. Unkräuter sind nicht willkommen, aus der Norm fallende Menschen werden zu Unmenschen degradiert, etc.

Zeitlichkeit der Eroberung

Eine Gstettn existiert immer nur innerhalb eines gewissen Zeitraums, der meist nicht genauer definiert ist. Der temporäre Wechsel von einem Plangebiet zum Randgebiet und umgekehrt kann mehrere Jahrzehnte dauern oder auch nur wenige Monate. Da eine neue Nutzung eines brach liegenden Grundstücks im urbanen Raum sehr schnell festgelegt werden kann, kann es auch genauso schnell gehen und der Übergangsraum Gstettn über Nacht entfernt werden. Der Zustand zwischen einer ehemaligen und einer neuen etwaigen ungewissen Nutzung ist gleichfalls Teil von kulturellen und sozialen Transformationsprozessen. Diese Transformation rangiert zwischen verschieden Gebieten im Stadtraum, die sich zwischen Planung und Ausgrenzung bewegen. Die städtebaulichen oder planerischen Schritte passieren in Büros und Besprechungsräumen, während eine Gstettn munter vor sich hinwächst. Der Schritt, eine Gstettn zu planieren und neu zu bebauen mag schon lange festgesetzt sein. In der Realität kommt die Aktion aber vor allem für die Zwischennutzer_innen plötzlich. In dieser Zwischenzeit wächst in den Gstettn eine andere Zeit, die mit der schnelllebigen urbanen Welt nur wenig zu tun haben scheint. Das Beispiel der Nordbahnhalle und wie schnell hier der Abriss durchgeführt wurde, ist nur ein Beispiel.

Kontrolle vs. Un-Kontrolle

Taucht im kontrollierten Stadtraum etwas Ungezähmtes, sich nicht natürlich Unterwerfendes auf, kommt bei Behörden und Ordnungsorganen schnell das Bedürfnis auf, einzugreifen und das Wilde zu zähmen. Ist eine Zähmung auf einfachen Wege nicht möglich, drängt man es gerne an den Rand oder klammert

es aus und ignoriert seine Anwesenheit. Oft wird hier bei aller Verwertbarkeit im urbanen Kapitalismus vergessen, dass wirkliche oder sinnvolle Produktivität da entsteht, wo sich etwas frei entwickeln und gedeihen kann. Eine Nischenbegabung bei Menschen rechtfertigt zum Beispiel nicht konformes Verhalten. Vielleicht sollte man im Sinne der Diversität und des Artenschutzes auch an die Nischenbegabungen der Natur fernab von stark gezähmten Parkanlagen denken.

Das städtische Grün ist in der Regel ein Park voller gezähmter Pflanzen, einem Rasen und Beeten, die man zumindest offiziell nicht betreten darf, oder ein Grünstreifen voller Unkrautvernichtungsmittel, eine Straßeninsel oder ein eingesperrter Baum in einem festgesetzten Asphaltloch. Diese Grünanlagen werden sehr stark gezähmt, gestaltet und kontrolliert. Eine Gstettn ist das Gegenteil von diesen Anlagen und der Begriff alleine fällt daher oft schon negativ auf. Kontrolle geht vor, doch stellen wir uns die Frage, warum kontrolliertes Rasenmähen positiver gesehen wird, als eine lebendige Gstettn mit hohen Wildkräutern und Biodiversität. Ordnung ist gut, Un-Ordnung schlecht - so der Tenor der Behörden. Ausnahmen werden in einer anständigen Ordnung nicht gerne gesehen, so also auch nicht der Un-Ort Gstettn mit seinen Un-Kräutern und Un-Menschen. Un-Menschen, das sind jetzt die, die sich nicht an Regeln halten. Sollte man als Architekt_in und Stadtplaner_in also nicht lieber so ein Un-Mensch sein, der die Box verlässt und Stadtraum neu denkt? Wir finden schon! - Denn zu guter Letzt passen in die geordnete Box die vielen Geschichten, Wurzeln und Verbindungen zwischen Mensch und Raum nicht hinein, die aber für ein gutes Leben bitter notwendig sind!



LEOPOLDSTADT UND SEINE JÜDISCHE GESCHICHTE

Nach dem Pogrom von 1421 dauerte es sehr lange, bis es Juden wieder möglich war, sich dauerhaft in Wien anzusiedeln, ohne durch ständige Ausweisungsbefehle und Angriffe bedroht zu werden. Im sumpfigen Au-Gebiet entstand nach einem Privileg von Ferdinand II. 1625 im Zuge der Siedlungspolitik nach dem 30-jährigen Krieg das zweite Wiener jüdische Ghetto außerhalb des gesicherten Stadtgebietes im *Unteren Werd*.[1] Die Grenzen des Ghettos wären auf dem heutigen Stadtplan die Taborstraße, der Augarten, die Malzgasse, die Große Schiffgasse und die Krummbaumgasse.[2] Bis 1660 siedelten sich dort 500 Familien an, welche von der Kennzeichnungspflicht befreit wurden, offiziell zwar unter dem Schutz des Kaisers standen, aber ständig durch neue Erlässe und Anordnungen schikaniert wurden. Die antisemitische Haltung der Habsburger manifestierte sich auch in dieser Zeit in judenfeindlichen Siedlungspolitik. So mussten jüdische Familien gegen Bezahlung willkürlicher und hoher Gebühren außerhalb der Stadtmauern in von der Gemeinde zugeteilten Gebieten wohnen. Die meisten von ihnen waren im Regionalhandel tätig und konnten sich durch die Möglichkeit des Hauserwerbs im Ghetto und der Erlaubnis, auf Märkten in der Stadt ihre Ware zu verkaufen, mit Unterstützung der eigenen Verwaltung und Rechtsprechung, ihren Unterhalt leisten. Andere Bewohner_innen des Ghettos wiederum wohnten verarmt in notdürftig eingerichteten Holzhütten. Manchmal war es wohlhabenden Personen möglich, außerhalb des Ghettos ein Haus zu erwerben, doch dies blieb eine Ausnahme.[3] Nach nicht nachgewiesenen Anschuldigungen rund um einen Mordfall und den Ausbau der Synagoge und dem Aufmischen der Situation seitens ranghoher Hofbeamter, eskalierte die Situation in Wien. Es wurden zahlreiche Häuser und Einrichtungen im Ghetto überfallen, verwüstet oder zerstört. Zu Fronleichnam am 5. Juni 1670 mussten die Juden nach Anordnung von Kaiser Leopold I. das Gebiet offiziell verlassen. Die Synagoge wurde im Eilverfahren zur Leopoldskirche umgebaut. Für die Stadt Wien, welche ab diesem Zeitpunkt die Administration des Bezirkes übernahm, war ein zuvor nicht angenommener deutlicher finanzieller Verlust die wirtschaftliche Konsequenz der Vertreibung.[4]

1 Csendes, Peter; Opll, Ferdinand; Vocelka, Karl; Traninger, Anita (Hg.): Wien - Geschichte einer Stadt. Band 2. Wien: Böhlau, 2003. S. 126
2 König, Josef (Hg.): Bezirksmuseum Leopoldstadt. In: Wiener Geschichtsblätter, Beiheft 4 / 2007. Wien: Verein für Geschichte der Stadt Wien, 2007. S. 37
3 Ebd.: S. 289-92
4 Ebd.: S. 295-96



Auszug der Juden aus Wien, 1870

Im Zuge der 1867 aus dem Kaisertum Österreich entstandenen Österreichisch-Ungarischen Monarchie war der Reiseverkehr und die Übersiedlung in ein anderes Gebiet für viele Menschen vereinfacht worden. In Wien wurden viele Arbeitskräfte gesucht und so zogen auch viele Juden, besonders zwischen 1880 und 1910 in die Hauptstadt. Mit einer Gesamtzahl von ca. 200.000 Einwohnern und damit 10% der Stadtbevölkerung war Wien die Stadt mit der drittgrößten jüdischen Gemeinde um die Jahrhundertwende in Europa.[5] Die meisten Menschen aus den Gebieten des heutigen Polen und Tschechien kamen mit dem Zug am Nordbahnhof an und siedelten sich auch unweit des Bahnhofs in direkter Nachbarschaft zu den historischen jüdischen Bezirken an. Die Umgebung des Bahnhofs wurde so zu einem Treffpunkt der Gemeinde und zu einem teils illegalen Marktplatz für Waren aller Art.[6]

Nach den ersten Niederlagen im Ersten Weltkrieg, setzte 1914 ein Flüchtlingsstrom mit ca. 350.000 Menschen ein. Unter den Geflüchteten befanden sich je nach

5 Raggam-Blesch, Michaela; Hecht, Dieter J.: Remembering Nordbahnhof. Historical Research and Deportation Report. Wien: Blood Mountain Project, 2019. S. 9-12
6 Ebd.



Film Still aus *Moving Image as Document: Representations of the Historical Building of Nordbahnhof*

Quellenangabe ca. 50.000 bis 70.000 Juden, die alle am Wiener Nordbahnhof eintrafen. Als sich die Lage stabilisierte, kehrte ca. die Hälfte von ihnen wieder zurück, die gebliebenen 25.000 siedelten sich in Wien an.[7]

Der *Anschluss* Österreichs, der 1939 folgende Zweite Weltkrieg und die Schrittweise Vertreibung und Auslöschung der jüdischen Bevölkerung hinterließ in Wien tiefe Spuren. Von den 1938 ca. 201.000 in Österreich lebenden Juden wohnten die meisten in der Hauptstadt.[8] Schrittweise folgten Schikanen, Vertreibung, Deportation und Mord. Die Deportationen der jüdischen Bevölkerung in die Konzentrationslager wurden ab Dezember 1942 vom Aspangbahnhof auf den Nordbahnhof verlegt. Zwischen 1943 und 1945 fanden größtenteils nur noch Transporte von Gruppen bis zu hundert Menschen statt, insgesamt 3248 Personen wurden schriftlich festgehalten und nach Auschwitz und Theresienstadt deportiert.[9]

7 Beckermann, Ruth: Die Mazzesinsel. In: Beckermann, Ruth (Hg.): Die Mazzesinsel – Juden in der Wiener Leopoldstadt 1918–38. Wien: Löcker, 1984. S. 16f.
8 Raggam-Blesch, Michaela; Hecht, Dieter J.: Remembering Nordbahnhof. Historical Research and Deportation Report. Wien: Blood Mountain Project, 2019. S. 15
9 Haas, Franz: Der Wiener Nordbahnhof. Wien: Sutton, 2006. S. 108

Zu diesem Zeitpunkt war bereits 90% der jüdischen Bevölkerung geflüchtet, getötet oder deportiert worden. Nur noch diejenigen, die bis dahin untertauchen konnten oder nach der nationalsozialistischen Rassenideologie als „*Mischlinge*“ galten, waren noch in der Stadt. Nach aktuellen Untersuchungen haben aus den Transporten vom Nordbahnhof nur ca. 500 Personen den Krieg überlebt.[10] Nach dem Krieg dauerte es lange, bis sich wieder eine stabile Gemeinde aufbauen konnte.

Der Nordbahnhof war auch Ort der politischen Verfolgung durch das nationalsozialistische Regime. Die Wiener Bahnarbeiter waren vor dem Krieg meist in links gerichteten Verbänden vertreten. Im 2. Weltkrieg wurden Gewerkschaften schrittweise und am Ende gänzlich aufgelöst. Unter den Bahnarbeitern führte eine Gruppe Widerstand und traf sich heimlich in Lagerhallen für Besprechungen. Franz Grimmel war einer der namentlich bekannten Reichsbahner und Gewerkschafter am Wiener Nordbahnhof. Er wurde am 14.1.1942 wegen sog. „Kommunistischer Betätigung“ von der Gestapo verhaftet und wurde im Juli 1942 in das KZ Mauthausen überstellt. Er starb am 4. 3. 1945 im KZ Dachau.[11]

10 Raggam-Blesch, Michaela; Hecht, Dieter J.: Remembering Nordbahnhof. Historical Research and Deportation Report. Wien: Blood Mountain Project, 2019. S. 7
11 Memento Wien - Plattform des DÖW - Webpage: https://www.memento.wien/person/200293/



Deportiert vom Nordbahnhof

Maria „Mitzi" Gabrielsen (geb. Schwarz) ist eine der Überlebenden, die vom Nordbahnhof aus deportiert wurden. Sie erinnert sich an die Momente vor der Deportation am Bahnhof.

„Zum ausgemachten Zeitpunkt fuhr ein Lastwagen heran. Ein paar Männer in Uniform wiesen uns an, den Wagen zu besteigen. Dann wurden wir direkt zum Bahnhof geführt. Dort war sehr viel los. Ständig kamen neue Wägen mit Menschen an. Schlussendlich war alles voll mit Juden. Die gelben Sterne blendeten uns. Einige Menschen standen da und diskutierten. Andere wirkten sehr bedrückt und nahmen auf ihren Koffern Platz. Es waren auch viele Kinder da, aber sie waren alle bei ihren Eltern. Wir standen in einer kleineren Gruppe. Ich hätte gewünscht, meinen Vater bei mir zu haben, er war immer so gut darin, alles wieder in Ordnung zu bringen. Nun war es Erwin, der seine Rolle übernahm. Erwin, der älteste von uns, versuchte und zusammenzuhalten, während wir jüngeren Geschwister ausdrücklich angewiesen wurden, uns an den Händen zu halten, um nicht in der Masse verloren zu gehen. Wir waren auf einem Bahnhof mit vielen verschiedenen Bahnsteigen. An einen fuhr ein Zug heran. Er stand da und machte all diese Geräusche, die Ein Zug eben macht. Er keuchte und schnaufte, währenddessen blies er Dampf aus. Männer in Uniformen schrien und gaben Befehle in alle Himmelsrichtungen, während ihre Hunde mit ihrem scharfen Bellen mit einstimmten. Die ganze Szenerie machte uns Angst."[1]

1 Gabrielsen, Maria „Mitzi"; Schjølberg, Oddvar: Angezeigt von Mama: Die Geschichte einer Denunziation. Wien: Metropol, 2018. S. 56–58 (eigene Übersetzung aus dem Englischen)

Abb. l. o.: Maria Gabrielsen mit 17 Jahren (1951)
Abb. l. u.: Maria Gabrielsen beim Besuch der Gedenkstätte Auschwitz
Abb. r.: Vater Michael Schwarz, Maria, Anni, Kurt, Berta, Grete, Hilda und Erwin (von l. o. nach r. u.)









DER VERLASSENE BAHNHOF

Während der Bombardements 1944-45 wurde das Gebäude und die Nordbahnbrücke schwer beschädigt, die Nordbahnbrücke über die Donau war bis 1959 nicht befahrbar. Somit wurde der Bahnverkehr über die Nordwestbahn geleitet. Das statisch intakte Gebäude blieb nach dem Krieg für längere Zeit stehen und wurde zum Teil als Filmkulisse genutzt. Durch den kalten Krieg und den Eisernen Vorhang war der Zugverkehr auf der Nordwestbahn nach Polen und Tschechien zu diesem Zeitpunkt eingestellt. Versuche, das alte Bahnhofsgebäude zu erhalten und in den neuen Nachkriegs-Streckenplan zu integrieren, scheiterten. Der neue Bahnhof Praterstern wurde 1962 keine 100 Meter weiter errichtet, um den intensiven lokalen Personenverkehr im Rahmen des Ausbaus der S-Bahn aufrechtzuerhalten.

Das alte Bahnhofsgebäude wurde am 21. Mai 1965 trotz seiner historischen Bedeutung nach 20 Jahren seines Ruinendaseins als Filmkulisse, gesprengt. Neben dem Nordbahnhof kam es auch zu anderen Abrissen von Gebäuden der Rothschild-Familie. Der Historiker Georg Rigele kritisierte diese Entscheidung scharf und schrieb von einem *„…unreflektierten (zumindest nicht debattierten) Abbruch einer historischen Beziehung“* und über *„…den Verlust eines historischen Fundaments, eines Orientierungspunkts, eines symbolhaften Ortes für den tschechischen, polnischen und jüdischen Anteil an der Wiener Geschichte*.“[1]

Nach 1965 wurde der Nordbahnhof nur noch für Frachten genutzt, er wurde aber aufgrund seiner Lage zuerst immer weniger frequentiert und fungierte teilweise als Abstellgleis für ausrangierte Züge. Ungenutzte Nebengebäude wurden als Lager untervermietet. 1979 wurde das 200 Meter breite Areal an der stark befahrenen Lassallestraße von den ÖBB aufgelassen, es folgte eine Bebauung mit großen Bürogebäuden. Unter anderem siedelte die Bank Austria dort ihre Zentrale an.

1994 folgte das Leitbild Nordbahnhof und 2005 wurde für das restliche Gebiet ein Flächenwidmungsplan beschlossen. Der Rudolf-Bednar-Park, eine zentrale große Parkanlage mit einer Fläche von 31.000 Quadratmetern wurde 2008 eröffnet.

1 Rigele, Georg: Abbruch einer historischen Beziehung. In: Der Standard - Online-Ausgabe. 31.5.2002. https://www.derstandard.at/story/968346/abbruch-einer-historischen-beziehung



Der Wiener Nordbahnhof 1965

Die Stadt Wien berichtete von „*neuen Konzepten der Grüngestaltung*“ und die „*gestalterische Bezugnahme auf die nahegelegene Donau und die Gleise des ehemaligen Nordbahnhofs*“[2]. Gemeint sind längliche Wassertümpel und in der gleichen Achse ausgerichtete Metallstelen, sowie punktuell gepflanztes Schilf. Im Landschaftsentwurf wurden also Teile der alten Schienenführung parallel zur Donau symbolisch als Baumschleier integriert. Auch eine kleine Skatepark-Anlage wurde auf dem Platz gebaut.[3]

Bis 2010 waren noch Teile des Güterbahnhofs in Betrieb. 2017 übersiedelte der gesamte Güterverkehr Wiens in den Güterterminal Wien Süd in Inzersdorf. 2011 und 2012 wurde ein städtebaulicher Wettbewerb ausgetragen, welcher im Städtebaulichen Leitbild 2014 resultierte.

2 Presse-Service der Stadt Wien - Online-Ausgabe: Sima/Kubik eröffnen Rudolf-Bednar-Park. 17.09.2008. https://www.wien.gv.at/presse/2008/09/17/sima-kubik-eroeffnen-rudolf-bednar-park

3 Stadt Wien Website: Rudolf-Bednar-Park. https://www.wien.gv.at/umwelt/parks/anlagen/rudolf-bednar-park.html

ROTHSCHILD: ABBRUCH EINER GESCHICHTE

Die Geschichte der jüdischen Familie Rothschild ist mit Salomon Meyer Freiherr von Rothschild, dem Begründer des österreichischen Zweigs der Stadt Wien eng verbunden. Das Haus Rothschild war zwischen den napoleonischen Kriegen und dem ersten Weltkrieg im Besitz der weltgrößten Bank. 1817 durch Franz I. als einzige jüdische Familie in den österreichischen Adelstand erhoben, gründete die Familie einen Handels- und Banksitz in der Hauptstadt.[1] Das Alleinstellungsmerkmal, als jüdische Familie Teil des europäischen Adels zu sein, erschwerte die traditionelle Heiratspolitik, die besagte, dass Jüd_innen ausschließlich untereinander heiraten sollten. Es kam daher immer wieder zu Vetternehen innerhalb der Familie In der dritten Generation begann der Einfluss der Familie abzuschwächen. Gründe dafür sind in der Installierung der Nationalstaaten und ihrer teils antisemitischen Haltung, dem Mangel an männlichen Nachkommen, dem Desinteresse mancher Familienmitglieder, die Geschäfte weiterzuführen, sowie auch in Schulden zu finden. Der Wiener Sitz blieb aber trotz Verschuldung erhalten und die Rothschilds entwickelten eine stabile Zusammenarbeit mit dem Kaiserhaus.[2]

Die erfolgreichen Geschäfte ermöglichten es den Rothschilds von 1820 bis zur *Arisierung* 1938 die wichtigste Privatbank in Österreich zu führen. Salomon Rothschild hatte zwar als Adeliger ein sehr hohes Ansehen, durfte sich aber gleichzeitig als Jude nicht in Wien niederlassen und mietete über mehrere Jahre einen ganzen Gasthof, um bei den Geschäften persönlich anwesend zu sein. Erst 1842 erteilte ihm Kaiser Ferdinand einen Konfessionsdispens und er konnte Wiener Bürger werden und Liegenschaften erwerben. Ab diesem Zeitpunkt erwarben die Rothschilds mehrere Immobilien und Grundstücke in Wien und investierten vermehrt in die aufkommende Bahnindustrie. Nach der Beteiligung an der Pferdeeisenbahn Linz-Budweis, erwarb die Bank 1835 die Konzession für die Kaiser-Ferdinand-Nordbahn, in erster Linie, um Rohstofflieferungen aus den eigenen Werken zu ermöglichen.[3] Dies glich einer Monopolstellung in der Kohleversorgung von Wien und seiner Umgebung.

1 Kuper, Adam: Fraternity and endogamy. The House of Rothschild. In: Social Anthropology 2001; 9, 3. Oxford: Wiley-Blackwell. S. 273-275

2 Ebd.: S. 278-279

3 Eigner, Peter; Falschlehner, Helmut; Resch; Andreas: Geschichte der österreichischen Privatbanken. Wiesbaden: Springer, 2018. S. 299-301

Nach dem Erwerb des bislang gemieteten Hotels *Zum Römischen Kaiser* und seines Umbaus zum Banksitz, erbaute die Familie 1879 bis 1884 das *Palais (Albert) Rothschild* in der Prinz Eugen-Strasse 20-22. In direkter Nachbarschaft lagen zwei kleinere Palais der Familie: das Palais Rothschild in der Prinz Eugen-Strasse 26 und das *Palais Nathaniel Rothschild* in der Theresianumgasse 16-18. Die Rotschilds erbauten auch das heutige *Neurologische Zentrum Rosenhügel* und das *Maria-Theresien-Schlössel* in Döbling.

Der zweite Weltkrieg zwang die Familie ins Exil. Nathaniel Rothschild wurde von der Gestapo verhaftet und über ein Jahr gefangen gehalten. Er wurde nach seiner erzwungenen Enteignung freigelassen.[4] Nach der Enteignung, Flucht und Vertreibung der Familie wurde im *Palais Rothschild* von den Nationalsozialisten als *Zentralstelle für jüdische Auswanderung* eingerichtet.[5]

1955 wurde das *Palais Rothschild* gesprengt, obwohl es den 2. Weltkrieg fast unbeschadet überstanden hatte. Ähnlich wie beim Nordbahnhof waren die soliden Mauern völlig intakt geblieben und konnten nur durch Sprengung beseitigt werden. Das mobilere Interieur war im 2. Weltkrieg geplündert worden, die teure Innenausstattung wurde nun vergleichsweise günstig im *Dorotheum* versteigert.[6] Die Argumentation des Denkmalamts beruhte auf der sehr hohen Anzahl an renovierungsbedürftigen oder durch den Krieg beschädigten repräsentativen Gebäuden in der Stadt. Das Palais Nathaniel Rothschild wurde zwar im 2. Weltkrieg nur zum Teil beschädigt, aber 1951 trotzdem abgerissen. Die Grundstücke der beiden Palais wurden restituiert und später an die Arbeiterkammer verkauft, welche dort heute ihre Zentrale, sowie ein Bildungszentrum und das Theater Akzent betreibt.[7]

Zwar wurde die 1939 aufgelöste Stiftung der Rothschilds 1956 von der Wiener Landesregierung wiederhergestellt, aber der Bescheid, durch den die Stadt Wien als alleinige Verwalterin installiert wurde, ist bis heute umstritten. Ein angeblich 1963

4 März 1938: Baron Rothschild – ausgeplündert. In: Die Presse: Online-Ausgabe. 23.03.2013. https://www.diepresse.com/1379558/marz-1938-baron-rothschild-ausgeplundert
5 Prokop, Ursula: Das Palais Albert de Rothschild in Wien – eine Auslöschung. In: David. Jüdische Kulturzeitschrift. Ebenfurth: Ausgabe 116; 4/2018.
6 Klein, Dieter; Kupf, Martin; Schediwy, Robert: Stadtbildverluste Wien. Ein Rückblick auf fünf Jahrzehnte. Wien: Lit-Verlag, 2005. S. 149
7 Nierhaus, Andreas: Vor-Bild Frankreich. Die Paläste der Familie Rothschild im Wiener Belvedere-Viertel. In: Österreichisches Bundesdenkmalamt (Hg.): Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 62. Horn/Wien: Berger, 2008. S. 74-86

erzielter Vergleich mit den Erb_innen der Familie konnte nicht belegt werden. Im November 2019 brachte ein Urenkel der Familie in Wien eine Klage um sein Erbe ein.[8] Die Lücken in den österreichischen Archiven der Familie Rothschild beruhen auch auf der Enteignung des Familienarchivs durch die Nationalsozialisten. Erst im Jahr 1999 wurde die Kunstsammlung restituiert, 2001 das Archiv an Nachfahren in London übergeben.

Der Journalist Günther Nenning kommentierte 1984 die Ersetzung des *Palais Rothschild* durch den Arbeiterkammer-Neubau emotional: *„Nirgends Schönheit, überall nur Kunststoff, der Kunststoff gebiert ... Man fühlt sich betrogen um die Schönheit, das eigentlichste Ziel der Arbeiterbewegung seit Anbeginn ... Wo der Profit allgegenwärtig ist, schwindet die Schönheit...“*[9] Am Nordbahnhof stand zu seiner Blütezeit eine Statue von Salomon Rothschild, welche später über Umwege ins *Jüdische Museum* in Wien gelangte. An der *Universitätssternwarte* wurde der Name des Förderers Albert Rothschild offensichtlich herausgemeißelt. Erst 2016 wurde ein eher unscheinbarer Platz neben der neu errichteten *Bank Austria*-Zentrale am Nordbahnhofgelände den Rothschilds gewidmet.[10] Am Platz des ehemaligen Bahnhofgebäudes, sowie an der Stelle des Palais gibt es bis heute keine Hinweise auf die Geschichte der durch die Rothschilds geprägten und errichteten Orte.

8 Bauer, Gernot: Rothschild-Nachfahre klagt Stadt Wien. In Profil - Online-Ausgabe. 24.1.2020. https://www.profil.at/oesterreich/rothschild-nachfahre-stadt-wien-11319531
9 Klein, Dieter; Kupf, Martin; Schediwy, Robert: Stadtbildverluste Wien. Ein Rückblick auf fünf Jahrzehnte. Wien: Lit-Verlag. 2005. S. 149
10 Gasser, Florian: Rothschild-Dynastie: Reicher als der Kaiser. In: Die Zeit Online. 26.11.2018. https://www.zeit.de/2018/48/rothschild-dynastie-wien-buchveroeffentlichung-roman-sandgruber

UNANTASTBARE RUINEN

Wird an einer Stelle eine belebte urbane Struktur in einer Nacht- und Nebelaktion in Grund und Boden gestampft, so gibt es auf der anderen Seite des Spektrums die sorgfältige Erhaltung von antiker historischer Substanz. Es steht außer Frage, dass in einer Weltstadt wie Wien die römische Geschichte mitsamt den Ausgrabungen ihrer Relikte, von großer Bedeutung ist. Auffällig ist aber, dass auch oder besonders bei ausreichender finanzieller und administrativer Unterstützung bei der Erhaltung dieser urbanen Artefakte, die Haltung zum Thema Erlebbarkeit und Benutzbarkeit des Raumes stark variieren kann.

Die Journalistin Barbara Coudenhove-Kalergi schrieb in einem umstrittenen Eintrag ihrer Kolumne in der Tageszeitung *Der Standard* über die Notwendigkeit der Freihaltung von öffentlichen Plätzen. Der Artikel bezieht sich in erster Linie auf Die Diskussion um einen Neubau für das Haus der Geschichte am Heldenplatz. Anhand einiger Beispiele erklärt sie die Problematik, welche in der Stadt Wien generell im Zusammenhang mit der Gestaltung von Plätzen und Freiräumen hat. Über den Michaelerplatz schreibt sie: „*Der Michaelerplatz, ebenfalls ein Architekturjuwel, weist in der Mitte ein Loch mit Ausgrabungen auf, alte Steine, die niemand sehen will. Resultat: Der Platz ist hin. Soll das Zerstörungswerk nun weitergehen?*“[1]

Coudenhove-Kalergi differenziert hier zwischen erhaltungswürdigen und verzichtbaren historischen Elementen in der Stadt. Das *Loch*, das sie beschreibt, ist eine nicht begehbare, durch den Architekten Hans Hollein mit einer Mauer eingefasste, archäologische Ausgrabungsstätte, welche den runden barocken Platz geometrisch durchschneidet und somit seine Begehbarkeit stark einschränkt. Was hier beschrieben wird, ist die von jeglicher erlebbaren Ebene abgetrennte Speicherung von historischen Relikten. Wie vor einem Schaukasten hinter Glas kann man von weitem Spuren von etwas beobachten, was in dieser Form nicht mehr existiert, nämlich Fundamente von nicht mehr existierenden Häusern. Es geht nicht darum, die Wichtigkeit von archäologischen Fundstücken in Frage zu stellen, sondern die Art und Weise ihrer Ausstellung und Vermittlung. Das *Loch* bleibt für den Beobachter ein reines Abbild einer Realität, das nur aus der Ferne beobachtet werden kann.

1 Coudenhove-Kalergi, Barbara: Hände weg vom Heldenplatz!. Kolumneneintrag. In: Der Standard - Online-Ausgabe. 8.1.2020 https://www.derstandard.at/story/2000113063108/haende-weg-vom-heldenplatz



Archäologische Ausgrabung am Michaelerplatz 1990-1991

DIE FREIE MITTE

„Das Areal des ehemaligen Nordbahnhofs hat sich seit der Stilllegung zu einer weiteren Insel in diesem Freiraumgefüge entwickelt. Während etwa die Hälfte des Gebiets in der Zwischenzeit bereits bebaut wurde, hat sich der restliche Bereich sukzessiv in einen weiträumigen Landschaftsraum verwandelt. Die Reste der ehemaligen Kohlenrutschen schaffen überraschende topografische Situationen und machen das Areal zu einem postindustriellen Central Park: Unter- und Überführungen, steinerne Gewölbe und geziegelte Stützmauern durchziehen das längst von Pflanzen eroberte Gelände. Weder die obere noch die untere Ebene dieser Topografie lässt sich direkt in die langsam näherkommende Bebauung eingliedern: im Gegenteil, versunkene Gruben und erhöhte Plateaus bieten die Möglichkeit, sich der Stadt zu entziehen. Die Weite und räumliche Vielfalt des Nordbahnhofareals fügt dem Freiraumarchipel eine weitere prägnante Freiraumqualität hinzu: an keinem anderen Ort ist der Boden so rau, die Pflanzen so wild, der Himmel so tief und die Stadt so weit weg.“[1]



1 Vlay, Bernd; Streeruwitz, Lina; MA21 (Hg.): Freie Mitte, vielseitiger Rand. Handbuch zum städtebaulichen Leitbild Nordbahnhof. Wien: MA21, 2015. S. 39

Abb: Die *Freie Mitte* - Masterplan. Eigene Collage aus Google Maps und Plänen des Studios *VlayStreeruwitz*

„Ebenso ist es mit unserer Vergangenheit. Vergebens versuchen wir sie wieder heraufzubeschwören, unser Geist bemüht sich umsonst. Sie verbirgt sich außerhalb seines Machtbereichs und unerkennbar für ihn in irgendeinem stofflichen Gegenstand (oder der Empfindung, die dieser Gegenstand in uns weckt); in welchem, ahnen wir nicht. Ob wir diesem Gegenstand aber vor unserem Tode begegnen oder nie auf ihn stoßen, hängt einzig vom Zufall ab.

Viele Jahre lang hatte von Combray außer dem, was der Schauplatz und das Drama meines Zubettgehens war, nichts für mich existiert, als meine Mutter an einem Wintertage, an dem ich durchfroren nach Hause kam, mir vorschlug, ich solle entgegen meiner Gewohnheit eine Tasse Tee zu mir nehmen. Ich lehnte erst ab, besann mich dann aber, ich weiß nicht warum, eines anderen. Sie ließ darauf eines jener dicken ovalen Sandtörtchen holen, die man ‚Madeleine' nennt und die aussehen, als habe man als Form dafür die gefächerte Schale einer St.-Jakobs-Muschel benutzt. Gleich darauf führte ich, bedrückt durch den trüben Tag und die Aussicht auf den traurigen folgenden, einen Löffel Tee mit dem aufgeweichten kleinen Stück Madeleine darin an die Lippen. In der Sekunde nun, als dieser mit dem Kuchengeschmack gemischte Schluck Teemeinen Gaumen berührte, zuckte ich zusammen und war wie gebannt durch etwas Ungewöhnliches, das sich in mir vollzog. Ein unerhörtes Glücksgefühl, das ganz für sich allein bestand und dessen Grund mir unbekannt blieb, hatte mich durchströmt. Mit einem Schlage waren mir die Wechselfälle des Lebens gleichgültig, seine Katastrophen zu harmlosen Mißgeschicken, seine Kürze zu einem bloßen Trug unsrer Sinne geworden; es vollzog sich damit in mir, was sonst die Liebe vermag, gleichzeitig aber fühlte ich mich von einer köstlichen Substanz erfüllt: oder diese Substanz war vielmehr nicht in mir, sondern ich war sie selbst. Ich hatte aufgehört mich mittelmäßig, zufallsbedingt, sterblich zu fühlen. Woher

strömte diese mächtige Freude mir zu? Ich fühlte, daß sie mit dem Geschmack des Tees und des Kuchens in Verbindung stand, aber darüber hinausging und von ganz anderer Wesensart war. Woher kam sie mir? Was bedeutete sie? Wo konnte ich sie fassen? Ich trinke einen zweiten Schluck und finde nichts anderes darin als im ersten, dann einen dritten, der mir sogar etwas weniger davon schenkt als der vorige. Ich muß aufhören, denn die geheime Kraft des Trankes scheint nachzulassen. Es ist ganz offenbar, daß die Wahrheit, die ich suche, nicht in ihm ist, sondern in mir. Er hat sie dort geweckt, aber er kennt sie nicht und kann nur auf unbestimmte Zeit und mit schon schwindender Stärke seine Aussage wiederholen, die ich gleichwohl nicht zu deuten weiß und die ich wenigstens wieder von neuem aus ihm heraus fragen und unverfälscht zu meiner Verfügung haben möchte, um entscheidende Erleuchtung daraus zu schöpfen. Ich setze die Tasse nieder und wende mich meinem Geiste zu. Er muß die Wahrheit finden. Doch wie? Eine schwere Ungewißheit tritt ein, so oft der Geist sich überfordert fühlt, wenn er, der Forscher, zugleich die dunkle Landschaft ist, in der er suchen soll und wo das ganze Gepäck, das er mitschleppt, keinen Wert für ihn hat. Suchen? Nicht nur das: Schaffen. Er steht vor einem Etwas, das noch nicht ist, und das doch nur er in seiner Wirklichkeit erfassen und dann in sein eigenes Licht rücken kann.

Wieder frage ich mich, was das für ein unbekannter Zustand sein mag, der keinen logischen Beweis, wohl aber den Augenschein eines Glückes mit sich führte, einer Wirklichkeit, der gegenüber alle andern verblassen. Ich will versuchen, ihn von neuem herbeizuführen. Ich durchlaufe rückwärts im Geiste den Weg bis zu dem Moment, wo ich den ersten Löffel voll Tee an den Mund geführt habe. Ich finde den gleichen Zustand wieder, doch von keinem neuen Licht erhellt. Ich verlange von meinem Geist das Bemühen, die fliehende Empfindung noch einmal wieder heraufzubeschwören. Und damit sein Schwung sich an keinem Hindernis brechen kann, räume ich alles hinweg, jeden fremden

Gedanken, ich schirme mein Gehör und meine Aufmerksamkeit gegen alle Geräusche des Nebenzimmers ab. Dann aber, da ich fühle, wie mein Geist sich erfolglos abmattet, zwinge ich ihn umgekehrt zu jener Zerstreuung, die ich ihm vorenthalten wollte, lasse ihn an anderes denken und sich gleichsam erholen, bevor er noch einmal den Anlauf unternimmt. Dann schaffe ich ein zweites Mal völlige Leere um ihn,ich stelle ihm den noch ganz frischen Geschmack jenes ersten Schlucks gegenüber und spüre, wie etwas in mir sich zitternd regt und verschiebt, wie es sich zu erheben versucht, wie es in großer Tiefe den Anker gelichtet hat; ich weiß nicht, was es ist, doch langsam steigt es in mir empor; ich spüre dabei den Widerstand und höre das Rauschen und Raunen der durchmessenen Räume.

Sicherlich muß das, was so in meinem Inneren in Bewegung geraten ist, das Bild, die visuelle Erinnerung sein, die zu diesem Geschmack gehört und die nun versucht, mit jenem bis zu mir zu gelangen. Aber sie müht sich in zu großer Ferne und nur allzu schwach erkennbar ab; kaum nehme ich einen gestaltlosen Lichtschein wahr, in dem sich der ungreifbare Wirbel der Farben vermischt und verliert; aber ich kann die Form nicht unterscheiden, nicht von ihr als dem einzig möglichen Dragoman erbitten, daß sie mir die Aussage ihres Begleiters, ihres unzertrennlichen Gefährten, des Geschmacks übersetzt, sie nicht fragen, um welche Begebenheit, um welche Epoche der Vergangenheit es sich handeln mag.

Wird sie bis an die Oberfläche meines Bewußtseins gelangen, diese Erinnerung, jener Augenblick von einst, der, angezogen durch einen ihm gleichen Augenblick, von so weit her gekommen ist, um alles in mir zu wecken, in Bewegung zu bringen und wieder heraufzuführen? Ich weiß es nicht. Jetzt fühle ich nichts mehr, er ist zum Stillstand gekommen, vielleicht in die Tiefe geglitten; wer weiß, ob er jemals wieder aus seinem Dunkel emporsteigen wird? Zehnmal muß ich es wieder versuchen, mich zu ihm hinunterzubeugen. Und jedes Mal rät mir die

Trägheit, die uns von jeder schwierigen Aufgabe, von jeder bedeutenden Leistung fernhalten will, das Ganze auf sich beruhen zu lassen, meinen Tee zu trinken im ausschließlichen Gedanken an meine Kümmernisse von heute und meine Wünsche für morgen, die ich unaufhörlich und mühelos in mir bewegen kann.

Und dann mit einem Male war die Erinnerung da. Der Geschmack war der jener Madeleine, die mir am Sonntagmorgen in Combray (weil ich an diesem Tage vor dem Hochamt nicht aus dem Hause ging) sobald ich ihr in ihrem Zimmer guten Morgen sagte, meine Tante Léonie anbot, nachdem sie sie in ihren schwarzen oder Lindenblütentee getaucht hatte. Der Anblick jener Madeleine hatte mir nichts gesagt, bevor ich davon gekostet hatte; vielleicht kam das daher, daß ich dies Gebäck, ohne davon zu essen, oft auf den Tischen der Bäcker gesehen hatte und daß dadurch sein Bild sich von jenen Tagen in Combray losgelöst und mit anderen,späteren verbunden hatte; vielleicht auch daher, daß von jenen so lange aus dem Gedächtnis entschwundenen Erinnerungen nichts mehr da war, alles sich in nichts aufgelöst hatte: die Formen - darunter auch die dieser kleinen Muschel aus Kuchenteig, die so behäbig und sinnenfroh wirkt unter ihrem strengen, frommen Faltenkleid - waren versunken oder sie hatten, in tiefen Schlummer versenkt, jenen Auftrieb verloren, durch den sie ins Bewußtsein hätten emporsteigen können. Aber wenn von einer früheren Vergangenheit nichts existiert nach dem Ableben der Personen, dem Untergang der Dinge, so werden allein, zerbrechlicher aber lebendiger, immateriell und doch haltbar, beständig und treu Geruch und Geschmack noch lange wie irrende Seelen ihr Leben weiterführen, sich erinnern, warten, hoffen, auf den Trümmern alles übrigen und in einem beinahe unwirklich winzigen Tröpfchen das unermeßliche Gebäude der Erinnerung unfehlbar in sich tragen."

Madeleine-Episode. In: Proust, Marcel: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit; 10 Bände. Frankfurt am Main: 1979, Band. 1. S. 63-67
Abb. nächste Seite: Manuskript-Reproduktion von Marcel Proust



HABITUS UND RAUM

DIE MENSCHLICHEN SINNE

Die Schlüsselszene in Prousts Roman *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* rund um die *Madeleine*, welche in früheren Versionen des Werks ein einfacher Zwieback im Tee war, löst durch die sensorische Wahrnehmung Kindheitserinnerungen und einen daraus folgenden Erkenntnisprozess in Gang, der es dem Autor ermöglicht, den Roman zu verfassen.[1] Die Vergegenwärtigung der Kindheitserinnerungen durch den Geschmacksreiz des in Tee getünchten Kuchenstücks durchbricht die vorangegangene lineare Erlebnisstruktur und verortet Proust in seiner Kindheitsumgebung, dem Zimmer seiner Tante und diesem folgend das alte Wohnhaus und seine Umgebung.

Wissenschaftlich betrachtet ist Prousts Erfahrung eine multisensorische Wahrnehmung, in der Geschmack-, Geruch- und Tastsinn stimuliert werden. Sensorische Wahrnehmungen sind wie andere Erinnerungen in Schemata gespeichert und lösen damit verbundene Erinnerungen aus. Sensorische Stimuli können vergangene Erlebnisse und Erinnerungen wieder aufrufen und diese in Zusammenhänge bringen.[2]

Die menschliche Haut ist das älteste Sinnesorgan des Menschen. Auch ist der Tastsinn der erste, der sich in der embryonalen Entwicklung ausbildet.[3] So ist es auch die Haut, die unseren gesamten Körper umgibt und als einzige eine Ganzkörpererfahrung als Sinnesorgan ermöglicht. Schon in der Antike (besonders bei Plato und Aristoteles), aber auch bis spät nach der Renaissance waren die Sinne einer Hierarchie untergeordnet, der Sehsinn war der am höchsten, der Tastsinn am wenigsten gereihte.[4]

Der finnische Architekt und Theoretiker Juhani Pallasmaa gilt als Verfechter der Architektur, welche man mit allen körperlichen Sinnen erleben, aber auch entwerfen soll. In seinem Buch *The Eyes oft the Skin: Architecture and the Senses* kritisiert er vor allem die Überlegenheit des Auges, also des Sehsinns, in der Betrachtung von Raum und Architektur. Er kritisiert in erster Linie die Distanz zum Entwurf durch Architekt_innen und ihre Methoden der Darstellung, welche durch die Wahl der technischen

1 Dürrschmid, Klaus: Zur Sensorik von Madeleines und Tee. In: Proustiana XXIV - Ein unerhörtes Glücksgefühl - Von der Kunst des Genießens bei Marcel Proust. Leipzig: Insel Verlag, 2006. S. 2
2 Smith, Barry C.: Proust, the Madeleine and Memory. In: Groes, Sebastian (Hg.): Memory in the Twenty-First Century. New York: Palgrave Macmillan, 2016. S. 38-40
3 Montagu, Ashley: Touching: The Human Significance of the Skin. New York: Harper & Row, 1986. S. 3
4 Kleinberg-Levin, David M.: Modernity and the hegemony of vision. Berkeley: University of California Press, 1993. S. 287

Hilfsmittel oder auch durch den allgemeinen Zugang zur Entwerfen zu einer Perspektive führen, welche nicht derjenigen der Nutzer_innen entspricht. Laut Pallasmaa soll Architektur nicht nur intellektuellen Vorgaben folgen, sondern den Menschen auf existenzielle Weise berühren. Er schreibt:

„*Der Stein erzählt von seinen fernen geologischen Ursprüngen, seiner Dauerhaftigkeit und der ihm innewohnenden Symbolik der Beständigkeit; der Ziegel lässt an Erde und Feuer, an Schwerkraft und an die zeitlosen Bautraditionen denken; Bronze ruft die extreme Hitze bei seiner Herstellung, die alten Gießprozesse und den Lauf der Zeit hervor, gemessen an ihrer Patina; Holz spricht von seinen zwei Existenzen und Zeitskalen; Sein erstes Leben als wachsender Baum und das zweite als menschliches Artefakt, das von der fürsorglichen Hand eines Zimmermanns oder Tischlers hergestellt wurde.*“[5]

Laut Pallasmaa ist die unmittelbare Raumerfahrung die wichtigste, um einen Bezug zwischen dem Menschen und dem ihm umgebenden Raum herzustellen. Die Haptik und das *periphere Sehen*, also das visuell aufgenommene außerhalb des eigentlichen Fokus, stehen laut ihm im Vordergrund der Raumwahrnehmung.[6] Er sieht den Ursprung des fehlenden menschlichen Bezugs vieler zeitgenössischer Bauten und Städte in der Unausgewogenheit der Beachtung aller menschlichen Sinne und besonders in der Überlegenheit der allein auf den Sehsinn und auf das fokussierte Sehen (also das Beobachten) angelegten Planung.[7]

Für Michel Foucault war der Sehsinn stets mit der Ausübung von Macht verbinden. So schrieb er in Die *Geburt der Klinik* im Zusammenhang mit der Entwicklung der Position der Medizin in der Gesellschaft: „*…die Macht zu sehen, die Macht, sichtbar zu machen, ist die Macht, zu kontrollieren.*“[8] Im Architekturdiskurs besonders bekannt ist diese Ansicht im Zusammenhang in seiner Beschreibung des von ihm analysierten *Panopticon* von Jeremy Benthams. Er schrieb in *Überwachen und Strafen*: „*Derjenige, welcher der Sichtbarkeit unterworfen ist und dies weiß, übernimmt die Zwangsmittel der Macht und spielt sie gegen sich selber aus; er internalisiert das Machtverhältnis, in welchem er gleichzeitig beide Rollen spielt; er wird zum Prinzip seiner eigenen Unterwerfung.*“[9]

5 Pallasmaa, Juhani: Hapticity and Time - Notes on fragile architecture. In: The Architectural Review. London: EMAP Publishing Limited, Mai 2000. S. 79 (eigene Übersetzung).
6 Pallasmaa, Juhani: The Eyes of the Skin: Architecture and the Senses. Chichester: Wiley-Academy, 2005. S. 10
7 Ebd.: S. 17-18
8 Foucault, Michel: The Birth of the Clinic: an Archaeology of Medical Perception. London: Tavistock, 1973. S. 39
9 Foucault, Michel: Überwachen und Strafen – Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1992. S. 260

Die Wahrnehmung von Umweltreizen und Räumen wird über unsere Sinnesorgane übertragen und im Gehirn weiterverarbeitet. Die Wiedergabe von Erinnerungen passiert größtenteils durch Bild und Sprache, wobei das Bild vorrangig diese Funktion einnimmt.[10]

So genannte *Flashbulb Memories* (*Blitzlichterinnerungen*) sind klare Erinnerungen, welche ähnlich einer Fotografie mit einer großen Genauigkeit wiedergegeben werden und bis zu lebenslang im Gehirn abgespeichert bleiben.[11] Die Detailtreue der Wiedergabe steht laut Aleida Assmann im Zusammenhang mit ihrem affektiven Gehalt. Eine erregende Situation, die im Gedächtnis gespeichert wurde, wird daher bildlich viel genauer stabilisiert als eine andere, die unter emotional neutraleren Bedingungen entstanden ist. Sprichwörtlich brennen sich Bilder bestimmter Ereignisse in unsere Erinnerung ein. Wir erinnern uns sehr genau an den uns umgebenden Raum zum Zeitpunkt von für uns wichtigen Ereignissen. Die Genauigkeit dieses Abbildes ist abhängig von der Wiederholung der Aufrufe und ihrem affektiven Gehalt. Assmann bezieht sich historisch auf die bereits im alten Rom angewandte Mnemotechnik, in der *imagines agentes* („mächtige", bzw. „handelnde" Bilder) als Gedächtnisstützen verwendet wurden. Bilder werden zu aktiven *Agenten der Erinnerung*, die Handlung auslösen. Auch Räume können zu solchen *imagines agentes* werden.[12] Die kulturelle Reizüberflutung durch die Wahrnehmung einer urbanen Umgebung bis hin zur Erschöpfung ist als *Stendhal-Syndrom* nach dem gleichnamigen Schriftsteller benannt, der in Folge einer Reise nach Florenz 1817 unter psychosomatischen Störungen litt.[13]

Ein bekanntes Projekt, das den Zusammenhang zwischen Blitzlichterinnerungen, Bildgedächtnis und den Wahrnehmungen und Erinnerungen an einen Ort aufzeigt, ist die als *Manhattan Memory Project*[14] bekannt gewordene Studie. Die als *9/11* in die Geschichte eingegangenen Terrorangriffe in den Vereinigten Staaten, insbesondere die Zerstörung des *World Trade Centers* waren ein einschneidendes Erlebnis für viele Menschen, die dieses Ereignis real oder durch Medien live vermittelt erlebten.

10 Assmann, Aleida: Individuelles Bildgedächtnis und kollektive Erinnerung. In: Heinrich-Böll-Stiftung - Website. Heinrich-Böll-Stiftung: Berlin, 2009. https://www.boell.de/de/demokratie/kulturaustausch-6769.html

11 Ebd.

12 Buchinger, Kirstin: Das Gedächtnis der Stadt. In: Mieg, Harald; Heyl, Christoph (Hg.): Stadt: Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart/Weimar: Verlag J.B. Metzler, 2013. S. 264

13 Ebd.

14 Hirst, William et al.: Long-term memory for the terrorist attack of September 11: Flashbulb memories, event memories, and the factors that influence their retention. Washington, DC: American Psychological Association, 2010. https://www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles/PMC2925254/

In dieser Studie wurden 3000 Menschen befragt, ihren Aufenthaltsort und ihre persönliche Situation zum Zeitpunkt der Angriffe zu rekonstruieren. Der Psychologe William Hirst folgerte aus der Studie: „*Wenn eine Gruppe von Menschen zusammen eine leidvolle Erinnerung trägt, könnte sich dies in Bezug auf das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Identität positiv auswirken und die Gemeinschaft zusammenführen.* "[15] Er bestätigt in der Studie sowohl das (unabhängig vom damaligen Aufenthaltsort) Vorhandensein einer kollektiven Erinnerung an dieses Ereignis, als auch den starken Einfluss der *Blitzlichterinnerungen* auf die räumliche Umgebung zu diesem Zeitpunkt.

15 Hamzelou, Jessica: Manhattan memory project: How 9/11 changed our brains. In: New Scientist - Online-Ausgabe. London: New Scientist Ltd. 7.9.2011. https://www.newscientist.com/article/dn20873-manhattan-memory-project-how-911-changed-our-brains/

ALM SKATEPARK

In der Skater_innen- und BMX-Kultur (Bicycle Motocross) ist die informelle Aneignung von abgeschiedenen, aber innerstädtisch liegenden Brachflächen zur Nutzung, Aneignung und zum Umbau zu einer Rampenanlage eine geläufige Praxis. In den Vereinigten Staaten war die illegale und informelle Aneignung von Brachen durch die Skater-Community seit den 1960ern verbreitet.[1] Street-Skating, also das Befahren eines urbanen Geländes mitsamt seinen Hindernissen mit dem Skateboard, ist nicht nur ein alltägliches Phänomen, es gilt auch unter den Skater_innen als beliebteste Disziplin und wird medial stark vermarktet. Geeignete Orte dafür werden aufgrund ihrer Bodenbeschaffenheit, räumlichen Eigenschaften und befahrbaren Objekten ausgesucht. Skater_innen lesen also die sie umgebende Architektur nach den Regeln ihres Sports.[2] *The Strongest of the Strange*, ein zwischen 2002 und 2005 produzierter Film des bekannten Skateboarders Pontus Alv aus Malmö mit starkem Fokus auf die DIY-Kultur (do it yourself) in der Szene, inspirierte Skater_innen in vielen Städten Europas, selbst Hand anzulegen und an ausgewählten Spots Skateparks zu bauen.[3]

Die abwechselnd geduldeten, geförderten und dann wieder verbotenen Aktivitäten auf dem theoretisch gesperrten, aber trotzdem zugänglichen Bahnhofsgelände hinterlassen Verwunderung, bis hin zum Kopfschütteln. Besonders die Aktivitäten rund um den *ALM* Skatepark. 2014 entstand am Gebiet des Nordbahnhofs auf einer Freifläche die informelle Nutzung durch eine Gruppe von Skater_innen. Eine solche Aneignung von ungenutzten Brachen und Freiflächen durch die Szene in Wien passierte nicht zum ersten Mal. So wurde z.B. 2011 der *Ghettospot Perfektastraße* unter ähnlichen Umständen betrieben. Das illegale Projekt scheiterte trotz Verhandlungen seitens Jutta Kleedorfer, der Projektleiterin von *einfach-mehrfach*, einer Zwischennutzungsplattform der Stadt Wien, mit den Grundstückseigentümern und eines Materialsponsorings des Getränkeherstellers *Red Bull*.[4]

1 Woolley, Helen; Johns, Ralph: Skateboarding: The City as a Playground. In: Journal of Urban Design. London: Taylor & Francis, Juni 2001, Vol. 6 Issue 2. S. 214
2 Peters, Christian: Skateboarding. Ethnographie einer urbanen Praxis. Münster: Waxmann, 2016. S. 137; 141
3 Schwier, Jürgen; Kilberth, Veith (Hg.): Skateboarding zwischen Subkultur und Olympia. Bielefeld: transcript Verlag, 2018. S. 107
4 Sandholzer, Fabian: Interview mit Jutta Kleedorfer am 17.6.2016. In: Zwischen Recht auf Stadt und Creative City - Das Projekt „Alm DIY“ im Kontext aktueller Diskussionsfelder rund um informelle Urbanismen und Stadtentwicklung. Anhang. Innsbruck: Leopold-Franzens-Universität, 2017.



Protest gegen den Abriss des Skateparks *ALM DIY* im März 2016

Die Betonrampen und sonstige Einrichtungen des Skateparks am Nordbahnhofgelände wurden von den Nutzer_innen selbst geplant, finanziert und gebaut. Die ÖBB ließen die Anlage aber in einer Schnellaktion ohne Vorwarnung schleifen. Sowohl die ÖBB, als auch die Nutzer_innen bemängelten die kaum vorhandene Kommunikation und Informationspolitik der jeweils anderen Seite.[5] Der daraufhin gegründete Verein zur Förderung von Skateboard-D.I.Y. Projekten (*ALM DIY*) schaffte es aber innerhalb kürzester Zeit, die ÖBB vom Projekt zu überzeugen und ging im Frühjahr 2015 einen einjährigen Mietvertrag mit der ÖBB-Holding ein. Die Mitteln für die zusammen mit der Stadt ausverhandelte Miete und den Neubau wurden über *einfach mehrfach* aus über der MA 13-Abteilung *Bildung und außerschulische Jugendarbeit* bereitgestellt.[6] Obwohl der Skatepark in der laut Masterplan definierten *Freien Mitte*, also der

5 Sandholzer, Fabian: Zwischen Recht auf Stadt und Creative City - Das Projekt „Alm DIY“ im Kontext aktueller Diskussionsfelder rund um informelle Urbanismen und Stadtentwicklung. Innsbruck: Leopold-Franzens-Universität, 2017. S. 73
6 Ebd.: S. 75-76

naturbelassenen Freifläche zwischen den Neubauten, situiert war, schien es von offizieller Seite kein Interesse zu geben, das Projekt weiter zu finanzieren. Auch von der Seite des Vereins kamen kritische Stimmen und Desinteresse an den Neubauplänen für das Nordbahnviertel auf. Im Frühjahr 2016 startete nach Auslaufen des Vertrages mit einem Fest der Versuch, den Fortbestand des Parks unter medialer Aufmerksamkeit zu sichern. Sowohl der Stadt Wien, als auch den ÖBB wurde mangelndes Interesse und Engagement seitens der Befürworter_innen des Skateparks vorgeworfen. Jutta Kleedorfer wiederum kritisierte die generelle Haltung der Betreiber_innen und Peter Mlczoch von der Gebietsbetreuung Leopoldstadt bekräftigte die Skepsis des Bezirks gegenüber Zwischennutzungen, da diese ab einem gewissen Moment schwer wegzubekommen seien.[7] Im Frühjahr 2016 wurde seitens der ÖBB beschlossen, nach Auslaufen des Vertrages, trotz Protesten seitens von Anrainer_innen und der Bezirkspolitik die Anlage abzureißen.[8]

Die Abläufe rund um den *ALM* Skatepark veranschaulichen das Problem der Wahrnehmung von Zwischennutzungen. Ist ein Neu- und Umbau konkret vorgesehen, so ist der Zeitraum der Zwischennutzung durch ein bestimmtes Zeitfenster vorgegeben. Ist die Zukunft eines Ortes, der gefunden und angeeignet wurde aber ergebnisoffen, so möchte weder die Stadt Wien, noch die Grundstücksinhaber Position beziehen. Der Erfolg eines Projektes scheint dabei irrelevant zu sein, die Gründe für seinen Erfolg auch. Ein Aktivist des Vereins sagte in einem Interview: „*Die schieben sich gegenseitig den schwarzen Peter zu (...) Also man kann vereinfachend sagen, es ist niemand richtig zuständig, es müssten alle zusammenspielen, das zu erlauben, und das Interesse gibt's einfach nicht.*"[9] Es stellt sich daher die Frage, ob die generelle Haltung der Stadt Wien zu informeller Aneignung von öffentlichem oder halböffentlichem Raum und der daraus resultierender Zwischennutzung ausschließlich eine ablehnende oder maximal duldende ist, obwohl die Begriffe Partizipation und Kooperation in zahlreichen ihrer Publikationen als essentiell für den Stadtentwicklungsprozess gesehen werden.[10]

7 Ebd.: S. 78-80
8 Minkin, Christa: Skatepark am Wiener Nordbahnhof abgerissen. In: Der Standard. Online-Ausgabe. https://www.derstandard.at/story/2000064369718/wien-skatepark-am-nordbahnhof-abgerissen
9 Sandholzer, Fabian: Interview: Nordbahnhofgelände für Alle am 17.6.2016. In: Zwischen Recht auf Stadt und Creative City - Das Projekt „Alm DIY" im Kontext aktueller Diskussionsfelder rund um informelle Urbanismen und Stadtentwicklung. Anhang. Innsbruck: Leopold-Franzens-Universität, 2017
10 Z.B. in der Publikation: Magistratsabteilung 21 der Stadt Wien – Stadtteilplanung und Flächennutzung (Hg.): Masterplan für eine partizipative Stadtentwicklung. Wien: MA21, 2017



Mein Lieblingsteil - Die Gehsteigkante

Durch den kollektiven Prozess des gemeinsamen Besprechens und Planens eines Obstacles (eines Hindernisses, bzw. einer Rampe, etc.) wurden bei den Nutzer_innen des ALM Skateparks Assoziationen erweckt, welche sie versucht haben, mit einfachen Mitteln durch eigene Bautätigkeit zur Realität werden zu lassen.

In einem Interview wurde Benjamin Beofisch, Mitbegründer des ALM Skateparks, nach seiner Lieblingsrampe gefragt. Sein Bezug zur auf den ersten Blick unscheinbaren Betonkante, die massive Gebrauchsspuren vorweist, ist eine zeitliche und räumliche Verortung in die Ursprünge der Skate-Kultur, in eine Zeit, als man mit den Skateboards ausschließlich die in der Stadt vorhandenen Fragmente nutzte und sich diese durch Training aneignete. Die Spuren der Nutzung im Stadtraum ließen sich von anderen Skater_innen interpretieren und bedurften keiner weiteren Vermittlungsebene.

„Meine Lieblingsrampe - also eigentlich ist das keine Rampe - es ist eine ganz normale Gehsteigkante, aber das ist mein Lieblings"Teil" in dem ganzen Skatepark. Angelehnt an eine US-amerikanische Gehsteigkante - so hat Skaten zum Teil angefangen. Man fährt einfach nur dagegen und rutscht. Man kann mit den einfachsten Dingen im Leben den meisten Spaß haben."[1]

1 Tiefenthaler, David: Wiener Nordbahnhof: „Gstätten"-Paradies vor Abriss. Video-Interview am Skatepark. In: Der Standard - Online-Ausgabe. 14.3.2016. https://www.derstandard.at/story/2000032834865/wiener-nordbahnhof-gstaettn-paradies-vor-abriss
Abb.: Ebd.







PATINA UND GLÄTTE

Der Begriff *Patina* (lat. Pfanne), ist, genauer gesagt, der Rückstand auf der Oberfläche eines Kochgeschirrs, deren Struktur durch Abnutzung und durch den Alterungsprozess verändert wird. In Bezug auf Architektur und Design definiert Patina eine künstlich hergestellte oder natürliche Abnutzung von Materialien, um Gebrauchsspuren sichtbar zu machen. Ein Gegenstand, der mit ebensolchen besetzt ist, schafft eine Ebene der Werteverbindung. Durch die Art der Abnutzung ist nämlich die Art der Verwendung und ihre Häufigkeit ablesbar. Dies erzeugt eine tiefere Verbindung zum Objekt.[1]

„*Das Heimweh der Dinge nennen wir ‚Patina'*."[2], sagt der Philosoph Thomas Palzer. Sie bedeutet einen Mehrwert für ein Konsumgut, das durch seine Abnutzungserscheinungen in einer Wegwerfgesellschaft eine Ausnahmeerscheinung darstellt. Die Wertschätzung von quasi abgenutzten Gegenständen ist in unserer Kultur erst seit 300 Jahren vorhanden, davor war es stets ein Teil der Alltagskultur, Gegenstände zu respektieren und zu reparieren, bis ihr Lebenszyklus endgültig vorbei war.[3] Patina ist also vom Prozess der Abnutzung zur dem der Veredelung geworden. Palzer geht einen Schritt weiter und behauptet „*Patina ist nun der Name einer Strategie, mit der aus ganz normalen Gebrauchsdingen sakrale Objekte gemacht werden.*".[4] Sie ist nämlich größtenteils nicht mehr in ihrer natürlichen Form auffindbar, sondern wird in Massenproduktion künstlich auf neue Produkte appliziert, was einerseits einen großen Widerspruch in sich darstellt, andererseits das Bedürfnis der Menschen nach der Greifbarkeit von Benutzung, Gebrauch, sowie Gewohnheit und Ritualen darstellt.

Patina belebt ein Objekt erst mit Geschichte und Bedeutung, sie stellt Bezüge her, mit denen Menschen sich identifizieren können. Gegenstände mit echter Patina lassen sich heute meist auf Flohmärkten, in Antiquariaten oder auf alten Dachböden finden. Sie sind Zeugen einer Zeit, in der sowohl Herstellung, als auch Konsum individuell

1 Erlhoff, Michael; Marshall, Tim: Design Dictionary: Perspectives on Design Terminology. Basel / Boston / Berlin: Birkhäuser, 2007. S. 292
2 Palzer, Thomas: Patina – die Zukunft der Endlichkeit. In: Deutschlandfunk - Online-Ausgabe. 5.6.2017 https://www.deutschlandfunk.de/konsumgesellschaft-patina-die-zukunft-der-endlichkeit.1184.de.html?dram:article_id=385374
3 Ebd.
4 Ebd.



Die Geißelung Christi, Detail der Torbronze des Mailänder Doms

und über einen längeren Zeitraum hinweg stattgefunden hat. Byung-Chul Han widmet sich seinem Langessay *Die Errettung des Schönen* dem gegenteiligen, dem Glatten. Er bezeichnet das Glatte als „*Signatur der Gegenwart*“[5], die uns in Kunst und Alltagsgegenständen umgibt. Das kantenlose I-Phone, Instagram-Filter und Skulpturen von Jeff Koons enthalten alle eine Art pornografische Über-Ästhetik in der Flachheit und Glätte ihrer Darstellung. Das Glatte verkörpert Vollkommenheit.

„*Die Schönheit ist ein Beziehungsereignis. Sie entzieht sich dem unmittelbaren Genuss, denn die Schönheit einer Sache erscheint erst viel später im Licht einer anderen als Reminiszenz. Sie besteht aus geschichtlichen Ablagerungen, die phosphoreszieren. Die Schönheit ist ein Zögerling, ein Nachzügler. Schönheit ist kein augenblicklicher Glanz, sondern ein stilles Nachleuchten. In dieser Zurückhaltung besteht ihre Vornehmheit.*“[6]

5 Han, Byung-Chul: Die Errettung des Schönen. Frankfurt am Main: S.Fischer Wissenschaft, 2015. S. 9

6 Brüggemann, Annette: Essays über Ästhetik im digitalen Zeitalter. In: Deutschlandfunk - Online-Ausgabe. 21.12.2015. https://www.deutschlandfunk.de/byung-chul-han-die-errettung-des-schoenen-essays-ueber.700.de.html?dram:article_id=340501

Die Moderne bestimmte einen Punkt der Neudefinition von Ästhetik und Schönheit, aber auch von gesellschaftlichen Prozessen und Werten. In der Romantik wurde die Industrialisierung und Verstädterung als negativ betrachtet, sie kritisierte den Paradigmenwechsel hin zum Nützlichkeitsdenken, der Naturbeherrschung und somit der Entmenschlichung.[1] Die Lyrik der französischen Romantik sah das erlebende Subjekt als funktionales Zentrum an. In der Moderne wurde dieses durch die Erschaffung von künstlichen Welten, der Flut von Eindrücken der Fragmentierung des menschlichen Lebensraums durch den Verlust der Unmittelbarkeit verunsichert.[2]

Charles Baudelaire kritisierte in seinen Gedichten, dass in der Moderne die universelle Schönheit und Kunst mit dem Anspruch eines ganzheitlichen Erlebnisses keine Bedeutung mehr haben. Seine Gedichte über das Paris nach Haussmann beschreiben die Kehrseite der modernen Großstadt, die Entfremdung des Menschen von Natur und Sinnlichkeit. Baudelaire schrieb in seinem Vorwort des Gedichtbands *Die Blumen des Bösen* 1857 von „*moralischer Erschöpfung, Dekadenz und Übel, Brandstiftung*“[3], wenn er von der Moderne sprach. In seinen Gedichten wird die Moderne als *dämonisches* und *delikates Monster* bezeichnet.[4] In *Le peintre de la vie moderne* beschreibt er die Moderne wie folgt: „*Die Moderne, das ist das Vorübergehende, das Flüchtige, das Zufällige, die Hälfte der Kunst, deren andere Hälfte das Ewige und Unabänderliche ist.*“[5]

Diese überspitze Beschreibung der Angst vor der Entfremdung beschreibt die starke Verbindung des Menschen zu seiner Umgebung und der Notwendigkeit, Anhaltspunkte und -Orte in der urbanen Umgebung zu haben, die Geschichte(n) schreiben und weitererzählen können. Baudelaires Schriften können nicht als allgemeine Kritik eines Stils betrachtet werden, sondern als Ruf nach der Erhaltung urbaner Identität.

1 Hauck, Johannes: Französische Lyrik der nachromantischen Moderne. In: Piechotta, Hans Joachim; Wuthenow, Ralph-Reiner; Rothemann, Sabine (Hg.): Die literarische Moderne in Europa. Band 2. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1994. S. 165; S. 188-189

2 Die Lyrik der französischen Romantik wird das erlebende Subjekt als funktionales Zentrum gesehen. In der moderne ist dieses verunsichert durch die Erschaffung von künstlichen Welten

3 Baudelaire, Charles: Les Fleurs du mal. In: Pichois, Claude (Hg.): Oeuvres Complètes, vol. 1. Paris: Gallimard, 1975. S. 5-6 (eigene Übersetzung)

4 Ebd.

5 Baudelaire, Charles: Le Peintre de la vie moderne. In: Le Figaro. 3.12.1 1863. Org.: „*La modernité, c’est le transitoire, le fugitif, le contingent, la moitié de l’art, dont l’autre moitié est l’éternel et l’immuable.*“

In *Ornament und Verbrechen* von 1908 war für Adolf Loos der Produktionsaufwand aus kapitalistischer Perspektive ein Hauptargument gegen Ornamente. So verstand er nicht, warum ein Arbeiter in einer modernen Welt unnötige Mehrstunden in die Manufaktur einer unnützen Schmückung investieren soll, wenn zeitgenössische Produktionsmethoden effizienteres Arbeiten ermöglichen. „*Ornament ist vergeudete Arbeitskraft und dadurch vergeudete Gesundheit. So war es immer. Heute bedeutet es aber auch vergeudetes Material, und beides bedeutet vergeudetes Kapital.*“[6]

Loos folgte der Überzeugung, dass die kulturelle Entwicklung – und damit meinte er besonders die technische – den Zugang zur Ästhetik verändert hatte. So war es für den Menschen früher notwendig, seine schöpferischen Fähigkeiten durch detailverliebtes Handwerk darzustellen, doch die Möglichkeiten der Moderne bedeuteten für ihn, die „*Evolution der Kultur ist gleichbedeutend mit dem Entfernen des Ornamentes aus dem Gebrauchsgegenstande.*“[7]

Der Stadtforscher Charles Landry beschreibt alte Gebäude und Stadtstrukturen als Plätze diverser Möglichkeiten. Als Ort der Verankerung reflektiert er mit seiner Patina die Geschehnisse der Vergangenheit und zeigt dem Menschen, woher er kommt. Einen Ort in seiner Ursprünglichkeit zu erleben, erlaubt es, zu entschleunigen und mit dem Bewusstsein der Vergangenheit auch klarer in Zukunft zu gehen. Durch solche Orte wird der Zusammenhang der städtischen Struktur sichtbarer und besser erfassbar. Es sind Orte der Verbindung, der Inspiration, des Lernens - Orte der Möglichkeiten.[8] In der offiziellen Empfehlung zu Denkmalschutz in Großbritannien schreibt er generell über alte Gebäude als erhaltenswerte Strukturen, nicht nur historisch bedeutende und berühmte Bauwerke.

Jane Jacobs schrieb bereits 1961 über die Wichtigkeit der Durchmischung neuer Stadtgebiete mit alten Gebäuden und betonte dabei, dass damit auch und in erster Linie gewöhnliche Gebäude abseits von Museen und historisch relevanten Bauten gemeint sind.[9] Besonders Gebäude, welche nicht unter Denkmalschutz stehen, aber bereits Geschichte geschrieben haben, können einen positiven Beitrag zur Entwicklung von

6 Loos, Adolf: Ornament und Verbrechen. In: ders.: Sämtliche Schriften in zwei Bänden, Bd. 1: Ins Leere gesprochen 1897–1900, Trotzdem 1900–1930. Franz Glück: Wien / München 1962 (1908). S. 276–288
7 Ebd.
8 Landry, Charles: Old buildings and innovation. In: Heritage Lottery Fund: New ideas need old buildings. London: Heritage Lottery Fund, April 2013. S. 4-5
9 Jacobs, Jane: The Death and Life of Great American Cities. New York: Vintage Books, 1961. S. 187

Stadtidentität schaffen. So sind ihre Erhaltungskosten im Vergleich gering und schnelle Adaptionen durch ihre Nutzer_innen je nach Verwendungszweck daher möglich. Sie behalten trotzdem ihre Patina und verwurzeln den Ort in seiner Umgebung und Geschichte und werden somit zum Anziehungspunkt in einem sonst defragmentierten neuen Stadtgebiet.

Aus der planerischen Perspektive betrachtet stellt sich die Frage, wie sehr eine Stadt auf dem Reißbrett entstehen darf, wie viel von ihr erhalten bleibt und welche Betrachtungsweise für diese Entscheidungen gewählt wird. So ist die Perspektive von oben, die Vogelperspektive, welche in Entwurfsprozessen oft zu finden ist, besonders gerne von Architekten[10] verwendet, die grundsätzlich ein Gesamtkonzept für die Art und Weise der Nutzung ihrer städtebaulichen Entwürfe durch den Menschen vorgeben. Ein besonders markantes Beispiel für diese Methode ist der CIAM, in welchem der Führungsanspruch von Architekt_innen und Stadtplaner_innen im Vordergrund stand. Le Corbusier schrieb zum Beispiel in hohen Tönen von Ludwig XIV, Haussmann und Napoleon im Kontext von Paris und seiner umstrittenen Neugestaltung.[11] Er selbst war davon überzeugt, den Menschen nicht nur konkrete Nutzungen vorzugeben, sondern ein visionäres Gesamtkonzept für die Art und Weise der gesamten Lebensgestaltung im urbanen Raum vorzugeben. Walter Gropius folgte diesem Gedanken unisono: „*Dies* (Anm.: der Entwurf) *kann nicht von Kunden oder Umfragen entschieden werden. Es würde nur den Wunsch offenbaren, das fortzusetzen, was jeder am besten weiß.*“[12]

Eine der schärfsten Kritikerinnen dieses Konzepts war Jane Jacobs, die in *The Death and Life of great American Cities*, schrieb: *„A city cannot be a work of art.”*[13] Die Komplexität des Lebens verlangt laut Jacobs nach Inklusion und nicht nach einer komplexen, abstrakten und symbolischen Darstellung, wie sie in der Kunst durchaus legitimiert werden, im echten Leben aber nur in einer geschlossenen, gar utopischen Gesellschaft funktionieren kann. Es gehe hier aber um die Menschen, um Gesellschaft. Stadtplanung als Gesamtkunstwerk zu betrachten sei daher Missbrauch der Kunst und des Lebens. Sie kritisierte auch die *Garden Cities*-Bewegung, in welchen

10 In den meisten Fällen sind hier männliche Architekten gemeint.
11 Le Corbusier: The City of Tomorrow and Its Planning. New York: Dover Publications, 1987 (1929). S. 92
12 Mentzel, M: Bijmermeer als grensverleggend ideaal (The Bijmermeer as a revolutionary ideal). Delft: Deflt University Press, 1989. S. 117 (Übersetzung aus dem Englischen)
13 Jacobs, Jane: The Death and Life of Great American Cities. New York: Random House, 1961. S. 372



Paris um 1860: Die Umgebung um Notre Dame

eine Utopie der Harmonie der Gesellschaft, in der bildlichen Darstellung geometrisch perfekt ausgeführt, eine wichtigere Rolle darstellte, als die reale Umsetzung und Nutzung. Konzeptuell ähnelte diese Art der Gestaltung der *Ville radieuse* von Le Corbusier oder der amerikanischen *City Beautiful*-Bewegung.[14]

14 Ebd.: S. 373-376

Der Blick aus dem Fenster

Daniel J. wohnte über mehrere Jahre an der Ecke Nordbahnstraße und Am Tabor. Aus seinem Fenster blickte er auf den Nordbahnhof, welcher in seiner Wahrnehmung eine so große räumliche Abtrennung bewirkte, dass er kein einziges Mal auf die andere Seite ging. Nur aus einer Entfernung heraus fotografierte er aus der Distanz heraus die langsamen Veränderungen am Gelände, den langsamen Rückzug des Frachtenbahnhofs und seine Eroberung durch die Stadtwildnis.

1999



2004



21.9.2006



2004



24.6.2007



16.11.2007



1.12.2007



19.8.2008



30.4.2009



4.7.2009



Die Medien der Aufnahmen änderten sich im Laufe der Jahre – zuerst analog, dann schlecht aufgelöste Handyaufnahmen bis hin zu hoch ausgelösten digitalen Fotos.



NOSTALGIE

Nostalgie ist das *„sehnsüchtiges Verlangen nach einer vergangenen Zeit, vor allem nach den darin vorgestellten Lebens- und Erfahrungsräumen*“ und die *„symbolische Rückkehr zu oder Vergegenwärtigung von solchen Ereignissen (Objekten) des Erlebnisraumes, die den größten Satisfaktionswert bieten*“[1]

Nostalgie (ein Kunstwort aus griechisch nostos = Heimkehr und algos = Schmerz)[2] galt über Jahrhunderte hindurch als psychische Störung oder neurologische Erkrankung. Begleitet von Symptomen wie Angst und Traurigkeit, Schwäche und Appetitlosigkeit, Schlaflosigkeit und Fieber, wurde Nostalgie als Form der Melancholie gesehen, welche sich besonders unter Migrant_innen, Kriegsgeschädigten und Menschen in Umbruchsituationen häufte. In der Psychoanalyse als *„Kennzeichen der verletzten Vorstellungskraft“*[3] wurde Nostalgie im negativen Zusammenhang mit der Sehnsucht nach dem Dasein im Mutterleib, Entwurzelung und Heimweh betrachtet.

Zum ersten Mal bezeichnete der Basler Arzt Johannes Hofer 1688 das Krankheitsbild der *Nostalgia*.[4] Als Krankheit mit einigen Begleitsymptomen, aber auch Heilungschancen, wurde die Nostalgie wie folgt von Hofer beschrieben: „*Heim-wehe / Nostalgia. Ist eine Gattung stäten oder continuirlichen Fiebers / mit Hertzensbangigkeit / und unaussprechlicher Begierde nach dem Vatterland. Greifft also diejenigen an, welche auff ihren Reisen sich finden / und sich zu den ausländischen Lebensmanieren nicht bequemen können. Die beste Heilung ist / die Patienten nach Hauss zu führen / da sie denn auff dem Weg meistentheils wider gesund werden. So man sie aber nicht fortführet / sterben sie gemeiniglich dahin.*“[5]

1 Brockhaus - Die Enzyklopädie. 20. überarbeitete und aktualisierte Auflage. Leipzig/Mannheim: F.A. Brockhaus, 1998. Band 16. S. 32
2 Gerstmann, Karl-Heinz: Johannes Hofers Dissertation „De Nostalgia“ von 1688. In: Archiv für Begriffsgeschichte. Bonn: Bouvier, 1975, Bd. XIX, Heft 1. S. 84
3 Ebd.
4 Hofer, Johannes: Medical dissertation on nostalgia (oder Heimwehe). (Anspach, C. K. Übers.). In: Bulletin of the History of Medicine, 2. Baltimore, ML: Johns Hopkins University Press, 1688/1934. S. 376–391
5 Grabner, Elfriede: "Nostalgie" als Krankheit. Vom medizinischen Fachwort zum rezenten Modewort. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Nr. 79, Wien: Verein für Volkskunde, 1976. S. 226-231; 227



Ortspanorama Mollis (im schweizerischen Kanton Glarus.), 1856

1710 berichtete der Schweizer Mediziner Theodor Zwinger III. von Soldaten, welche durch die erklingenden Kuhglocken und Hirtengesänge (besonders die Kuhreihen) an ihre Heimat erinnert wurden und dadurch sogar desertierten.[6] Die Symptome der Soldaten mögen zum Teil auch durch die veränderten atmosphärischen Bedingungen ausgelöst worden sein, doch ist der Zusammenhang zwischen den an die Heimat erinnernden Auslösern und der emotionalen Reaktion auf diese nicht von der Hand zu weisen.

Nostalgie ist ein Mittel zur Suche nach Identität und Werkzeug zur Herstellung von Assoziationen mit der Umgebung.[7] Der Verlust von Identität wird oft mit dem Verlust von Orten und Objekten verbunden.

6 Zwinger, Theodor: Dissertatio medica tertia de Pothopatridalgia. Von der Heimwehe. In: ders.: Fasciculus Dissertationum Medicarum Selectiorum. Basel: 1710. S. 87-111

7 Sedikides, C.; Wildschut, R.; Baden, Denise: Nostalgia: conceptual issues and existential functions. In: Greenberg, Jeff, Koole, Sander L. and Pyszczynski, Tom (Hg.): Handbook of Experimental Existential Psychology. New York: Guildford Press, 2004. S. 202-3



Szene aus dem Film *Good bye, Lenin!*

Kritisch betrachtet ist die Nostalgie auch eine konservative und unreflektierte Verbindung zu einer eigenen Konstruktion von Geschichte, die man selbst gar nicht erlebt hat.[8] Ein besonders gutes Anschauungsbeispiel dafür ist die Ostalgie als Werkzeug einer neuen Vergangenheitsverarbeitung.[9] Diese Erinnerungspraxis wird zum Beispiel im Film *Good bye, Lenin!*[10] verdeutlicht. Der jugendliche Alex täuscht im Film seiner Mutter Christine mit großem Aufwand vor, dass die Wende in Deutschland nie stattgefunden hat. In Form einer fiktiven Identitätskonstruktion werden individuelle und kollektive Erinnerungen ideologisch manipuliert.[11] Die Handlung des Films beschreibt die wichtige Rolle von Erinnerungen und die Konstruktion von kultureller Identität.

8 Todorova, Maria; Gille, Zsuzsa: Post-Communist Nostalgia. New York / Oxford: Berghahn Books, 2010. S. 2

9 Banchelli, Eva: Ostalgie: eine vorläufige Bilanz. In: Cambi, Fabrizio (Hg.): Gedächtnis und Identität: Die deutsche Literatur nach der Vereinigung. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2008. S. 57-58

10 Becker, Wolfgang: Good Bye, Lenin! Deutschland: 2003

11 Allan, Sean: Good Bye, Lenin!: Ostalgie und Identität im wieder vereinigten Deutschland. GFL: German as a Foreign Language, Vol.1, 2006 S. 49-50

Identitätsbildung und affektive Verbindungen sind also auch zu Orten möglich, die nur als Erinnerungsbild existieren oder nicht mehr physisch erfassbar sind. Ein geschönter Blick in die Vergangenheit hat ist auch mit der eigenen Sehnsucht nach der eigenen Freiheit verbunden. Der Zugang zum öffentlichen Raum ist heute stark reglementiert. Verbotsschilder und mechanische Barrieren sollen verhindern, was von einer von offizieller Seite definierten Gesellschaft als störend oder gefährlich empfunden wird. Nostalgische Erinnerungen an die eigene Kindheit – besonders in der räumlichen Freiheit von urbanen Brachen als Ort der Entdeckungen – positionieren sich als Gegensatz zu dem heute erlebten Raum. Die Omnipräsenz von Überwachung, Gestaltungsprinzipien urbaner Möbel und Objekte (z. B. Bänke, auf denen man nicht liegen kann), aber auch kulturelle Praktiken und soziale Ausgrenzung durch Mietpreiserhöhungen gestalten die soziokulturelle Wahrnehmung und somit die Erinnerung an den öffentlichen Raum.[12]

Nostalgie ist eine Abstraktion von Erinnerung, die starken Mechanismen von Selektion und Codierung unterliegt – in diesem Fall mit dem Fokus auf Individualität und Sehnsucht, die gesellschaftlich bedingt über einen langen Zeitraum eine negative Konnotation hatten. Affekt und Subjektivität sind aber notwendig, um Geschichte und Erinnerung zu verstehen und immer wieder neu zu schreiben.

12 Meier, Lars: Vergnügungen im öffentlichen Raum. Nostalgische Erinnerungen, alltägliche Erfahrungen und Praktiken. In: Heinlein, Michael; Seßler, Katharina (Hg.): Die vergnügte Gesellschaft. Bielefeld: transcript Verlag, 2012. S. 246-247



Max Winter: Im Kohlenhof der Nordbahn

"Die Stadt lag noch im tiefsten Schlafe, als ich mich eines Tages zu Anfang November aufmachte, um einen Blick in das Leben in den Kohlenhöfen der Nordbahn zu werfen. Wer da zurecht kommen will, muss früh sein Lager verlassen. Um fünf Uhr früh hatte mir mein Führer ein Stelldichein in der Branntweinschenke gegeben. Im Volkertviertel drüben, dort, wo die Wiener Kohlenarbeiter hausen, wo sie in elenden überfüllten Wohnungen kurze Stunden der Ruhe pflegen, um zu harter Fronde zu erwachen, ehe noch der Tag graut. Um fünf Uhr morgens öffnen sich die Pforten dieser Häuser, die nur Elend bergen. Mit schläfrig schwerem Tritt kommen als die ersten die Kohlenarbeiter heraus. Schwerfällige gedrungene Menschen, mit braunen, wetterharten Gesichtern. Klobige Stiefel an den Füßen, doppelt besohlt und mit Nägeln beschlagen. Im kurzen Schaft steckt die Hose. Eine kurze Joppe, ein schmieriger Hut und eine Schürze aus Sackleinen, um den Hals an einem Bande getragen und um die Leibmitte abgebunden, ergänzen ihre Kleidung. Die Hände im Sack oder unter dem Schürzenlatz, so kommen sie über die finstere Straße daher. Lustige Vögel beiderlei Geschlechts, übernächtige Bummler und überzählige Dirnen, die den letzten Versuch machen, für diese Nacht an den Mann zu kommen, begegnen ihnen. Wohl auch Gebäckausträger, die mit vollen Körben, in denen eine Handlaterne oben aufsteht, von Haus zu Haus, vom Greisler zu Greisler, von Boutique zu Boutique eilen, um die Hungrigen nicht warten zu lassen. Einige Marktleute, ab und zu ein Wachmann. Die übrige Stadt schläft noch. Nur aus den Branntweinladen und aus den Lebensmittelgeschäften strahlt freundliches Licht aus die finsteren, stillen Gassen, durch die sie mit schlürfenden Schritten kommen. Wer an Frühaufstehern verdienen will, darf selbst nicht schlafen."[1]

1 Arbeiterzeitung. 24.11.1904. S.8



Abb. r.: Max Winter, verkleidet als Obdachloser im Zuge seiner Reportage über (Kanal-)"Strotter" 1902 für die sozialistische „Wiener Arbeiterzeitung"



URBANE ARTEFAKTE

DENKMALSCHUTZ

„Die Phänomenologie des Fragments ist die Phänomenologie des menschlichen Bewusstseins. Während ich diesen Satz schreibe, schaue ich aus dem Fenster meines Arbeitszimmers und sehe ein Fragment, das aus Fragmenten besteht: eine Masse aus Stein und Beton, die zu New York City gehört: Gebäude in einer solchen Vielfalt von Größe, Form und Architektur, meistens schlecht , in einer solchen Zufälligkeit nebeneinander gestellt und solche heterogenen Effekte der Zeit zeigend, um einen bildlichen Müllhaufen zu bilden.“[1]

Aldo Rossi bezeichnete bestimmte urbane Strukturen – seien es Gebäude, Straßenecken oder ganze Straßenzüge – als *Urbane Artefakte*, die zwar ihre ursprüngliche Funktion verloren haben, jedoch durch ihre Präsenz auf ihre Vergangenheit verweisen und dadurch als Gedächtnisträger fungieren. Rossi stellte in diesem Zusammenhang in die Theorie auf, dass das kollektive Gedächtnis ähnlich wie die Erinnerung einer einzelnen Person aufgebaut sei.[2] Auch die Architektur selbst diente laut ihm neben dem Ort als Erinnerungsträger. Rossi schrieb von der *„Seele der Stadt als der eigentlichen Qualität einzelner städtebaulicher Tatbestände.“*[3] Rossi zufolge ist die Stadt ein von Menschen geschaffenes Objekt, in dem wir Unterschiede zwischen Vergangenheit und Gegenwart wahrnehmen können, indem wir vergangene urbane physische Formen und Strukturen beibehalten. Dieser Unterschied lässt uns erkennen, dass *„die Vergangenheit im Jetzt erlebt wird.“*[4]

Was ist überhaupt schützenswert? Und wie bezieht sich dieser Schutz auf Gebäude oder Landschaften? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns die Gesetzeslage in Österreich anschauen, genauer gesagt das *Bundesgesetz betreffend den Schutz von Denkmalen wegen ihrer geschichtlichen, künstlerischen oder sonstigen kulturellen Bedeutung (Denkmalschutzgesetz - DMSG)*. Darin heißt es, dass *„Gegenstände […] von geschichtlicher, künstlerischer oder sonstiger kultureller Bedeutung („Denkmale“)“* als schützenswert betrachtet werden, *„wenn ihre Erhaltung dieser Bedeutung wegen im öffentlichen Interesse gelegen ist.“*[5]

1 McFarland, Thomas: Romanticism and the Forms of Ruin: Wordsworth, Coleridge, the Modalities of Fragmentation. New Jersey: Princeton University Press, 1981. S. 3 (eigene Übersetzung)
2 Rossi, Aldo: Die Architektur der Stadt - Skizzen zu einer grundlegenden Theorie des Urbanen. Düsseldorf: Bauwelt Fundamente Band 41, 1973. S. 117
3 Ebd.: S. 20
4 Rossi, Aldo. The Architecture of the City. Cambridge, MA: The MIT Press, 1982. S. 57
5 Rechtsinformationssystems des Bundes (RIS) – Website: Denkmalschutzgesetz https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10009184



Abriss des Biedermeierhauses in der Karolinengasse 13 im Jahr 2018

Es stellt sich die Frage, durch welche Instanzen ein solcher Antrag gehen muss, um Gehör zu finden, sondern auch, welche Personen bevollmächtigt sind, ihn einzureichen. Das FAQ des Bundesdenkmalamtes bringt es auf den Punkt. Auf die Frage *„Kann ich beantragen, dass etwas unter Denkmalschutz gestellt wird?“* lautet die Antwort: *„Lediglich dem Landeshauptmann steht ein Antragsrecht auf Feststellung des Vorliegens des öffentlichen Interesses an der Erhaltung von Denkmalen (Stellung unter Denkmalschutz) zu.“*[6] Es ist zwar möglich, durch eine Bürger_inneninitiative, Vereinsgründung, Proteste und Petitionen eine gewisse Einflussnahme auf diese Prozesse zu üben, doch die Entscheidung darüber, ob es überhaupt zu einem Antrag kommt, obliegt ausnahmslos der Landesführung.

Wenn es um Gebäude geht, so ist sowohl die Bauordnung (Landesgesetz), als auch das Denkmalschutzrecht (Bundesgesetz) zu beachten. Bei Naturdenkmälern ist zu beachten, dass das Naturschutzgesetz (Landesgesetz) mitentscheidend ist.

6 Website Österreichisches Bundesdenkmalamt FAQ: https://bda.gv.at/service/haeufige-fragen/#kann-ich-beantragen-dass-etwas-unter-denkmalschutz-gestellt-wird

In einem Verfahren zur Feststellung, ob ein Objekt denkmalgeschützt wird, kommt es zu einer bauhistorischen Untersuchung. Diese liefert laut dem Bundesdenkmalamt durch die „*Aufarbeitung der Baugeschichte wesentliche Erkenntnisse zur historischen, künstlerischen und kulturellen Bedeutung des Baudenkmals und stellt somit wichtige Grundlagen für die denkmalfachliche Planung und Beurteilung von Veränderungen bereit.*“[7]

Daraus folgt der Schluss, dass die Definition eines Denkmals grundsätzlich nach international angewandten Standards der Geschichts- und Kulturforschung erfolgt. Dass die Stadt Wien mit ihrer großen Anzahl an erhaltenen Gründerzeithäusern zur komplexen Spekulationsfläche für Investoren wurde, war abzusehen. Seit Juli 2018 ist für den Abbruch von Gebäuden, die vor 1945 errichtet wurden, eine Genehmigung notwendig. Abbrüche, welche bereits angefangen wurden, mussten gestoppt werden. Die betroffenen Häuser wurden von der MA 19 (Architektur und Stadtgestaltung) auf ihre Erhaltungswürdigkeit geprüft.[8] Ein besonders großes Medienecho folgte nach dem Dachabriss im 1847 erbauten Eckhauses an der Radetzkystraße 24–26 im 3. Bezirk, unter der Anwesenheit von Mieter_innen mit laufenden und gültigen Mietverträgen.[9] Ähnliche Reaktionen folgten beim Abriss des Gebäudes in der Karolinengasse 13 im 4. Bezirk, in dem das in der Umgebung sehr beliebte große und traditionsreiche *Gasthaus Sperl* untergebracht war. Wenn im Zuge der illegalen Abrissarbeiten das Gebäude so stark beschädigt wird, dass es nicht mehr erhalten werden kann, muss es schlussendlich auch abgerissen werden. Strafen der Stadt in einer Höhe bis 100.000 Euro wirken da nicht abschreckend.[10]

Der damalige SPÖ-Landtagsabgeordnete Karlheinz Hora stellte 2010 über den denkmalgeschützten Wasserturm, der als einziges Gebäude des historischen Bahnhof-Ensembles übrig geblieben ist, fest: „*Dieses denkmalgeschützte Bauwerk ist quasi ein Wahrzeichen des Grätzels. Im Ideenwettbewerb sollen Möglichkeiten für eine öffentliche*

7 Bundeskanzleramt Österreich, Bundesdenkmalamt (Hg.): Richtlinien für Bauhistorische Untersuchungen. 2. Fassung. 1. Oktober 2018. S. 10

8 Zoidl, Franziska: Gasthaus Sperl: Abriss gestoppt, Stadt kündigt Strafanzeige gegen Eigentümer an. In: Der Standard - Online-Ausgabe. 14.1.2019. https://www.derstandard.at/story/2000096163750/abbruch-eines-wiener-gruenderzeithauses-wurde-erneut-gestoppt

9 Luger, Michael: Wohnen im Abrisshaus: Eine Mieterin erzählt. In: Der Standard - Online-Ausgabe. 1.7.2018 https://www.derstandard.at/story/2000083376132/wohnen-im-abrisshaus-eine-mieterin-erzaehlt

10 Franziska Zoidl: Gasthaus Sperl: Abriss gestoppt, Stadt kündigt Strafanzeige gegen Eigentümer an. In: Der Standard - Online-Ausgabe. 14.1.2019. https://www.derstandard.at/story/2000096163750/abbruch-eines-wiener-gruenderzeithauses-wurde-erneut-gestoppt



Die Nordbahnhalle während der Nutzung als Lagerhalle bis 2010

Nutzung erarbeitet werden.“[11] Er bezog sich auf die Neuevaluierung des städtebaulichen Leitbildes von 1994 zur Erschließung des Nordbahnhofgeländes. Der Wasserturm war über längere Zeit für einen einzigen Euro zu haben. Klarerweise war dieses Angebot mit den hohen Renovierungs- und Erhaltungskosten verbunden, welche potentielle Käufer_innen auf sich nehmen müssten.[12]

Über die damals von den ÖBB als Lager vermietete Halle hinter dem Turm wurde nicht gesprochen. Immerhin handelte es sich um einen funktionalen Nachkriegsneubau ohne auffällige architektonische Elemente. Zu diesem Zeitpunkt war sie voll mit Konservendosen einer Lebensmittelfirma, welche sie bis kurz zuvor angemietet hatte.

Kaum aber fand Peter Fattinger vom *design.build*-Studio der Abteilung für Wohnbau und Entwerfen der Technischen Universität Wien diese Lagerhalle durch einen eher

11 Bezirkszeitung für den 2. Bezirk aus Leopoldstadt - Online-Ausgabe: Wasserturm soll neu genutzt werden. 29.9.2010. https://www.meinbezirk.at/leopoldstadt/c-lokales/wasserturm-soll-neu-genutzt-werden_a24253

12 Stadtwildnis Wien - Website: Stadtwildnis Nordbahnhof - ein Projekt für die Umweltmusterstadt Wien. http://www.stadtwildnis.wien/

zufälligen Tipp als potenzielles Umbauprojekt für sein Entwurfsstudio, entwickelte sich eine ganz andere Geschichte.[13] Dies zeigt, dass ein Gebäude als unbelebte leere Hülle grundsätzlich austauschbar ist.

Um aber als multifunktionaler Ort der Begegnung zu funktionieren, muss er ein paar Punkte erfüllen. Die Nordbahnhalle war durch ihre Offenheit und Größe sehr gut dafür geeignet. Sie hatte einen großzügigen offenen Grundriss, eine längliche Grundfläche, die einfache Unterteilungen ermöglichte und war durch ihre Vornutzung als Industrielager in ihrer Materialität gut beanspruchbar.

13 IG Nordbahnhalle Website: design.build-Studio. https://www.nordbahnhalle.org/design-build_1/



Monolog in der Drehscheibe

„So wie eine Humanzentrifuge konzipiert wurde, um Menschen für Bedingungen, die mit dem Verlassen der Erde - unserer gewohnten Materie vorzubereiten und sowie die platonischen Körper symbolisch für Vergeistigung stehen - weitergeleitet in den Begriff der platonischen Liebe, spielt die Skulptur „Monolog" gedanklich auf das Zurücklassen des Irdischen und die gleichzeitige Reduzierung auf das Metaphysische an.

Wie der Film „Solaris", nicht nur eine Reise hinaus ins Weltall zeichnet, sondern viel mehr eine Reise in das Innere, die Psyche des reisenden Individuums, birgt „Monolog" ebenfalls, durch das um-sich-selbst-und-sich-um-seine-Gedanken-Drehen eine Abwendung von der materiellen Umgebung hin zum eigenen vergeistigten Mikrokosmos."[1]

Begonnen hat es mit Hans Schabus, der die gesamte Insel zwischen Donau und Donaukanal mit Studierenden der Angewandten abgegangen ist. Obwohl Leander im benachbarten Stuwerviertel gewohnt hat, war es ihm nicht bewusst, dass es diesen Ort gibt. Er hatte nicht direkt einem Grund, hier vorbeizukommen. Der Ort ist für ihn wie ein Urlaubsort ohne Touristen. Hier waren Züge abgestellt, die mit diversen alten Bahnrelikten voll waren. Er hat etwas magisches, ein verlassener Ort in der Stadt.

Den kontrollierten Bereich verlassen motiviert zum selbst Hand anlegen. Er hatte ein Objekt einer vergangenen Kultur gefunden, ein Artefakt aus vergangenen Zeiten, das zur Erschaffung einer Kunstinstallation inspirierte.

Abb. r.: Schönweger, Leander: Soliloquy/Monolog, 2015. Interaktive Installation
1 Beschreibungstext der Installation am Nordbahnhofgelände
2 Auszug aus dem Interview mit Leander Schönweger



Eine runde, in den Boden eingelassene Betonwanne ist der Überrest einer Drehscheibe des alten Bahnhofs, 7m im Durchmesser, eine Grube von 1m Tiefe. Die Installation ist in der Mitte auf einer Metallkonstruktion befestigt, durch Kugellager lässt sich diese im Kreis drehen. An einem Ende ist ein Stuhl montiert, der sich wiederum über zwei Räder aus den abgestellten Zügen entlang des äußeren Radius' bewegt. Am anderen Ende befindet sich ein Würfel aus einem Drahtgestell.

„Wenn man in dem Stuhl sitzt und sich dreht, die Umgebung dreht und verändert sich ... nur der Würfel bleibt konstant. Es ist ein Monolog mit den eigenen Gedanken, die materielle Umgebung verliert sich. Die Rotation ist wie Himmelskörper, die um ein gemeinsames Zentrum rotieren."[2]

Im Zuge eines Spaziergangs in einer Gruppe wurden einige Gegenstände gefunden, die über die weitere Nutzung des Geländes erzählen. Leander hat eine Filmrolle und ein kleingefaltetes Passfoto eines kleinen Mädchens gefunden. Den Film ließ er entwickeln und fand darauf Aufnahmen eines Theaterstücks. Diese emotionalen Geschichten sind Zeugen der Anwesenheit von Flüchtlingen und Obdachlosen, die über die Sommermonate auf dem Nordbahnhof eine Bleibe gefunden haben.







Abb. l.: Schönweger, Leander: Gefundenes Passbild vom Nordbahnhof-Gelände
Abb. r.: Schönweger, Leander: Entwickelte Prints aus gefundener Filmrolle vom Nordbahnhof-Gelände



DIE SIMULATION DES REALEN

Das *Simulacrum* (lat.) ist abgeleitet von *simulo* („Bild, Abbild, Spiegelbild, Traumbild, Götzenbild, Trugbild“) und *simul* („ähnlich, gleich“).

Das Simulacrum beschreibt das Phänomen, dass das, was insbesondere durch die Medien, aber auch durch kulturell bedeutsamere, allgegenwärtigere Ereignisse dargestellt wird, aber nur noch ein Verweis auf einen realen oder tatsächlichen Sachverhalt ist. Es ist eine Darstellung von etwas, was nur noch auf sich selbst verweist. Es bricht mit den traditionellen Annahmen über die Bedeutung und die Werte von Wahrheit oder Genauigkeit in Prozessen der kulturellen Kommunikation.[1]

Platon bezeichnete als *Simulacrum*[2] ein Objekt, das *ähnlich* ist. Es ist eine Art Abbild von etwas, sowohl positiv als Phatasieentwurf, als auch negativ als Trugbild gesehen werden kann. Nach Roland Barthes ist ein *Simulacrum* eine Rekonstruktion durch Selektion und Neuzusammensetzung keine Kopie, sondern eine Imitation, welche die Bedeutung des ursprünglichen Objekts versucht, wiederzugeben.[3] Barthes sah in der Erstellung eines Simulacrums eine strukturalistische Tätigkeit mit dem Ziel, „*...einen Gegenstand derart zu rekonstituieren, daß in dieser Rekonstitution zutage tritt, nach welchen Regeln es funktioniert (welches seine ‚Funktionen‘ sind).*“[4]

Jean Baudrillard (der bei Henri Lefevbre studierte) schrieb über verschiedene Modelle zur Generierung von Realitäten und *Hyperrealitäten*. Die Spuren des Realen werden durch ihre Abstraktion in den Vordergrund gesetzt, als repräsentatives Abbild. In einer hyperrealen Umgebung gehen durch die Substituierung des Realen jegliche Referenzen verloren.[5] Simulation beruht auf der Absenz des Realen, sie ist der Gegenpol zur Repräsentation. Die Repräsentation geht von einer Gleichwertigkeit von Zeichen

1 Wiebe, Elden; Durepos, Gabrielle; Mills, Albert J. (Hg.): Thousand Oaks, CA: Encyclopedia of Case Study Research. Sage Publications, 2010. S. 865
2 Platon: Sophistes. In: Wolf, Ursula (Hg.): Sämtliche Werke. Band 3. Reinbeck: Rohwolt, 1994. 236b, 264c.
3 Barthes, Roland: Die strukturalistische Tätigkeit. In: Kursbuch: Strukturalismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 5. Mai 1966. S. 190-191
4 Barthes, Roland: Die Strukturalistische Tätigkeit. In Schiwy, Günther: Der Französische Strukturalismus. Hamburg: Rowohlt, 1969. S. 154.
5 Baudrillard, Jean: Die Präzession der Simulakra. In: ders.: Agonie des Realen. Berlin: Merve, 1978. S. 8-10

und Realem aus, die Simulation negiert aber die Zeichen. Baudrillard definierte Phasen des Scheins, von der Reflexion der Realität über ihre Maskierung und Denaturierung, die Maskierung ihrer Abwesenheit und schlussendlich das *Simulacrum*, mit dem Verlust des Bezugs zur Realität, also einer Simulation von etwas, was es nicht gibt, was auch versteckt, dass dahinter nichts mehr vorhanden ist. Ist das Reale nicht mehr vorhanden, so übernimmt die Nostalgie ihren Sinn. Objekt und Substanz verschwinden.[6] Die höchste Form der Simulation ist die Hyperrealität, in der man nicht mehr zwischen Realität und Trugbild unterscheiden kann. Laut Baudrillards ist eines der Merkmale der postmodernen Kultur die allgegenwärtige Präsenz von Simulacren dritter Ordnung.[7]

Simulation steht nicht im Widerspruch zur Realität. Wir sind von Dingen und Geschehnissen umgeben, die keinen objektiven Status mehr haben, sondern selbst zu Zeichen und Modellen, zu Konstruktionen werden. Baudrillard beschrieb den Prozess von Realität zur Simulation auch anhand vom Wohnraum der Moderne. Der klassische Wohnraum ist mit Alltagsgegenständen gefüllt, die *beseelt* sind, spezifische Funktionen erfüllen, Bindungen und Erinnerungen der Bewohner_innen speichern und erwecken. Im modernen Wohnraum wird diese Ordnung entzaubert. Gegenstände werden austauschbar, multifunktional und werden somit zu Zeichen transformiert. Die materielle Wärme von Holz wird nicht mehr im Zusammenhang mit dem Naturstoff in seiner materiellen Substanz gesehen, sondern es bleibt nur noch die Simulation dieser Wärme durch den „*Einsatz in einem differenziellen System der Gegenstände, Materialien und Formen.*“[8]

Im Stadtraum verschwinden alte Strukturen und ihre Überreste. Simulacren stehen für die Abwesenheit ihrer Realität. Ähnlich den ikonischen Bildern im Bildgedächtnis wird das Abbild schlussendlich zur reinen Repräsentation und produziert einen neuen, hyperrealen Raum.

6 Ebd.: S. 14-16
7 Klages, Mary: Key Terms in Literary Theory. London / New York: Continuum International Publishing Group, 2012. S. 79
8 Kneer, Georg: Jean Baudrillard. In: Kaesler, Dirk (Hg.): Aktuelle Theorien der Soziologie. Von Shmuel N. Eisenstadt bis zur Postmoderne. München: C. H. Beck, 2005. S. 149-151



Einfach sprengen!

„Diese Engländer! In Sachen seltsames Fernsehen bleiben die im Königreich unübertroffen. Jetzt gibt es angeblich im englischen Fernsehen eine Art Reality-Show, bei der die Zuschauer aus einer Reihe von öffentlichen Gebäuden per Televoting jenes wählen können, von dem sie glauben, dass es gesprengt gehört. Und die Sprengstoffexperten gehen dann im Finale dem „Gewinner" auch tatsächlich an den Beton. Seltsam, dass man sich im österreichischen Fernsehen bei diesem Format bislang noch zurückhält. Und das liegt sicher nicht daran, dass es hier für so eine Gebäudespreng-Show keinen passenden Moderator gäbe. Von Kandidaten ganz zu schweigen. Mal sehen, wer käme da möglicherweise infrage? Die Flaktürme sind unsprengbar, der Nordbahnhof ist schon so gut wie weg, aber Hundertwasserhaus, Hundertwassermüllverbrennungsanlage und Hundertwassermuseum hätten in so einer Show sicher fixe Startplätze. Das ein oder andere 5-Sterne-Hotel am Ring sicher auch. Und natürlich die ORF-Zentrale am Küniglberg! Ach! Deswegen gibt es dieses Sprengmeisterprogramm nicht bei uns im Fernsehen."[1]

1 C. W.: Einfach sprengen! Stadtleben, Falter 35/05 - Online-Ausgabe. 31.08.2005. https://www.falter.at/zeitung/20050831/einfach-sprengen/1852360060
Abb. r.: ÖBB Pressestelle: Sprengung des Nordbahnhof-Gebäudes. 1965





DER RUDOLF-BEDNAR-PARK - EIN SIMULACRUM?

Der Rudolf-Bednar-Park ist ein 2008 eröffneter 3,1 ha großer Stadtteilpark im Areal des ehemaligen Nordbahnhofes, welcher im Zuge der ersten Ausbauphase nach dem Masterplan von 1994 geplant wurde. Im Zuge des internationalen Gestaltungswettbewerbs konnte das *Büro Hager Landschaftsarchitektur AG* aus Zürich die Jury überzeugen.[1]

In der Beschreibung des Projekts finden sich lobende Worte für die Herstellung der Bezüge zur Historie und den Gegebenheiten des Ortes: „*Ein wesentliches Charaktermerkmal des Konzepts ist der zusammenhängende „Baumschleier", der den Park als räumlich eigenständigen Ort im künftigen Stadtquartier verankert. Die Ausrichtung des Baumschleiers orientiert sich an übergeordneten räumlichen Bezügen - Donau und Nordbahnhofareal - und gewährleistet somit eine Kontinuität im städtischen Muster. [...] Orientiert an der Achse „verlängerte Radingerstraße" liegen „Schilfgärten", eine Reminiszenz an den Landschaftsraum der Donau, als Orte des Rückzugs und Ruhe gedacht.*"

Der Park befindet sich zum großen Teil auf dem Gebiet der ehemaligen Kohlenrutschen, welche durch die aufgeschütteten Bahngleise und die massiven Stützmauern eine eigene Topographie bildeten. Das Grundstück wurde für die Umsetzung des Projekts geglättet, die Artefakte des Bahnhofs gänzlich entfernt. Auch die geschützten Wechselkröten, welche bis dahin am ehemaligen Bahnhofsgelände beheimatet waren, mussten zuerst ausgesiedelt werden, um ihnen neuen Lebensraum zu erschaffen.[2] Den alten Schienenverläufen folgend wurde in einem Raster eine Aneinanderreihung von Wasser führenden Metallbecken angelegt, hierzu wurden Sumpfpflanzen in Anlehnung an das alte Augebiet gepflanzt.

Diese symbolische Darstellung der Schienen und die Schilfbepflanzung im Rudolf-Bednar-Park sollen scheinbar Erinnerungen bewahren, indem sie zuerst physisch entfernt und dann künstlich neu hergestellt werden. Im Zuge eines Spaziergangs durch den Park stellten wir fest, dass keine einzige befragte Person die angedachten Bezüge von sich aus herleiten konnte.

1 Presse-Service der Stadt Wien - Online-Ausgabe: Rudolf-Bednar-Park: Jury hat über Gestaltung entschieden. 12.5.2006. https://www.wien.gv.at/presse/2006/05/12/rudolf-bednar-park-jury-hat-ueber-gestaltung-entschieden

2 Die Presse - Online-Ausgabe: Nordbahnhof-Areal: Bedrohte Kröte verhindert Baustart. 26.1.2016 https://www.diepresse.com/4911852/nordbahnhof-areal-bedrohte-krote-verhindert-baustart



Rudolf-Bednar-Park: Vorne der Park mit den linearen Gestaltungselementen, hinten die noch erhaltenen Schienen des Nordbahnhofs.

Zivilisationsbilder

Der Künstler Matthias Mollner fühlt sich von Orten, die sich in Transformationsprozessen befinden, angezogen. Ihn interessieren Systeme, die vernetzt sind in einem größeren System aufgehen. Vom Nordbahnhofgelände fühlte er sich angezogen. Er ging dort über längere Zeit spazieren und fand Objekte an den Schienen.

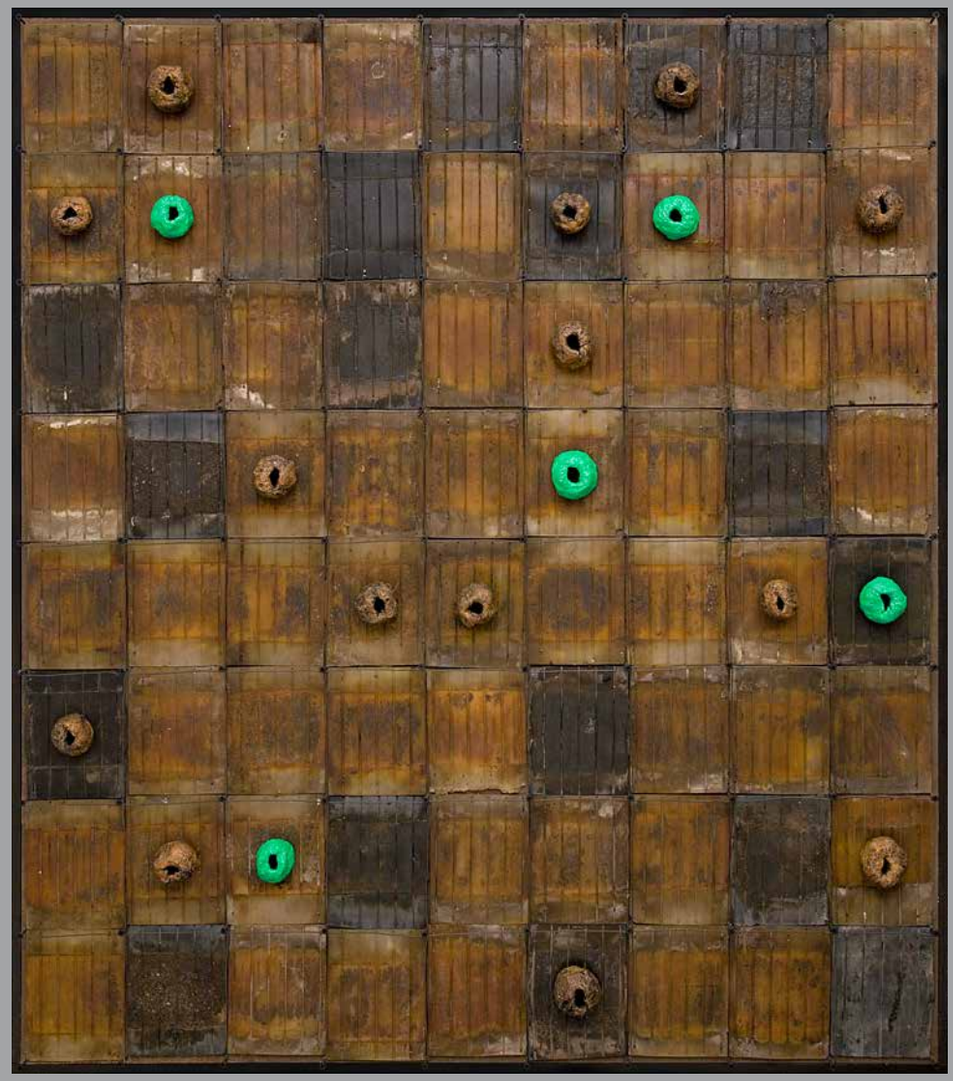
Er verarbeitete Gummielemente, die als Dämpfer zwischen Schienen und Schwellen eingesetzt werden, in einem Objekt aus dem Zyklus „Zivilisationsbilder". Er stellt sich die Fragen: „Was macht Zivilisation aus? Wie kann sich diese entwickeln? Was bleibt am Ende einer Zivilisation übrig?"

„...dann gehe ich halt herum und entdecke halt Dinge, unter anderem diese Objekte." Er nahm eine ganze Tasche voll mit – so viel, wie er tragen konnte.

Mollner fand es spannend, dass die Objekte, die sich in die Landschaft einfügten, wieder organisch wurden. „Der Staub drauf, der Schmutz, das Öl. Gummi ist als Material eigentlich ein Naturprodukt. Es ist interessant, wie das Objekt wieder zurück geht in seinen Naturzustand."

Aus Abfallmaterialien, die gefunden werden, entstehen Strukturen. Er fragt sich, was von den großen Artefakten des Bahnhofs bleiben wird: „Ich hätte gerne den ganzen Haufen der Betonteile, eine Skulptur, ein Mahnmal daraus machen."

Abb.: Mollner, Matthias: Zivilisationsbild. Stahldraht, Schrauben, Nägel, Gummi, Papiermaché, Acrylfarbe auf Holz, Holzrahmen. 2017
Alle Zitate aus dem Telefonat mit Matthias Moller





AUSSTELLUNG

Gedankengut

Erinnerung gibt kein objektives Bild der Vergangenheit wieder, sondern ist Konstruktion, welche durch Wiederholung und Reevaluierung ständigen Transformationsprozessen unterliegt. Die soziale Konstruktion der Vergangenheit eines Ortes beruht auf seiner kollektiven Repräsentation, wie z. B. Narrativen, Symbolen und Ritualen, welche ihren Ursprung in unseren kulturellen und geistigen Strukturen finden. Die Erinnerung einer Stadt wird daher sozial gerahmt und transportiert. Sie wird durch das kollektive Gedächtnis bestimmter Gruppen bewahrt und weitergegeben.

Ein analoger Diaprojektor als Medium der Textwiedergabe wurde bewusst als Apparat zur Erinnerungsproduktion gewählt. So gilt das Gerät selbst mittlerweile als Artefakt kultureller Vermittlung und wird meist mit dem Bildgedächtnis assoziiert. Durch Rückprojektion erscheinen die Textpassagen im Raum eingegliedert zwischen den Bücherregalen der Bibliothek.

Das sich regelmäßig mit laut hörbaren Geräuschen weiter drehende Dia-Karussell erlaubt Besucher_innen durch ständige Wiederholung Auszüge des textuellen Teiles des Projekts zum selbst gewählten Zeitpunkt einzusehen. Die gezeigten Zitate sind als Impulse für die weitere Betrachtung der Exponate, sowie als Einstieg in die dichte Materie des Buches konzipiert. Die limitierte Anzahl der Aufnahmen, die ein Dia-Magazin fassen kann, zeigt Grenzen eines Archivs auf, entschleunigt und fokussiert auf wesentliche Aussagen.







Erinnerungsrauschen

Wie nehmen wir einen Ort wahr und auf welche Art und Weise wird dieser in unser Erinnerung gespeichert? Wie funktionieren die Mechanismen, welche zu Entscheidungen über Bewahrung, Erinnern und Vergessen führen? Wie können wir als Künstler_innen und Architekt_innen an diesen Prozessen aktiv teilhaben?

Erinnerung ist reine (Re)konstruktion. Aufgerufte Erinnerungen werden ständig mit neuen Informationen verknüpft, Lücken werden durch Überlagerungen, Hervorhebungen und Variationen – gemischt mit kulturellen Codes – gefüllt. Erinnerungsbilder sind daher dynamisch, die Grenze zur Erinnerungsverfälschung ist vage, denn es gibt keine objektiv korrekte Erinnerung.

Transparente raumhohe Bahnen aus Papier, welche die Ausstellung umrahmen, zeigen Zeichnungen, die das Dickicht und die Überwucherung des Geländes und in der Abstraktion das Wuchern der Erinnerungen darstellen. Erinnerungen und Eindrücke wiederholen sich, sie verdichten und überlagern sich, bis sie zu einem großen Erinnerungsrauschen verschwimmen. Die Bilder sind konstruiert, verschwommen, verzerrt und multipliziert – sie stellen metaphorisch dar, wie unwirklich Erinnerung sein kann, obwohl sie sich tatsächlich erlebt anfühlt.





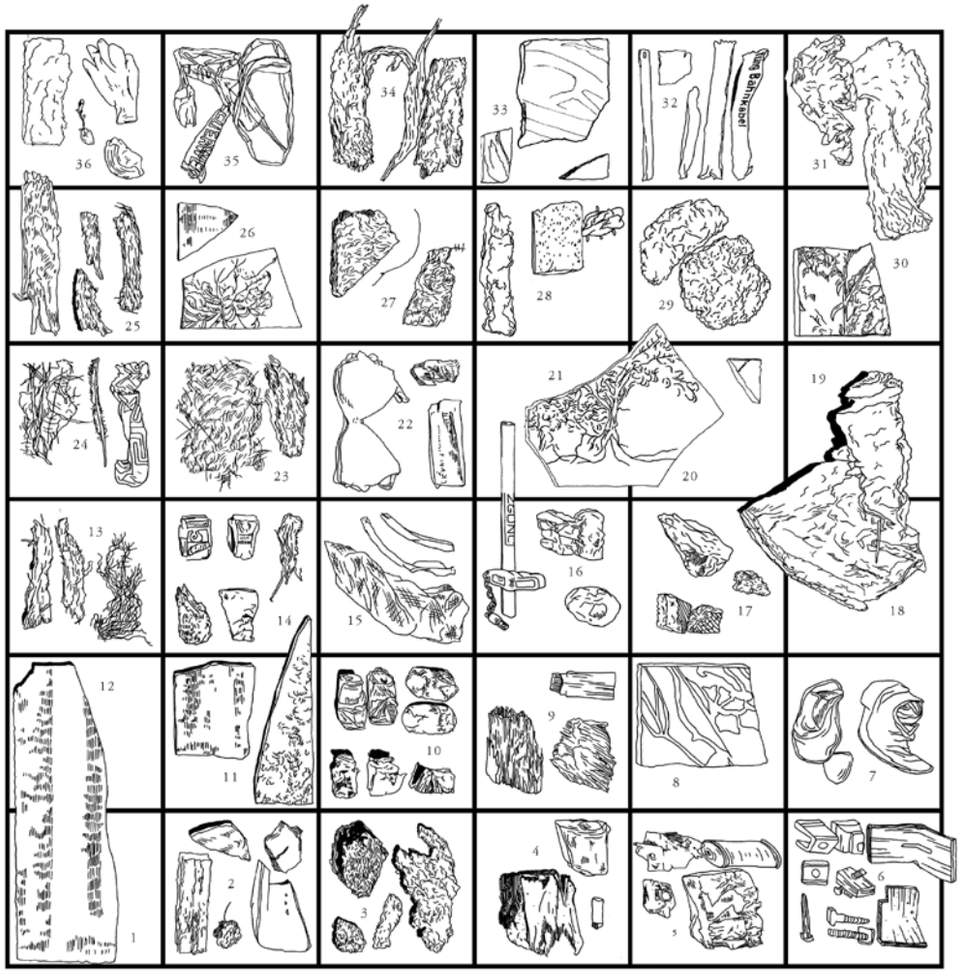




Archäologische Standorterkundung

Das ehemalige Nordbahnhof-Areal in Wien wird als Palimpsest verschiedenster Zeit- und Ort-Ebenen zum Untersuchungsgebiet der kollektiven Erinnerung eines Ortes. Die ihn überwuchernde Stadtwildnis – im Wienerischen *Gstettn* genannt – ist per se ein Zwischenzustand von Nutzungsformen von Raum, deren Spuren mit der Zeit überwachsen werden. Transformationsprozesse, Naturgewalten, Kriege und Industrie haben das Gelände und seine Zeug_innen geprägt.

Die Untersuchung des Nordbahnhofgeländes beginnt mit einem Spaziergang und dem Sammeln von Spuren der Zivilisation. Viele Nutzer_innengruppen haben den Nordbahnhof auf verschiedenste Art und Weise erlebt und Erinnerungen geformt. Diesen Spuren werden gesammelt und interpretiert. In einem Raster aufgelegt und nummeriert werden sie archiviert und zugänglich gemacht.









Album der kollektiven Erinnerung

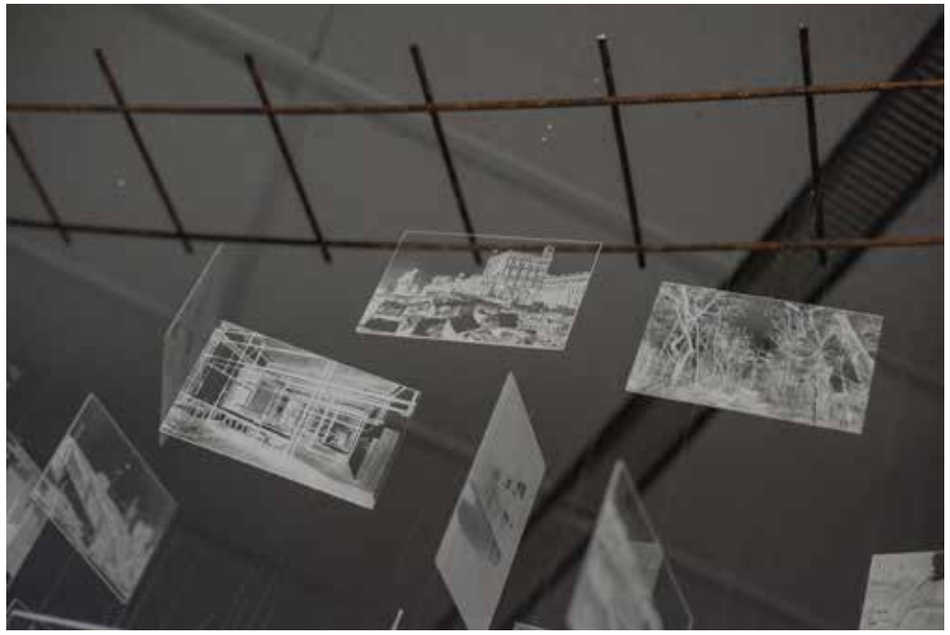
Die affektive Bindung zwischen den Stadtbewohner_innen und ihrer physischen Umgebung wird durch diverse Stimuli erzeugt. Wenn ein Ort selbst Erinnerung voraussetzt, kann er zum Subjekt und Träger dieser werden.

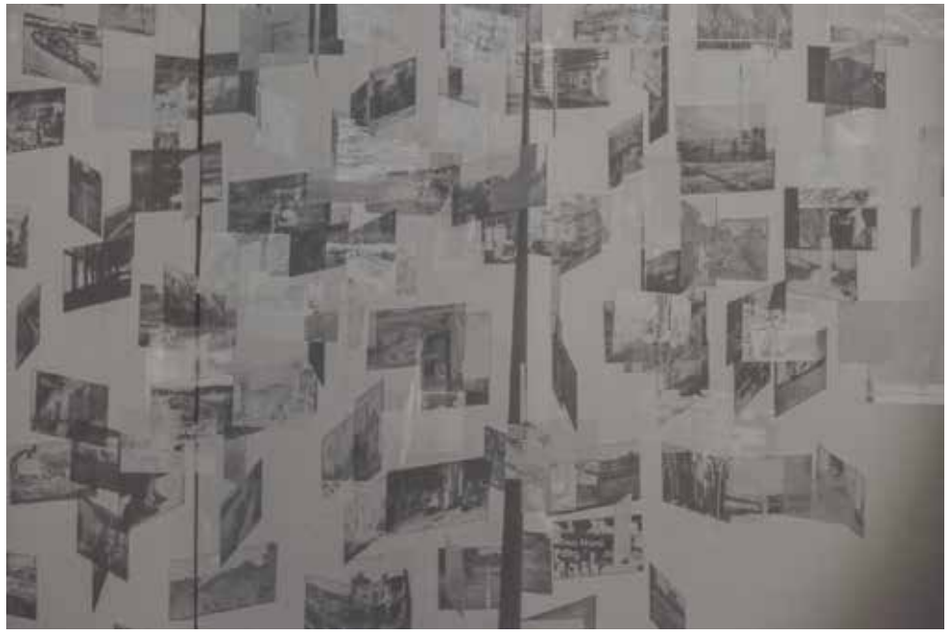
Sinneswahrnehmung ist die Grundlage des Gedächtnisses. Sie wird nicht bewusst kontrolliert, sondern erlaubt es dem Einzelnen, bestimmte Eindrücke zu behalten. Was wir aus der Literatur als *Madeleine-Moment* kennen, ist die unbewusste Verbindung zwischen sensorischen Reizen und dem räumlichen Gedächtnis, das intensive und klare Erinnerungsbilder erzeugt.

Persönliche Erinnerungen an den Nordbahnhof aus verschiedensten Quellen werden im Bezugsrahmen der kollektiven Erinnerung neu angeordnet. Analog zu einem persönlichen Fotoalbum als Medium der Erinnerungen bilden sie als Projektionsmedium einer Gruppe im vertrauten Fotoformat von 10x15 cm ein umfassendes Bildgedächtnis des Ortes.

Die als Mobile konzipierte Installation lässt durch ständige Bewegung, Überlagerung und Veränderung der Größen einzelner Motive das Gesamtbild variieren. Dieses geschieht stellvertretend für die ständigen dynamischen Veränderungen im kollektiven Gedächtnis.









Verzerrte Erinnerung

Bei unseren Spaziergängen am Nordbahnhof, insbesondere in der *Gstettn*, treffen wir Menschen mit unterschiedlichen Verbindungen zu diesem Ort.

Erinnerungen derselben Situation werden von jeder Person anders wahrgenommen und immer wieder neu geschrieben. Die bewusste bildliche Verzerrung und darauf folgende Entzerrung durch Projektion will diese Abweichungen sichtbar machen.

Im Bildgedächtnis menschlicher Erinnerung sammeln sich – besonders wenn ein Ereignis weiter zurück liegt – Fotografien als Ankerpunkte, um welche herum ein teils fiktives bzw. produziertes Erinnerungsbild eines Raums konstruiert wird, von dessen Echtheit oder Wirklichkeit der sich erinnernde Mensch jedoch überzeugt ist. Die Erinnerung ist in ihrer ursprünglichen Form nicht mehr existent, spiegelt aber in der mehrfachen Ver- und Entzerrung ein real anmutendes Erinnerungsbild wieder.









Setzkasten

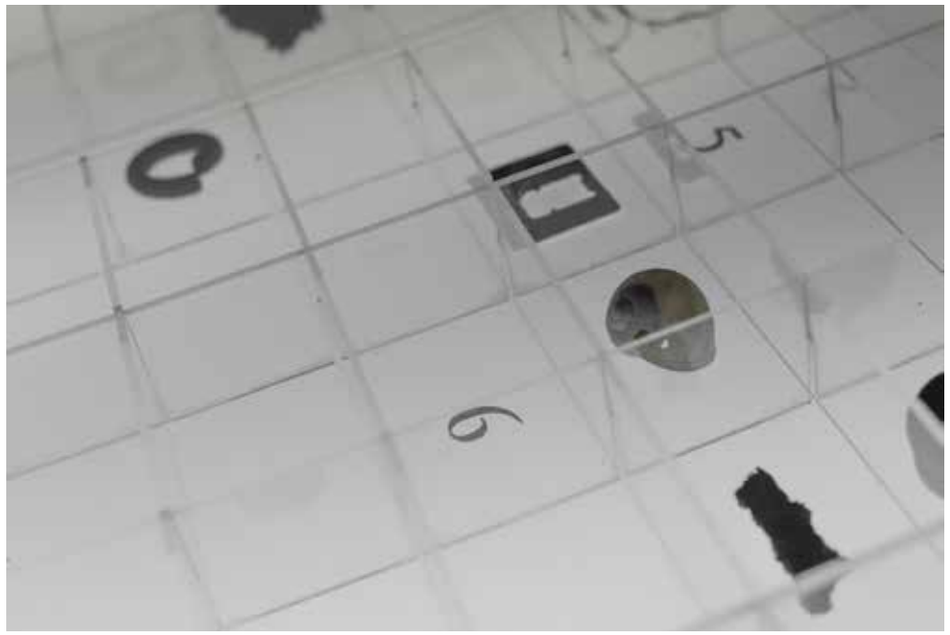
Erinnerungen und Aussagen können nur erfasst werden, wenn sie spezifischen Diskursen zugeordnet werden. Das System, das wir als *Archiv* verstehen – als Institution oder Möglichkeitsraum der Aussagen – hat keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern unterliegt unterschiedlichen Prozessen der Selektion und Kategorisierung.

Wir stellen die Frage nach der Extraktion und Selektion der Erinnerung eines Ortes. Wie funktionieren die Prozesse dieser Systematisierung, welche zu Entscheidungen der Bewahrung und Zerstörung, dem Erinnern und Vergessen führt?

Der Ursprung des Setzkastens ist die Verwendung im Buchdruck als Aufbewahrung für die einzelnen Letter. Als langlebige Zeugen des veralteten Handwerks wurden sie mit ihrer Patina zum passenden Rahmen für persönliche Erinnerungsstücke und gefundene Objekte. Kleine persönliche Archive dieser Art befinden sich heute in vielen Wohnungen als Erinnerungsträger. Der Setzkasten in der Ausstellung wird seiner ursprünglichen Form und Funktion entledigt und fungiert nur noch als transparenter und von unten beleuchteter Träger.

Ähnlich der Anordnung der Fundstücke bei der Standorterkundung am Raster wurden hier Objekte aus Aneignungsprozessen gesammelt und mittels eines Setzkastens miteinander verbunden. Es sind subjektive Erinnerungen, die sich an den gesammelten persönlichen Geschichten orientieren. Die hier ausgestellten Stücke sind allesamt von sehr kleinem Format und erinnern an kleine Talismane oder Souvenirs, die Menschen als Erinnerungsstücke eines Ortes zu sammeln pflegen.







Zeitliche Kartographie

Geschichten, Archive und Artefakte werden in dieser Ausstellung auf unterschiedlichste Weise mit ihren Fundorten verwoben. In den Exponaten werden die verschiedenen Ebenen extrahiert und in neue Kontexte gesetzt. Abbild und Projektion übernehmen die Funktion von Erinnerungsträgern und neuen Wahrnehmungsebenen.

Das Nordbahnhof-Areal ist mit seinen historischen Rahmenbedingungen – besonders der Bändigung der Donau und der damit zusammenhängenden Ereignisse – ein Ort, an dem massive Transformationen stattgefunden haben. Diese Ereignisse werden in einen größeren Zusammenhang gebracht.

Genaue Überlagerungen aneinandergereihter transparenter Karten aus wichtigen Zeitabschnitten des Nordbahnhofs zeigen die massiven Veränderungen, die über Jahrhunderte am Gelände passierten – sei es durch Einflüsse der Natur oder durch Menschenhand. Durch die Form der Darstellung ergeben sich Überlagerungen und eine räumliche Tiefe, welche die Eingriffe rund um das Gelände und der Bändigung der bis heute spürbaren Donau aufzeigen.

Pläne und Karten sind klassische Medien der Architektur und Geschichtsschreibung. Sie sind an klare Regeln wie Maßstab und Darstellungsformen gebunden, jedoch sind auch sie Interpretationen, welche Möglichkeitsräume eröffnen.







Eroberungsphasen der Gstettn

Eine *Gstettn* ist per se ein Zwischenzustand zwischen Nutzungsformen von Raum – vergangenen und möglichen künftigen. Sie folgt keinem Planungskonzept und wächst nicht in einem erwünschten Rahmen; dennoch werden Brachen, die langsam überwuchern, zunehmend zu einem Instrument der Stadtplanung.

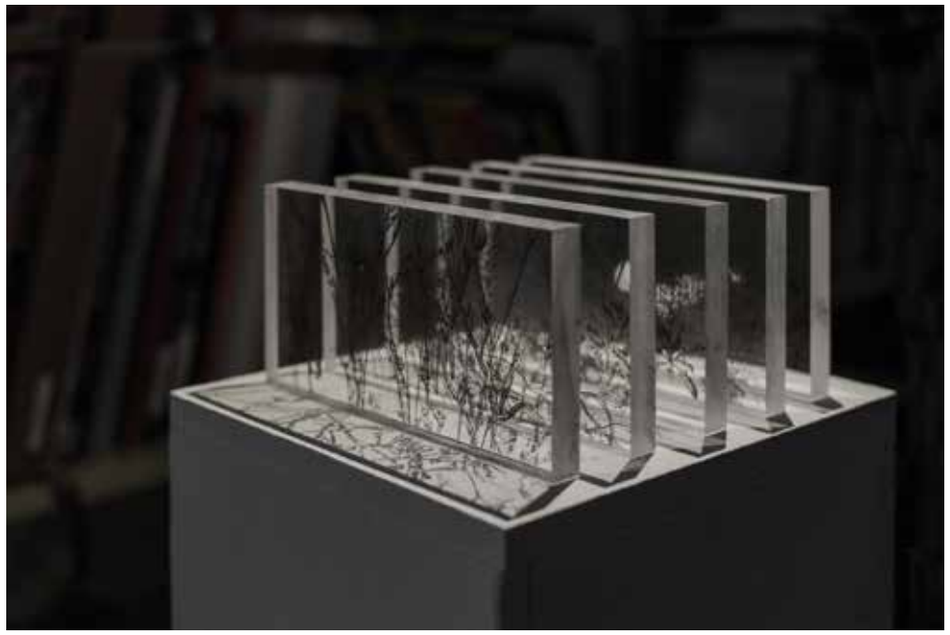
Eine solche Lücke im dichten urbanen Raum entsteht, wenn die Nutzungsdauer eines Ortes zu Ende geht. Wenn Pflanzen und andere Eroberer genug Zeit und günstige Bedingungen vorfinden, wird das Gebiet überwuchert und in einen Raum ohne offizielle Regeln und Zweck, aber voller Potenzial verwandelt – abseits von kontrollierten und durchgestalteten städtischen Räumen.

Man kann eine *Gstettn* nicht als wilde Natur bezeichnen, denn sie wächst auf Gebieten, die ursprünglich von Menschenhand kontrolliert wurden. Sie folgt den menschlichen Spuren mit einer Flora und Fauna, welche die Eigenschaft besitzt, sich an diese speziellen Bedingungen anzupassen und somit die Gegend langsam erobert.

Die überlagerten Schichten mit botanischen Darstellungen im Schnitt geben einen genaueren Einblick in die sonst schwer erfassbare Überwucherung einer Brache durch wild wachsende Pflanzen, welche die besondere Eigenschaft haben, sich einem Ort und seinen Bedingungen anzupassen. Die mehrjährigen Pflanzen nähern sich auf unterschiedliche Art und Weise in an die sie umgebende Brache an. Von kleinen Sämlingen und winzigen Pflanzen bis hin zum überwuchernden Gestrüpp werden die zeitlichen Strukturen der *Gstettn* dargestellt.



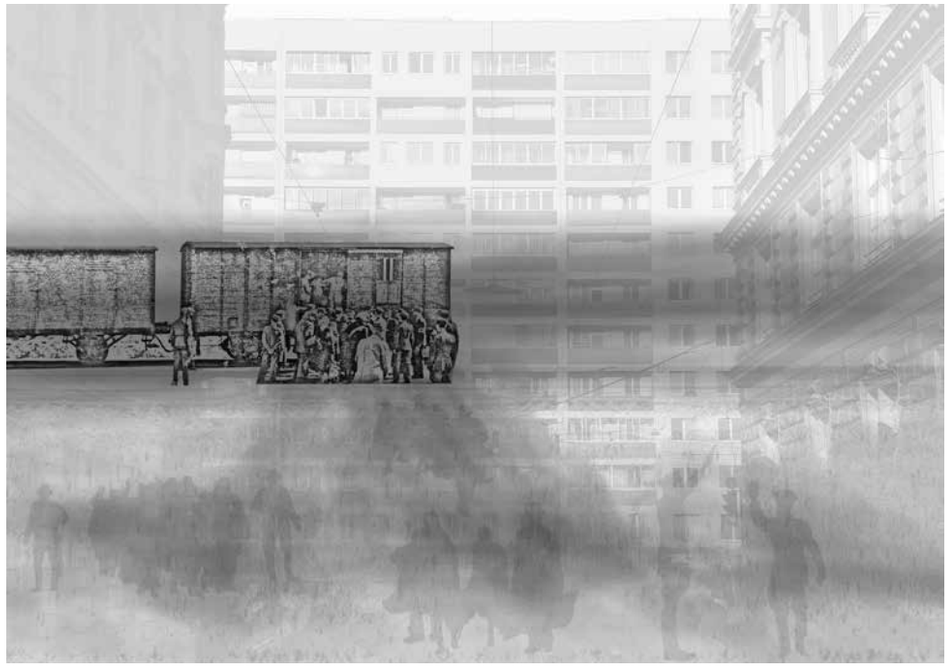




Palimpseste gelebter Orte

Ausgewählte projektrelevante Orte werden als gerahmte Erinnerungsbilder der überlagerten subjektiven Realitäten von Geschichte dargestellt. Das Palimsest unterschiedlicher Ereignisse und Aktivitäten am gleichen Ort erscheint als flüchtiger Bewegungsschatten. Verschiedene Zeiten und Wirklichkeiten treffen auf einer Bildebene aufeinander.







Simulacrum

Ein Simulacrum ist keine Kopie, sondern eine Imitation, welche die Bedeutung des ursprünglichen Objekts versucht wiederzugeben. Simulation beruht auf der Absenz des Realen, sie ist der Gegenpol zur Repräsentation.

Ein Teil der Gstettn wird direkt in die Ausstellung verlagert. Der überwucherte Boden mit Gestrüpp und Fundstücken aus unterschiedlichen Zeiten und Nutzungen des Nordbahnhofgeländes bildet die Kulisse für die jeweils an einem Ende des Durchgangs kritisch gegenübergestellten Video-Aufnahmen der echten und imitierten Gstettn am Nordbahnhof und im neu errichteten Rudolf-Bednar-Park.

Durch das Durchschreiten des Simulacrums erlebt man den Ort auf verschiedenen, voneinander getrennten Sinnesebenen. Das Schotterbett mitsamt seinen mehrjährigen Pflanzen, welche Erinnerungen an verschiedene Stadien der Gstettn in sich tragen, kann haptisch und visuell erlebt werden. Diese Sinneserfahrungen generieren eine simulierte Erinnerung an einen Raum, den man selbst nie betreten hat.







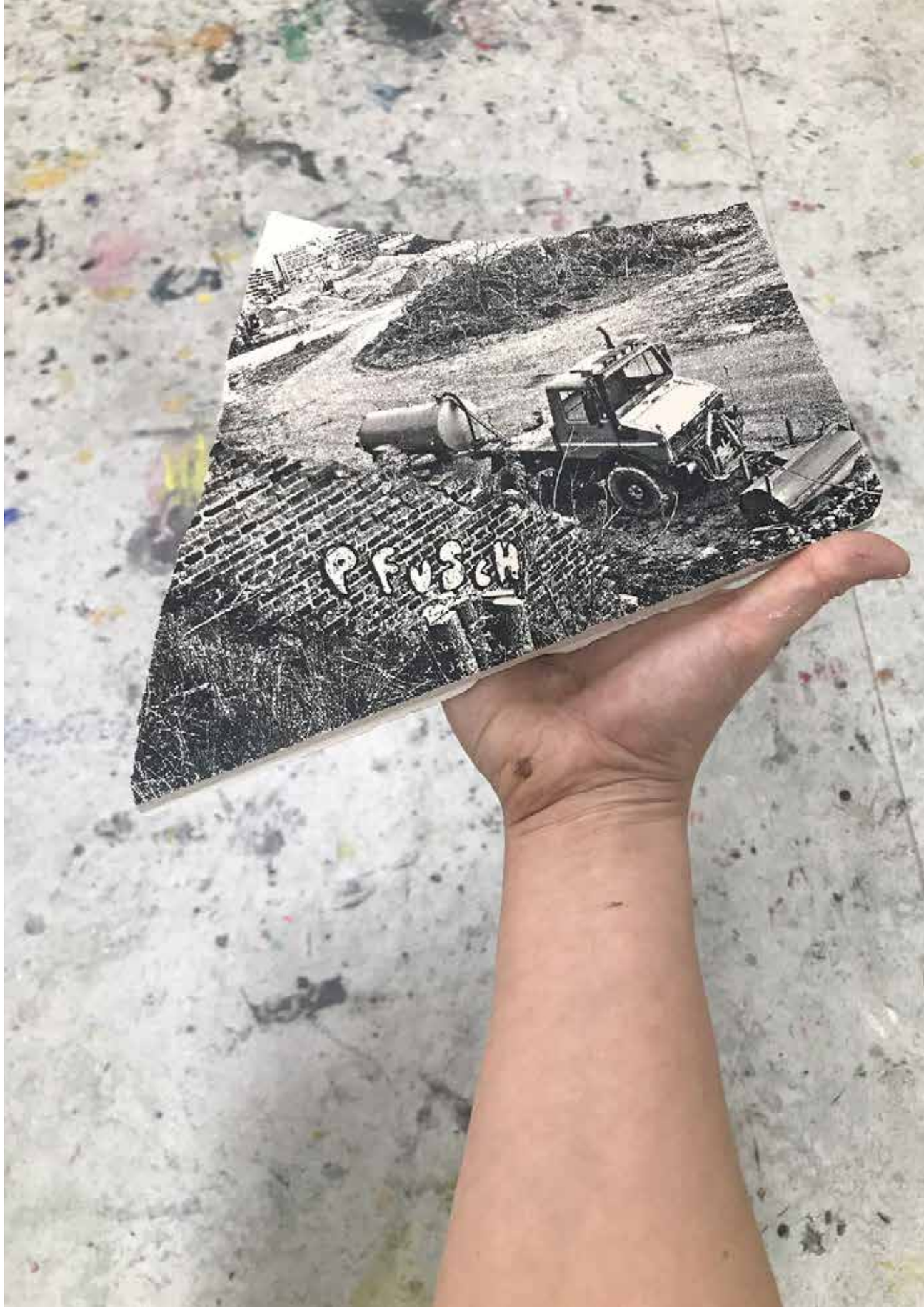

PARQUETS

Fragmente

Erinnerungsbilder werden durch *Ikonisierung* in das kollektive Gedächtnis transformiert. Ähnlich wie bei der Stilisierung in der Malerei werden auch hier Adaptionen vorgenommen, die der Wiedererkennbarkeit, der Hervorhebung der wesentlichen Merkmale und der Stärkung des Gedächtnisses dienen. Der Raum wird so zum Abbild und aus diesem Bild wird wieder ein Raum rekonstruiert.

Die mediale Speicherung von Erinnerung impliziert auch Verlust durch Überschreibung oder Zerstörung. Verschiedene Fragmente unterschiedlicher Eindrücke und Erinnerungen werden wieder zu einem neuen, klaren Bild zusammengefügt. Die Übertragung von Erinnerung und Wahrnehmung wird in der Sprache durch körperlich-mechanische Begriffe übersetzt. Eindruck und Ausdruck, einschneidende und einprägende Erinnerungen sind Begriffe, die das Speichern und Verwahren von Erinnerungen durch den Menschen als Medium beschreiben.

Gips ist ein fragiles und brüchiges Material, das in der Archäologie oft für das Abnehmen von Abdrücken oder Abgießen von Formen verwendet wird. Als Medium übernimmt es als Negativ detailgetreu die Form des Originals, wird dadurch zum Abbild von diesem. Gips ist als Metapher der Flüchtigkeit und Unvollständigkeit von Erinnerungen zu betrachten. Über den Abdruck verschiedener Erinnerungsbilder und ihrer Bruchstücke werden Stücke des kollektiven Gedächtnisses festgehalten.





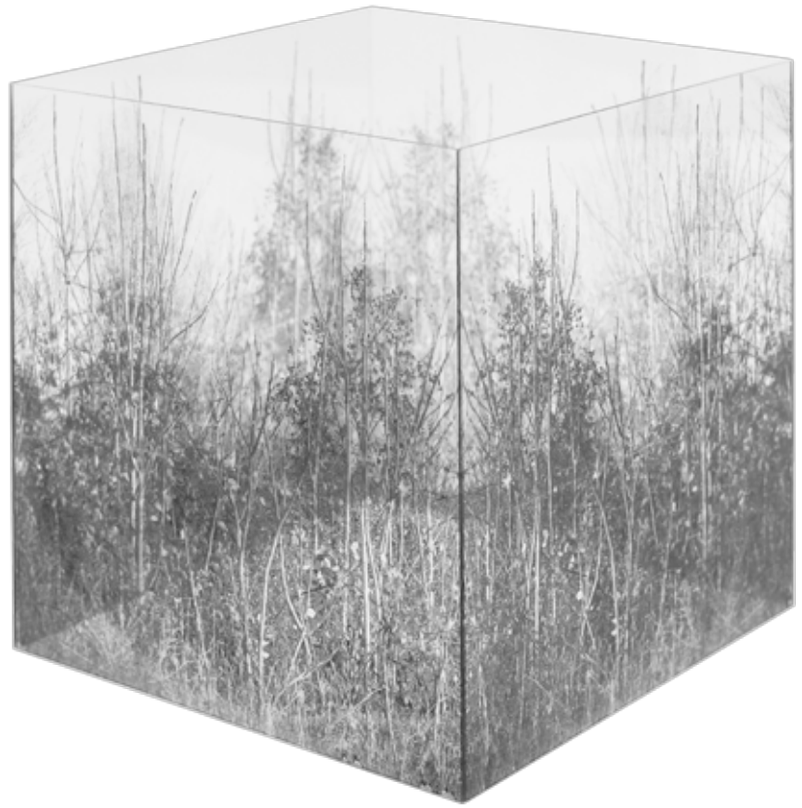




Raumproduktion

Soziale Raumproduktion entsteht durch die Interaktion zwischen Menschen und Raum durch Wahrnehmung und Aneignung mit allen menschlichen Sinnen. Der physische Raum wird zum Handlungsrahmen, der Raum selbst wird sozial konstruiert.

Der Kubus ist ein Symbol für den durch den Menschen hergestellten Raum und wird zur Vervielfältigungs- und Projektionsfläche. Durch Spiegelung und Multiplikation von ein und demselben Foto eines speziellen Ortes des Nordbahnhof-Geländes auf den transparenten Seitenflächen der Kuben entstehen mehrfache Überlagerungen von Projektionen und Verzerrungen.









Samengedächtnis

Pflanzen passen sich jedes Jahr erneut an ihre Umgebung und Umstände an. Sie speichern die Informationen Ihrer Lebensumstände in ihrem Saatgut und passen sich so Jahr für Jahr stärker an Ihren Standort an.

Bei diesen Pflanzen wurde die Erinnerung praktisch modifiziert: Es handelt sich um mehrjährige Pflanzen, die den Nordbahnhof über längere Zeit bewohnt haben. Sie wurden 2019 in die Akademie in das Diplomzimmer übersiedelt. Sie haben neben Diplomand_innen gelebt, die neben Ihnen ihre Projekte entwickeln und sind Teil der Arbeit geworden. Für die Präsentation des Projektes wurden sie Akteur_innen des Simulacrums der Gstettn, welche ihre ursprüngliche Heimat war.

Würden diese Pflanzen nun Samenstände entwickeln, könnten sie diverse Informationen des Projekts in ihrem Saatgut speichern. Pflanzen, die sich aus diesem Saatgut entwickeln, könnten sich an ihre neue Umgebung, den Ausstellungsraum der Bibliothek, anpassen.



Buchproduktion

Die massive Papierschneidemaschine als Rahmen der Buchpräsentation soll die analoge Produktion des hochwertigen Künstler_innenbuchs darstellen. Jedes einzelne Buch als analoges Archiv ist durch seine handwerkliche Fertigung ein Einzelstück. Aus der Schneidemaschine „fliegt“ es regelrecht in den Ausstellungsraum. Diverse andere Werkzeuge, welche im Buchbindeprozess verwendet werden, zeigen sich neben Entwurfsstadien und Einzelteilen, sowie dem fertigen Buch, das zum Blättern einlädt.

Anstatt einer klassisch linearen Struktur wurden hier durch thematische Schwerpunktsetzungen mit jeweils dazugehörigen Abschnitten aus Geschichte, Theorie, persönlichen Erinnerungseinträgen und Kommentaren Kapitel geschrieben, welche der konzeptionellen Annäherung zur Thematik und Ausstellungsproduktion entsprechen. Der umfassende Einblick in die Buchproduktion soll deutlich machen, welchen großen Stellenwert die Forschungsarbeit und das Buch als analoger Speicher im Projekt haben.









Methoden

Geschichte und Erinnerungen haben einen narrativen Charakter. Sie werden immer aus der Gegenwart heraus interpretiert, wiederholt und neu aufgerufen. Unsere Erinnerungen sind Konstrukte aus Realität, Fiktion und Imagination. Mit Projektionen schaffen wir Erinnerungsräume, in welchen Geschichte nicht erzählt, sondern aktiv mitgestaltet wird. Wir schaffen somit unsere persönlichen und kollektiven Archive der Erinnerung.

Fotografie, Serigrafie, Film und Zeichnung sind bewusst als Medien für dieses Projekt gewählt worden. Sie zielen auf eine fokussierte Darstellung spezifischer Aufzeichnungen von Erinnerungen. Die entstehenden Bilder sind Produkte einer seriellen Verzerrung und Entzerrung, die mit unterschiedlichen Techniken bearbeitet werden.

Durch die Massenvervielfältigung wurde die Fotografie im 20. Jahrhundert zum Medium des kollektiven Bildgedächtnisses. Durch ihre schnelle Reproduzierbarkeit ersetzte sie in den Zeitungen die Illustration als unmittelbare Darstellungsform aktueller Ereignisse. Heute ist die das Medium erster Wahl, um die unmittelbare Bezeugung persönlicher Momente gegenwärtig über soziale Medien zu verbreiten. Die Fotografie ist nicht mehr als Zeuge vormals Geschehenem zu betrachten, sondern unmittelbare mediale Umsetzung des eigenen Handelns im Raum.

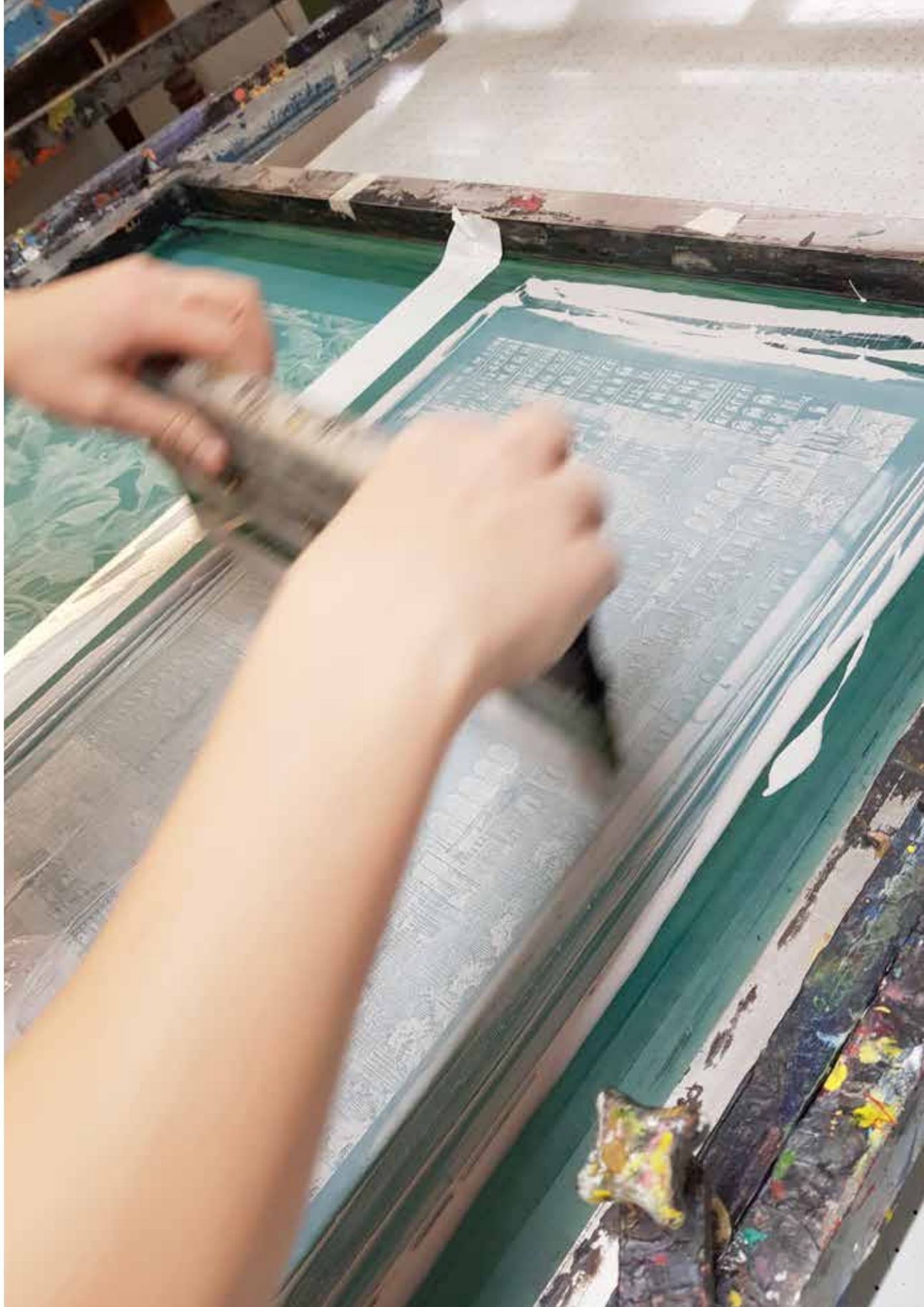
Die Projektion als Metapher von der Psychoanalyse bis hin zum Film ist ein Begriff, der stets mit der Neuzusammensetzung einer Wirklichkeit verbunden ist. Sie macht Wahrnehmung und Interpretation sichtbar, vermittelt und präsentiert eine neue Wirklichkeit. In der Optik bedeutet sie eine Veränderung der Brennweite, Verzerrung oder Lichtbrechung. Es werden Abweichungen von Abbildungen generiert und auf ein neues Medium übertragen, vervielfältigt und weitergegeben. Projektionen können als Praxis einer subjektiv gefilterten Interpretation einer objektiven Darstellung gesehen werden.



Siebdruck ist eine manuelle Reproduktionstechnik, welche mit Licht und fotografischer Chemie auf vielen verschiedenen Oberflächen arbeitet. Jede Kopie unterscheidet sich geringfügig vom Original. Die Bilder werden in eine Schablone modifiziert, die sich als Übertragungsmedium in die Maschen des Siebes einfügt. In der Geschichte ist der Siebdruck die vierte Drucktechnik nach Tiefdruck, Hochdruck und Offsetdruck.

Die analogen Bildreproduktionsmethoden beziehen sich auf die physische Erzeugung von Erinnerungsbildern durch Reize und Wahrnehmung. Das Bild ist ein Artefakt der visuellen Wahrnehmung, das Bildgedächtnis eine Interpretation von Reizen und kulturellen Codes.

Es bedarf immer einer besonderen Auseinandersetzung mit einem kulturellen Artefakt, bevor dieses ins kulturelle oder soziale Gedächtnis aufgenommen wird. Die Auswahlprozesse sind entscheidend für das Erinnern oder Vergessen von identitätsstiftenden Erinnerungen, welche eine gesellschaftliche Bedeutung haben. Eine längere multisensorische körperliche Auseinandersetzung passiert durch die analoge Produktion von Medien, durch welche jede Kopie zu einem Einzelstück wird.



ANHANG

Der Brand der Nordbahnhalle im November 2019 wurde zum Anstoß, das alte Bahnhofsgelände und seine Erinnerung zu erforschen. Die transkribierten Beiträge aus den Radio dérive-Sondersendungen zum Thema Nordbahnhalle fassen wichtige Aussagen diverser Akteur_innen mit persönlichem Bezug und unterschiedlichem Zugang zum Gebiet zusammen.

SOS NORDBAHNHALLE #BRENNT

Radio dérive: Pressekonferenz in der Nordbahnhalle vom 27.6.2019
Erstausstrahlung: 3. Dezember 2019, eigene Transkription.

Die Aussagen der verschiedenen Mitwirkenden rund um die Nordbahnhalle stellen einen Überblick über die Geschehnisse zwischen 2016 und 2019 dar. Die Halle wurde innerhalb von 2 Semestern im Rahmen des *design.build*-Studios von Peter Fattinger mit Studierenden zu einer Mehrzweckhalle für Veranstaltungen, Gastronomie, Co-Workings-Spaces und Workshops adaptiert. Das *design.build*-Studio ist seit dem Jahr 2000 als 1:1 Bauprojekt ein Teil des Instituts für Wohnbau und Entwerfen an der TU Wien.[1]

Ursprüngliche Idee der Adaptierung war eine Zwischennutzung mit dem Schwerpunkt, die Halle als Informationszentrum mit wissenschaftlicher Unterstützung für das Stadtentwicklungsgebiet Nordbahnhof zu entwickeln. Das Projekt wuchs über sich heraus. In der Nordbahnhalle fanden innerhalb von zwei Jahren 521 Veranstaltungen statt, es wurden insgesamt 200.000 Besucher_innen gezählt.[2]

Peter Fattinger, Leiter des design.build-Studios, TU Wien
Ja, ursprünglich war das Projekt Nordbahnhalle als Zwischennutzung angelegt und hat aber so die Möglichkeit geboten, experimentell aufzuzeigen, wie mit sehr bescheidenen Mitteln, aber mit umso mehr Engagement hier ein offener Ort des Austauschs geschaffen werden kann. Wie schon erwähnt worden ist, vor rund zweieinhalb Jahren haben sich hier noch die Konservendosen bis zu Decke gestapelt. Über mehrere Semester haben dann Studierende des *design build*-Studios eine räumliche Adaption dieser Halle entwickelt und auch eigenhändig gebaut. In diesen zweieinhalb Jahren hat sich diese ehemalige Lagerhalle dann auch sukzessive zum experimentellen, niederschwelligen, aneignungsoffenen und vor allem auch nicht-kommerziellen Ort etabliert und sich mehr oder weniger sprichwörtlich auch in diese Nachbarschaft, in dieses Stadtentwicklungsgebiet eingeschrieben und ist eigentlich nicht mehr wegzudenken. Ja, nun aber hat sich gezeigt wie ein Raum wie dieser an einem Ort wie diesem eigentlich wunderbar funktioniert und auch über die Nachbarschaft hinaus sehr nachgefragt ist. Das Experiment ist also geglückt, kann man sagen, und nun geht es darum, das gemeinsam Geschaffene und auch gelernte vor allem in eine langfristige und nachhaltige Struktur überzuführen. Damit diese Räumlichkeit auch in Zukunft für dieses stetig wachsende Stadtquartier eine Rolle spielen kann und so dann auch zu einer lebendigen und zukunftsfähigen Nachbarschaft einen Beitrag leistet. Dazu gilt es nämlich in erster Linie darum, diesen Ort zu erhalten und auch den größtmöglichen Teil der Nordbahnhalle. Teile müssen hier ja weggerissen werden aufgrund der Straßenbahnumkehrschleife des O-Wagens, der auch hier hineinführt. Andere Teile könnten aber auf jeden Fall bestehen bleiben und sind keinerlei Entwicklung irgendwie im Wege. Dann gibt es auch etwas, was sicher auch sehr wichtig ist – den Wasserturm, der im Hof steht. Ein denkmalgeschütztes Objekt stellt in Zusammenspiel mit der Nordbahnhalle und dem dazwischen liegenden Hof ein großartiges Szenario, eben auch dieses identitätsstiftende Objekt dar, dass man unbedingt gemeinsam denken muss und wo dann in dem räumlichen Zusammenspiel auch ein irrsinniges Potential steckt. Und wenn der dann vielseitig genutzt werden kann, wenn es dann zusätzlich noch eine Halle gibt, die diese Flächen dann auch noch anbietet. Es gibt dann immer auch Tendenzen, die behaupten, die Halle steht dieser Freien Mitte, dieser Stadtwildnis im Wege. Ich sehe das eher so das ist eins, über die Merkmale hinaus ist das auch dieser Stadtwildnis eingeschrieben. Man darf dass auf keinen Fall als Konkurrenz sehen, sondern aus Zusammenspiel, und, dass die Nordbahnhalle eigentlich auch einfach als überdachte, witterungsgeschützte Teilfläche Teil dieser freien Mitte, dieser Stadtwildnis gesehen werden soll und da eben keine Konkurrenz entstehen soll. Wesentlich ist dann auch, dass wenn die Halle stehen bleiben kann, ist dass man sich darum kümmert, dass man sämtliche Adaptierungen irgendwie diesem Ort, dieser Patina des Ortes und dieser Raumsubstanz gerecht wird, also dass das jetzt nicht übersaniert oder zu Tode saniert wird. Und da werden auch immer diese zwei Extreme gegeneinander ausgespielt: Das eine ist, das muss abgerissen werden, das Ganze ist ja nicht wirtschaftlich und das andere ist, das muss jetzt nach OEB-Richtlinien

1 design.build-Website: Über uns. www.design-build.at/beruns.html
2 Wiener Zeitung - Online-Ausgabe: Nordbahnhalle: Zwischennutzung, die bleiben will. 27.6.2019. https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/politik/wien/2015923-Zwischennutzung-die-bleiben-will.html

komplett alles top saniert und auf höchstes Niveau gesetzt werden. Beides wäre einfach eine Katastrophe und ich glaube man muss da einen vernünftigen Mittelweg einschlagen, wo man mit geringem Material- und Mitteleinsatz maximale Nutzbarkeit für die Zukunft gewährleistet.

Leo Kalab, Team Nordbahnhalle
Wir hatten Veranstaltungen hier, die waren eigeninitiiert, wir sehr viele Veranstaltung hier von externen Akteuren und es besteht einfach ein sehr großes Interesse an der Nordbahnhalle. In den letzten beiden Jahren hatten wir 521 Veranstaltungen hier und es besuchten mehr als 200.000 Personen die Nordbahnhalle. Und die Nachfrage steigt! Wir befinden uns hier in einem Stadtteilentwicklungsgebiet, in dem Millionen verschoben und Millionen verdient werden. Und, um ein Beispiel zu nennen: Eine Wohnung in diesem Gebiet mit 95 m^2 war gestern auf einer Immobilienseite für 605.000 Euro angeboten. Und da kann ich mir nicht vorstellen, dass für ein Projekt wie dieses kein Geld zustande kommen kann!

Mariana Gutierrez Castro, Team Nordbahnhalle
Wir durften miterleben, wie sich die Nordbahnhalle zu einem einzigartigen und lebendigen Ort entwickelte. Wir waren Teil der täglich stattfinden Veranstaltungen – ob informell, öffentlich, privat. Wir wollen darauf hinweisen, dass dieses Ensemble von Nordbahnhalle, Wasserturm, Gstettn und Hof einfach nicht mehr wegzudenken ist. Es hat sich zu einem Ort entwickelt, der dieses Viertel geprägt hat und auch inzwischen in Wien bekannt geworden ist, und sich einfach in die Herzen vieler Besucher_innen eingebrannt hat.

Alexander Zöhrer, Architekt und Nutzer der Nordbahnhalle
Ich denke, das besondere hier, ist diese gelebte Offenheit auf dem ganzen Areal, was dem Ort diesen besonderen Charakter gibt. Also jeder, der hier war, hat das gespürt, wie das hier funktioniert, und ich glaube, dass hier die Gelegenheit wahrzunehmen, auf der Hand liegen würde.

Alexander Hartveld, Mitgründer RefugeesCode, Nutzer der Nordbahnhalle
Ich möchte gerne die Perspektive einer sozialen Initiative hinzufügen. Vor 2 Jahren haben wir nämlich einen neuen Raum gesucht, wir haben da 2 Semesterkurse an der TU, mit der TU durchgeführt und wir wollten zu einem Vollzeitprogramm wachsen, welches 9 Monate dauern sollte. Damals hatten wir noch keinen Raum, das wurde

dann die Nordbahnhalle, haben aber alle angeschrieben, die Bundesimmobiliengesellschaft, Unis, Bibliotheken, sogar politische Parteien, und niemand konnte uns wirklich weiterhelfen. Über einen Tipp kamen wir dann zur Nordbahnhalle. Wir sind dann vorbei gekommen und haben es uns angeschaut. Was besonders ist, ist, dass Initiativen die wachsen Flexibilität brauchen, der in einem Raum wie hier vorhanden ist. Wir hatten hier das Gefühl, dass sich die Umgebung mit uns mitentwickelte. Und das war eine sehr inspirierende Erfahrung, auch für die Initiative, um Teil von einem solchen Ökosystem zu werden.

Cornelia Spiola, Nachbarin und Besucherin der Nordbahnhalle
Ich wohne seit über 5 Jahren mit meiner Familie hier am Nordbahnhof und ich habe die Entwicklung dieser Halle von der Lagerhalle hin zu einem vielseitigen Veranstaltungsort und Treffpunkt für uns Anrainer_innen hautnah miterlebt. Zum ersten Mal war ich in der Halle drinnen vor ungefähr eben 5 Jahren und da war sie noch vollgestopft mit Konserven bis unters Dach, aber ich war damals schon fasziniert von diesem Ambiente und diesem Flair. Und ich habe mir damals schon die Frage gestellt, ob man da nicht was machen könnte, um sie zu erhalten. Ich bin auch Mitbetreiberin der Bio-Greislerei Salon am Park hier am Nordbahnhof und dadurch bin ich mit sehr vielen Nachbarinnen und Nachbarn im Gespräch und dadurch weiß ich, dass die Halle identitätsstiftend geworden ist für uns Bewohner_innen hier. Wir nützen die Halle für unterschiedlichstes. Das ist unser Treffpunkt, wir besuchen die Veranstaltungen die hier angeboten werden, mit Kindern, ohne Kinder hier am Abend, ich besuche zum Beispiel einen Imkerkurs hier, es gibt ja auch Bienenstöcke hinten. Mein Nachbar hat sein Tiny Home hier gebaut. Also für Unterschiedlichstes wurde die Nordbahnhalle hier genutzt und auch geschätzt. Sie wertet das Grätzl auf! Sie müssen sich denken, wir sind hier in einem Neubaugebiet, es wird so viel gebaut - noch immer - es kommen Wohnungen, Büros, Geschäfte 20.000 Menschen werden wir hier leben, wie wir schon gehört haben, und ich sage, wir brauchen so einen Ort. Wir brauchen diesen Platz, wir brauchen Flair, Charme und Ambiente. Und wir brauchen auch die Möglichkeiten, die so ein Ort bietet inklusive der nicht-kommerziellen – wir brauchen die Nordbahnhalle!

Michael Obrist, Prof. für Wohnbau und Entwerfen, TU Wien
Also andere Städte würden sich darum reißen, solche Räume a) produzieren zu können. Es braucht sehr lange bis überhaupt solche dynamischen Prozesse überhaupt Fuß fassen. Hier ist es bereits passiert und es wäre natürlich ein Wahnsinn, in einem

Moment, in dem Wien wieder eine Art Laboratorium wird, also für neue Lebensformen, für neue Produktionsprozesse, für eine andere Form Stadt zu denken, und, indem ein neuen Zuzug von neuen Akteuren diese Stadt bereichert, und in dieser Wechselwirkung zwischen Neubaugebieten und prozessorientierten Raumentwicklungen, glaube ich, ist die Nordbahnhalle wirklich eines dieser Pionierprojekte, das bewiesen hat, dass sie funktioniert, und wo andere Städte wie z.B. Berlin, wo die eine Haube drüber stülpen würden, um zu zeigen „genau das brauchen wir" – um genau diese Stadt, die wir rundherum entwickeln wollen überhaupt erst zu dem zu machen, was die Leute, die ihre Lebensweisen, die sich sozusagen neu einschreiben wollen, überhaupt brauchen. Und ich würde dringend praktisch jedem raten, solche Prozesse, solche wachsenden dynamischen Prozesse, weiter wachsen zu lassen und nicht zu stutzen.

Claudia Bosse, Künstlerin, Theatercombinat und Initiative Wiener Perspektive
Die Nordbahnhalle ist ein experimenteller Raum, der die Potentiale bietet, einerseits lokale Verankerung zu haben, Gemeingut zu sein, und gleichzeitig ein sehr konkreter Praxisraum für ästhetische und kulturelle Produktion zu sein. Das heißt, den Rahmen zu bieten, sich mit dem direkten Umfeld künstlerisch auseinander zu setzen und in diesen anderen Vorgängen der Kunst wiederum, Dinge zurück zu informieren in diese Stadtentwicklungsgebiete. Zum anderen ist dieser Ort eine Ressource und auch ein Nukleus für diese neue Stadtentwicklung die hier entstehen soll. Und ich würde dafür plädieren und in mir auch die Wiener Perspektive, dass zu dieser wilden Mitte auch die Nordbahnhalle als eine Art Gedächtnis oder als Potential eines Prozesses miterhalten wird. Vielleicht auch ein Exempel sind für einen anderen Austausch von Wissen, von Generationen und von anderen Ökonomien. Wir sind auch generell als Künstler_innen dagegen, weil wir eigentlich häufig ja Teil sind von Zwischennutzungskonzepten. Einerseits müssen wir einwilligen, um die temporäre Nutzung und die Auseinandersetzung mit Stadtrealen, andererseits gibt es bestimmten Modelle die auch Zukunftsmodelle sein könnten für Nachnutzungskonzepte, wo genau diese Zwischennutzung nicht nur eine Aufwertung eines Areals ist, sondern, wo Expertisen und Praxen zusammenlaufen, eben als Prozess. Und es ist hier ideal gegeben, wo eine Nachnutzung entwickelt werden kann, die wiederum eine Erinnerung und ein Labor werden kann, was man vielleicht zukünftig als öffentlichen Stadtraum begreifen und wie da lokale Praxen mit Kunstpraxen und anderen Praxen zusammenlaufen können.

Alisa Beck, IG Kultur Wien und Initiative ARGE Räume
Als IG Kultur Wien verstehen wir Kunst- und Kulturschaffende im Zusammenhang mit politischen und sozialen Kontexten als Grundversorgung und Basisarbeit für eine lebendige, diverse und wachsende Stadt. Und mit diesem Gedanken im Kopf bietet sich einfach gerade hier und jetzt in der Nordbahnhalle die große Chance, eine wirklich reale Grundlage für dezentrale Stadt- und Kulturarbeit zu schaffen. Und das heißt dann, Modell für ein zukünftiges Stadtteilzentrum zu entwickeln und dann auch wirklich umzusetzen, in dem Kultur, Nachbarschaft und Soziales und auch wirklich zusammen gedacht werden. Ausgehend von unserer Arbeit zu den Themen Leerstand und Raumpolitik in den letzten Jahren und auch im ständigen Austausch mit Mitgliedern und auch mit aktiven Initiativen wie z.B. ARGE Räume zu den Themen Raumsuche, Raumbetreiben und Bedingungen für Kulturschaffen, möchte ich noch zwei, drei Punkte unterstreichen, die dann auch in den Forderungen vorkommen: Das eine ist wirklich die Notwendigkeit für rechtliche Rahmenbedingungen, um sicherzustellen, dass gemeinnützige Strukturen wirklich verankert werden und auch langfristiges Arbeiten abgesichert ist. Das zweite ist die Dringlichkeit von ressortübergreifendem Handeln von Seiten der Stadt, also, wie angesprochen, von Stadtentwicklung, von der Kultur und vom Wohnbau. Und das dritte, die große Chance zu nutzen, dieses gewachsene und fundierte Wissen, von dem wir zuvor schon gehört haben, von Akteuren und Expert_innen vor Ort, im Bezirk aber auch einfach aus der Stadt, also da ist so viel Expertise da - Solche Prozesse, Stadtentwicklungen, Raumentwicklungsprozesse zu begleiten, das wirklich zu nutzen!

Elke Rauth, dérive – Stadtforschung und Leiterin urbanize! Festival
Es hat sehr viele Gespräche gegeben, sehr viele Versuche, über den Erhalt der Halle auch mit der Politik in Verhandlung zu treten. Es hat sehr viele positive Signale gegeben, aber es gibt nach wie vor eigentlich kein Bekenntnis, dass die Halle erhalten bleiben kann.

SOS NORDBAHNHALLE - 820 TAGE UND WIE WEITER?

Radio dérive:
Eine Diskussion über Vergangenheit und möglicher Zukunft der Nordbahnhalle in Wien.
Erstausstrahlung 2. Juli 2019

Christian Peer, TU Wien
Also ich bin Bewohner im Nordbahnviertel und zufällig eben auch Mitarbeiter an der Fakultät für Architektur und Raumplanung. So ist mir auch direkt vor der Haustür aufgefallen, dass hier immer dichter gebaut wird und, dass eigentlich der Wohnbau dominiert und, dass andere Qualitäten und Funktionen in diesem Stadtteil immer weiter zurückgedrängt werden. Was wir gemacht haben, ist, wir haben alle, also viele relevante Akteure angesprochen, ob sie mitmachen, und zwar das Bauteilkonsortium, die Masterplaner für den Stadtteil und spannende Innovationsakteure Wie Miriam Mischenthal im *Grätzl.at*, die hier eben insbesondere Klein- und Kleinstunternehmer fördern möchten und genau da sehen wir eben auch einen Schwachpunkt in der Entwicklung, dass vor Allem Großakteure Förderungen erhalten. Also einerseits haben wir den stark unterstützten Wohnbau und alles, was nicht Wohnen ist, ist dann eher auch von Großstrukturen dominiert. Man braucht sich nur den Bank Austria Campus anschauen im Nordbahnviertel. Also uns ging es um die soziale Innovation in diesem Prozess. Uns ging es darum, hier gemeinsam über Stadtentwicklung nachzudenken. Ich freue mich sehr, dass wir heute wieder so viele sind, dass die Halle wieder einmal ganz wunderbar genau diesen Zweck erfüllt, für den wir sie gemacht haben. Die Halle war ja vorher nur ein Lebensmittellager, es sind Gurkerl herumgestanden. Die Nordbahnhalle ist nur einer von fünf Bausteinen des Projekts Mischung Nordbahnhof. Wir experimentieren auf vielen unterschiedlichen Ebenen zu dieser Thematik Gesmischte Stadt.

Peter Fattinger, TU Wien
In Summe ist drei Semester lang mit verschiedenen Gruppen Studierender an diesem Projekt gearbeitet worden. Die Studierenden haben dieses Projekt von den ersten Konzepten her entwickelt. Wie kann man diese Raumressource nutzen, welche Funktionen kann man einschreiben und was braucht es dazu, räumlich, baulich? Und da war es nämlich insbesondere spannend, dass schon so viel da war, wie auch diese Palettenregalstrukturen, die wir dann versucht haben, zu integrieren. Generell war das Ansinnen, natürlich ganz viel mit dem, was schon da war, zu arbeiten und das in Wert zu setzen, zu adaptieren und mit sehr minimalen Eingriffen und auch mit einem sehr geringen Budget eigentlich die maximale Nutzbarkeit herzustellen. Für die Studierende ist das natürlich eine wahnsinnig spannende Gelegenheit, ein Projekt wirklich von der ersten Idee an zu entwickeln, bis zur Eröffnung und dann auch, konkret in diesem Fall, dann in der Bespielung involviert zu sein. Ein Kernteam, dass sich in der design. build-Phase herauskristallisiert hat, hat uns dann auch unterstützt im laufenden Betrieb der Halle und war dann dieses Team Nordbahnhalle, was auch ganz wesentlich dazu beigetragen hat, dass dieser Ort jetzt nicht räumlich zu dem geworden ist, was er ist, sondern auch inhaltlich. Diese ganzen Veranstaltungen und alles, was da passiert ist, ist sehr maßgeblich von den Studierenden vorangetrieben worden.

Mara Reinsperger, IG Nordbahnhalle
Der Alltag hier ist eigentlich ein ganz ganz schöner. Ich glaube, was diesen Ort wirklich so spannend macht, ist, dass dann ständig immer irgendetwas anderes in diesen einzelnen Räumlichkeiten passiert. Wenn man hier hereinkommt, hier ein Fußballturnier stattfindet, dann in der Halle daneben eine Lesung stattfindet und dann wieder weiter hinten wieder etwas anderes stattfindet. Das heißt, wenn man hier als Besucher auch reinkommt, dann hat man immer so dieses “Irgendwas ist immer los”. Das ist diese ganz ganz große Qualität, dass hier immer irgendetwas anderes stattfindet und, dass das auch wieder so was ganz Spannendes und Außergewöhnliches für eine Stadt eigentlich ist. Das war im Alltag eigentlich wunderschön, hier zu sein, muss ich ehrlich sagen.

Leo Kalab, IG Nordbahnhalle
Es waren sehr sehr viele Veranstaltungen, sei es jetzt von außen organisiert oder seien es Veranstaltungen, die von uns waren. Ich denke sehr viele Menschen, die heute hier sind, waren auch schon bei Veranstaltungen von uns, bei den Sommerfesten, bei den Radrennen, den Tischtennisturnieren, den Minigolfturnieren. Ich könnte ihnen noch ein paar aufzählen, aber ich glaube, es ... ihr kennt das alle. Für uns war fast jeder Tag hier einfach ein Highlight. Wir haben den Ort gelebt. Wir haben hier unser Leben verbracht in den letzten 1,5, 2, 2,5 Jahren und haben miterlebt, wie ganz viele andere Menschen hier ihr Leben verbracht haben. Wir haben gesehen, wie Leute hier geheiratet haben. Wir haben gesehen, wie Kinder das Laternenfest draußen gefeiert haben. Also das war für uns einfach der Ort, wo das Leben passiert ist. Und ich glaube, das ist das Highlight an sich und deswegen wollen wir auch, dass das weiter bestehen bleiben kann und, dass der Diskurs aufgemacht wird.

Angelika Fitz, Architekturzentrum Wien
Als wir vor 3 Jahren hier die ersten Veranstaltungen gemacht haben und als wir überhaupt die Halle gemeinsam sozusagen aufgetan haben, war es klar, dass das ein zauberhafter Ort ist und wir haben uns sehr viel versprochen von dem Ort. Dass der Ort aber so eine Eigendynamik entwickelt, weit über unsere Vorstellungen hinaus, war nicht voraussehbar und insofern kann es nicht mehr Bestätigung geben, als die Initiative zum Erhalt, die es jetzt gibt von vielen Seiten. Diese Initiative, diese Diskussion wirft auch viele Fragen auf für mich. Einmal die wichtige Grundsatzfrage, dass in Wien trotz aller Verdienste in der Stadtentwicklung, Kultur und Soziales zu kurz kommt. Und da geht es nicht nur um Räume, so wie hier. Es gibt in vielen Stadtentwicklungsgebieten Kubaturen. Also wenn man sich zum Beispiel die Gösser-Halle anschaut, auch ein wunderbarer Ort, der, sage ich jetzt einmal schnöde, eine schöne kommerzielle Eventhalle geworden ist inzwischen, der nichts mit einem Ort wie da zu tun hat. Und ich glaube, da muss man jetzt aufpassen, wenn man fragt, wie die Nordbahnhalle oder wie dieser Ort oder das, was da entstanden ist - wie man eben das nicht wegwischt - und da sind wir beim Care&Repair. Weil unser Grundgedanke war immer, mit dem, was schon da ist, und zwar mit den materiellen und immateriellen Energien und Identitäten weiterarbeiten. Was heißt das hier? Ganz wichtig ist mir, zu sagen: Es braucht Ressourcen und es braucht öffentliche Ressourcen. Wahrscheinlich aus dem Kultur- und aus dem sozialen Ressort. Kultur und Soziales können nicht unbezahlt funktionieren. Es kann nicht mehr so sein, wie vor 100 Jahren, dass von oben herab Volkshäuser initiiert werden, aber es gibt auch keinen Ersatz für die Volkshäuser. Die Frage für mich ist schon: Was ist denn das Volkshaus des 21. Jahrhunderts, das vielleicht von unten und von oben entsteht? Das aber ganz sicher nicht - und da möchte ich auch ein Bisschen warnen - durch Querfinanzierung entstehen kann. Da weiß ich zu viel von Kulturarbeit und wenn man sich so tolle Projekte wie die Brunnenpassage anschaut, so etwas würde nie über Querfinanzierung funktionieren. Das braucht ein öffentliches Bekenntnis und es braucht Geld.

Elke Rauth
Für uns ist es so, dass diese Halle in ihrer kulturellen und sozialen Funktion tatsächlich ein Teil dieser Stadtwildnis ist - also so, wie die Stadtwildnis quasi ein Naturraum ist, ein natürliches Biotop, ist diese Halle ein soziales und kulturelles Biotop, das ein Stadtteil braucht, der demnächst 20.000 Menschen haben wird, in dem weitere 20.000 Menschen, so es gelingt, Arbeit finden werden. Es ist kein Zufall, dass Künstler, Künstler_innen und auch soziale Initiativen immer in diese Räume streben.

Diese extrem großen, total nutzungsoffenen Räume, die man adaptieren kann für eine Theateraufführung wie eine Ausstellung, für eine Wissenschaftskonferenz, wie für ein Kinderfest. Hier haben Hochzeiten stattgefunden, es sind Radrennen quer durch die Halle gelegt worden. Diese Räume haben einfach ein Aneignungspotential. Insofern würde ich gerne diese Bedenken ein Bisschen ausräumen, dass, wenn die Nordbahnhalle erhalten bleibt, hier sich alles konzentriert. Das, was wir von der IG Nordbahnhalle vertreten, ist, dass jetzt das Forschungsprojekt endet, dass die Stadt diesen Raum sichert - also einfach zusichert, dass diese Halle erhalten bleibt, mit dem Wasserturm, der denkmalgeschützt ist und auf jeden Fall erhalten bleiben muss, weil wir das räumlich als extrem interessantes Ensemble sehen, auch in diesem Zusammenspiel mit dieser Freien Mitte, mit diesem Naturraum. Ich finde, da kann man über ganz vieles Nachdenken, was hier passieren könnte und genau das ist auch die zweite Forderung von der IG Nordbahnhalle, von dieser Interessensgemeinschaft aus unterschiedlichen Leuten, nämlich, dass wir wirklich eintreten, zuerst in einen partizipativen Prozess, der das auch wirklich verdient, dieses Wort, mit allen Stakeholdern. Also sowohl mit Nachbarn, als auch mit Künstler_innen, mit sozialen Initiativen, mit Anrainer_innen, mit dem Team, das bisher da war und extrem viel Wissen auf sich vereint hat. Mit den Planer_innen, die dieses Gebiet planen, um tatsächlich darüber nachzudenken, wie hier ein nicht konsumorientiertes, ein offenes Zentrum für Nachbarschaft, für Kultur und Soziales langfristig entstehen könnte. Wir leben in einer wachsenden Stadt. Wir brauchen solche Räume für unsere Gesellschaft. Wir alle sehen ein Heraufdämmern einer antidemokratischen und, um nicht zu sagen fast faschistischen Führerkultur, die sich breit macht in Europa und wir haben keine Räume mehr, an denen sich Gesellschaft treffen kann. Und die Nordbahnhalle könnte aber genau so ein Raum werden. Sie könnte ein innovativer Ort werden für Gesellschaft, Soziales und Kultur. Und ich glaube nicht, dass das erste Argument sein kann, dass wir kein Geld dafür haben. Weil irgendwann einmal müssen wir uns fragen, glaube ich, als Gesellschaft: Wofür ist Geld da, wofür übernehmen wir eigentlich die Verantwortung innerhalb einer Gesellschaft, die auseinanderdriftet, wenn wir keine öffentlichen Mittel mehr in die Hand nehmen?

Lina Streeruwitz, Studio VlayStreeruwitz
Interessant ist für uns, dass uns die Geschichte nun natürlich eingeholt hat: Wir haben den Nordbahnhof, das ganze Konzept für den Nordbahnhof so entwickelt, dass wir festgestellt haben, das ist ein Prozess, ein Prozess der passiert, der sich verselbstständigt hat und es war plötzlich diese Gstettn hier, und eigentlich konnte man das Rad der

Zeit nicht zurück drehen und wir hatten zu dem Zeitpunkt schon das Gefühl, dass es da rund um den Wasserturm auch eine große Leere braucht, und die Nordbahnhalle war absolut nicht Teil des Masterplans. Und jetzt ist sie da und jetzt stellt sie ganz viele Fragen in den Raum, und das finden wir wahnsinnig spannend, weil man über sehr viele Dinge diskutieren kann. Und ich glaube man sollte über sie mit einem offenen Ausgang diskutieren. Für uns war es ein Programm, mehr als ein Raum. Es geht glaube ich wirklich darum, dass man hier sehr gut sehen kann, was für Räume benötigt werden, wie sie funktionieren können, aber auch, unter welchen Bedingungen. Was das temporäre ermöglicht, das vielleicht im nicht-temporären schwieriger wird und mir ist natürlich als Stadtplanerin ganz wichtig, dass die Neubaugebiete auch etwas können. Ich finde es gefährlich oder schade, wenn man sagt, dass da draußen ist eh alles nur Müll und Investorenarchitektur, was de facto nicht der Fall ist. Wir haben ein sehr innovatives städtebauliches Projekt rund um einen ganz neuen Freiraumansatz, wir haben engagierte Beteiligte, wir haben einen Qualitätssicherungsbeirat – das sind alles Dinge die nicht selbstverständlich sind, und man kann von diesem neuen Stadtteil schon etwas verlangen. Also man muss nicht sagen, es gibt da in der Mitte diese Halle, die macht alles was gut ist und draußen rund herum ist nur Kommerz – das fände ich wichtig. Als Architektin würde ich mir wünschen, dass die Neubauten das können, was die Nordbahnhalle kann. Und das kann natürlich Architektur nie alleine, dass kann sie nur in Organisationsformen, mit Unterstützung, auf einer breiten Basis, auf einer demokratischen Basis und darüber nachzudenken das hat die Nordbahnhalle sicher ganz extrem ausgelöst und das ist sehr schön so.

Peter Rippl, IG Lebenswerter Nordbahnhof

Ich habe mehrere Rollen in der Nordbahnhalle gehabt. Ich bin zum einen Macher. Wir haben in der Nordbahnhalle auch einen Raum gemietet, wo wir in den letzten 3 Jahren gemeinsam mit vielen anderen Leuten ein Projekt entwickelt haben. Meine Hauptrolle am Nordbahnhof, neben Bewohner und Familienvater, ist, ich bin Teil der Gruppe *IG Lebenswerter Nordbahnhof*. Wir haben 2011 begonnen, uns mit diesem Gelände auseinander zu setzen und haben dann die Gstettn für uns entdeckt, haben so die ersten Zeichnungen gemacht, was hier um den Wasserturm herum entstehen kann. Man muss sich das hier so vorstellen, dass im Leitbild diese Fläche hier nicht existiert hat, dass immer nur von einem kleinen Pavillon die Rede war. Es war also immer die Frage, was macht man dann damit? Und das, was wir als Bewohner hier schon erkannt haben, ist, dass es zwar viele Wohnungen gibt, aber, dass es keine Räume gibt, wo man sich aufhalten kann. Es gibt wenige Sozialräume, es gibt auch wenig

Geschäfte, es gibt wenig Lokale, es dominiert natürlich der Wohnbau. Und was hier an diesem Ort so schön gelungen ist, ist, dass man einen Spirit, einen Geist, dass man vielleicht einen schönen einmaligen Ort schafft. Uns war auch immer bewusst, auch mit der Auseinandersetzung, auch mit der Stadtentwicklung, dass es notwendig ist, die Funktionen, die hier entstehen, in das Quartier nachher auch wieder hinaus zu tragen. Im Moment ist es so, dass es hier von einer ursprünglichen Nicht-Wohnnutzung - das beinhaltet auch Kultur- und Sozialräume neben Gewerbe und Geschäften - man von 20% auf ungefähr 9% heruntergegangen ist, möglicherweise noch weiter runter kommt. Das heißt, das Gebiet läuft schon Gefahr, hier zu einer reinen Wohnsiedlung zu werden. Deswegen sehen wir das auch ein bisschen skeptisch. Versuche, hier Nutzungen auf einen Ort zu konzentrieren und das Gesamtgebiet außer Acht zu lassen. Man darf nicht vergessen, man ist hier eingebettet in ein Umfeld, mit dem Alliiertenviertel, mit der Innstraße, wo sich die Leute schon erwarten, dass es in unmittelbarer Umgebung Räume gibt, die sie nutzen können. Und die Frage ist natürlich, wie geht man damit um, wie bringt man es zusammen, dass Kulturnutzungen, Sozialnutzungen, in den Neubau hinein kommen. Einen Ort wie die Nordbahnhalle gibt es nicht in jedem Stadtentwicklungsgebiet, aber in jedem Stadtentwicklungsgebiet wird gebaut. Und diese Frage, wie man hier mit Kulturnutzungen umgeht, die wird es immer geben.

Gerd Erhartt, querkraft Architekten

Ich finde es wirklich beeindruckend, was hier entstanden ist. Und mir sind ein paar Punkte aufgefallen: Einerseits wird hier ein Gegensatz aufgebaut. Also wenn die Nordbahnhalle besteht, dann krepieren die Nutzungen im Neubauviertel. Also das kann ich nicht nachvollziehen. Wir sind eine Millionenstadt. Es muss doch möglich sein, so ein Biotop zu erhalten. Es kann doch nicht sein, dass mit dem Erhalt dieses sozial-kulturellen Projektes, das hier eine Identität geschaffen hat, dass damit Nutzungen im Neubau sterben. Das ist für mich nicht nachvollziehbar. Und jedes Neubaugebiet dürstet nach Identität. Wie schaffen wir das? Und jetzt haben wir hier etwas geschaffen – tschuldigung, nicht wir – ihr habt's was geschaffen, ja – mit dem Bestand, der da ist, der dem Raum wirklich schon eine Identität gegeben hat. Und ich sehe da eine unglaubliche Synergie, es ist eh schon gesagt worden – von der Naturwildnis und der Stadtwildnis, das ist ein Biotop, das sich gegenseitig ergänzt. Und ich fände das entsetzlich schade, wenn man das nicht nutzt, und wenn man das Potential nicht überführt. Das ist eine vergebene Chance, die wir in anderen Stadtentwicklungsgebieten überhaupt nicht haben. Hier hätten wir sie! Wir können uns nicht kulturell immer nur zurückwenden, 100, 200 Jahre und wir machen nichts für die Kultur jetzt!

Irmgard Allmer, IG Kultur Wien
Eine der Grundproblematiken, die wir gemerkt haben ist, dass nicht ressortübergreifend gearbeitet und gedacht wird. Es braucht den politischen Willen zu einem Paradigmenwechsel. Kultur ist nicht Event und Marketing - ja - sondern ein ganz wesentlicher Teil unserer Existenz. Und die Politik ist gut daran geraten, das endlich ernst zu nehmen und übergreifend sich ressortübergreifend zu vernetzen und zusammen zu arbeiten. Ich möchte auch davor warnen, Kulturraum gegen Grünraum auszuspielen. Ich halte das für eine ganz schwierige Diskussion und soweit ich das in Erinnerung habe – den Prozess habe ich so lange nicht begleitet – ist diese Mitte auch erkämpft worden. Und deswegen sitzen wir heute auch hier und deswegen werden wir hier auch weiter kämpfen, dass diese Halle erhalten bleibt als Symbol dafür, dass der Stadt viel mehr freie, konsumfreie Räume braucht. Davon gibt es viel zu wenig. Und es gibt auch keinen politischen Willen dafür, das zu unterstützen. Das gibt es nicht umsonst, das kostet Geld, viele Leute engagieren sich ehrenamtlich sowieso dazu, aber es braucht einfach die Rahmenbedingungen dafür. Das ist mein Appell an Rot und Grün bitte zu tun.

Peter Kraus, Planungssprecher Wien - die Grünen
Ich habe ja die Nordbahnhalle ehrlich gesagt zuerst als Besucher erlebt, bevor ich sie als Politiker erlebt habe, weil ich erst seit einem halben Jahr für den Planungsbereich zuständig bin. Und ich habe auch erlebt, was sie für eine Qualität hat für diese ganze Quartiersentwicklung, für diesen Ort an Nachbarschaftsbildungen, Identifikationsort. Zur Halle selbst wird - ja nicht zuletzt durch ihre Initiative jetzt auch medial sehr stark diskutiert. Es wäre jetzt, natürlich könnte ich jetzt einfach zu sagen „Ja, die Halle bleibt!“ und mir dadurch viel Applaus abholen, aber das wäre gleichzeitig nicht ehrlich – APPLAUS IM HINTERGRUND – aber warten‘s mal, weil das ein Versprechen wäre wo ich heute nicht 100%-ig sagen kann, dass ich das machen kann. Was ich aber zusagen kann ist, dass wir uns sehr intensiv uns mit den komplexen Thematiken auseinandersetzen. Was ja klar ist und schon sehr lange kommuniziert ist und bekannt ist, dass es einen Teilabbruch des vorderen Bereichs geben wird und auch geben muss, weil die Straßenbahn hier ausgebaut wird. Dass sich viele Fragen rechtlicher Natur stellen werden. Die Halle ist derzeit im Eisenbahnrecht. Was bedeutet das aus baurechtlicher Sicht, wenn sie es nicht mehr ist? Also es gibt abseits des Geldes – ich gebe Ihnen da vollkommen Recht, ich glaube das ist eher eine kleiner Frage – aber es gibt eine Reihe an Fragen, die man sich stellen muss. Und man muss sich auch eine Frage stellen, die ich ganz bewusst ansprechen will, weil ich da einen ganz natürlich

in einer Stadtentwicklung kleinen Konflikt in der Sache sehe: Ich glaube was am Nordbahnhof wirklich charakteristisch und einzigartig ist, wie man in der Planung mit Grün- und Freiraum umgegangen ist. Und wir müssen extrem behutsam sein, dass wir dann nicht in die Situation kommen, die dann dazu führt dass wir Grünland in Bauland umwidmen und damit beginnen, an der grünen Mitte zu knabbern, weil baurechtliche Überlegungen das erforderlich machen. Das ist mir sehr wichtig, zu sagen, das Grünland hier als freie Mitte zu erhalten, auch als Erholungsraum, als Rückzugsraum, auch mit Blick auf die stadtklimatischen Bedingungen. Und insgesamt wünsche ich mir jetzt – unabhängig von der Nordbahnhalle – dass wir uns immer wieder zwei Fragen stellen: Nämlich einerseits: was bedeutet temporär und zweitens: Was bedeutet es, wenn aus dem Temporären etwas entsteht, was nicht temporär gedacht war. Das einfach ergebnisoffen diskutieren, ich glaub dann hat die Nordbahnhalle einen guten Beginn gehabt.

Bernhard Seitz, Bezirksrat Leopoldstadt – die Grünen
Ich beobachte jetzt die Halle aus einer geringen Distanz seit ca. zwei Jahren. Also angefangen hat es als Zwischennutzung, die irrsinnig produktiv, kommunikativ und diskursiv abgelaufen ist. Es haben hier aus der ganzen Stadt, aus ganz Europa sind Leute gekommen und haben hier mitdiskutiert und haben es toll gefunden. Und als es dann im Raum stand, nach zwei Jahren endet das, und das ist von Anfang an im Raum gestanden, dann haben sich Leute überlegt, wie man damit umgehen könnte. Vielleicht ist nicht allen bewusst, was da jetzt unmittelbar auf uns zukommen muss: Es kommt die Straßenbahn und die Straßenbahnschleife wird sich ein paar Meter von uns entfernt befinden. Was heißt das? Um die Halle in einem bestimmten Teil zu erhalten, muss man irrsinnig viel Geld in die Hand nehmen. Und zu diesem Zweck haben sich hier in der Vergangenheit Leute zusammen gefunden – aus kommerziellen und nicht kommerziellen Spektren und haben versucht, ein Konzept auf den Boden zu bringen. Es ist nicht dazu gekommen. Wir als Bezirk haben immer gesagt wir wollen keine Widmung als Bauland für die freie Mitte, weil das Leitbild ist handlungsleitend. Wir haben viele Beispiel, wo in Bauland umgewidmet wurde und dann ist nicht das daraus geworden, was sich alle ausgemalt haben. Und diesen Standpunkt haben wir jetzt seit vielen Monaten ganz klar kommuniziert und er hat sich auch nicht geändert.

Lina Streeruwitz, Studio VlayStreeruwitz
Ich glaube, die freie Mitte - wir haben sie nie einen Park genannt - und wenn das was die Nordbahnhalle einmal sein könnte, auch wirklich frei ist – in dem Sinne dass es ein Freiraum in einem anderen Sinne ist - dann ist das durchaus vertretbar. Aber die Frage ist, wie kann man das garantieren? Und viele von uns sind einfach sehr skeptisch weil wir einfach schon 1-2 Jahre damit verbracht haben verschiedene Modelle durchzuspielen, wo wir einfach gegen Wände gelaufen sind. Die Frage ist, wenn die Halle jetzt stehen bleibt und dann steht sie und sie wird ein paar Jahre außer Betrieb sein. Also es gibt wahrscheinlich keinen Anschluss mehr hier und die Vorstellung, dass das einfach kontinuierlich so weitergehen kann aufgrund der Baustelle ist einfach irreführend. Und wenn das dann nach 2 Jahren wieder aufgegriffen wird und dann gibt es eine Ausschreibung und dann gewinnt wie das bei der Sargfabrik in Liesing war ein großer Bauträger, der dann auch etwas macht wie die *Gösserhalle*, dann ist es mir lieber, sie ist weg. Und genau da stehe ich nämlich an der Kippe, wo ich mir denke, was ist denn die richtige Entscheidung? Wie könnte man im Idealfall die Nordbahnhalle jetzt erhalten und eine Notbremse einbauen, wo wir uns einig sind, dass wenn sich nicht das richtige Konzept findet und wenn sich die Finanzierung nicht findet, dass man sich dann würdevoll verabschieden kann und sagt, Freiraum ist Freiraum. Das wäre mir ganz wichtig und ohne dem könnte ich dem Erhalt der Nordbahnhalle nicht zustimmen.

Angelika Fitz, Architekturzentrum Wien
Ich find's nochmal ganz wichtig zu differenzieren, also was auch verwirrend ist, dass unser Forschungsprojekt so divers war. Einerseits geht's um dieses große, wichtige Gebiet, Gewerbe und Kleinteilige Nutzungsmischung, und dann ist auch noch ein ganz ein anderer Aspekt dazu gekommen, der uns natürlich als Architekturzentrum auch interessiert, nämlich die kulturellen und sozialen Nutzungen. Und ich glaube dass die Stadt Wien in den letzten Jahren ganz gut unterwegs ist, was diesen Versuch betrifft, mehr gemischte mit Kleingewerbe durchzogene Quartiere zu schaffen. Was Kultur und Soziales betrifft sehe ich null Anstrengungen. Und diese Frage wie man Kultur und Soziales, wie man sozusagen das Volkshaus der 21. Jahrhunderts denkt, dem muss sich die Planung, die Kultur, das Sozialressort stellen! Es gibt eine Online-Petition, *ig-nordbahnhalle.org*. Wir freuen uns über Unterstützer_innen.



Winterer, Matthias: Pressekonferenz Nordbahnhalle 27.6.2019. In: Wiener Zeitung - Online-Version. 27.6.2019. https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/politik/wien/2015923-Zwischennutzung-die-bleiben-will.html

Abbildungsverzeichnis:

Umschlagsujet: Suschnig, Veronika: Erinnerungsrauschen des Nordbahnhofs. Siebdruck auf Buchbinderleinen. Wien, 2020

Sujets S. 19, 26, 37, 42, 47, 50, 73, 76, 83, 86, 93, 96, 105, 118, 123, 126, 135, 142, 151, 154, 161, 164, 169, 172, 179, 184, 187, 190, 193, 196: Suschnig, Veronika: Erinnerungsrauschen (verschiedene Motive), Grafik. Wien, 2020

S. 3:
- Drolexandre (Wikimedia-Autor_in): Wien Bezirke. Karte. Wien, 2008 (bearbeitet)
- Bing Maps Vorgelperspektive - Ausschnitt. https://www.bing.com/maps Wien, 2019 (bearbeitet)
- Pianka, Joanna: Wien-Karte mit den Bereichen zwischen dem Donaukanal und der Alten Donau auf der Basis von OpenStreetMap. Wien, 2019. https://www.openstreetmap.org

S. 7:
- Rippl, Peter: Ansicht des Nordbahnhofs. Wien, 2015 (bearbeitet)
- Bültemeyer, Heinrich: Der Nordbahnhof in Wien. Stahlstich. Wien, 1870
- Plan des Nordbahnhof-Geländes. Sammlung Haas. Wien, 1844

S. 8:
- Bing Maps Vorgelperspektive - Ausschnitt. https://www.bing.com/maps Wien, 2019 (bearbeitet)
- Hill, C.: Wechselkröte am Nordbahnhof. In: Redaktion Österreichisches Pressebüro: ÖBB. - Großer Bahnhof für Wechselkröte & Zauneidechse (bearbeitet). 8.5.2017 http://www.oepb.at/allerlei/oebb-grosser-bahnhof-fuer-wechselkroete-zauneidechse.html

S. 9:
- Die Grünen Leopoldstadt: Nordbahnhof. In: Flickr-Album. Wien, Juni 2011 (bearbeitet) https://www.flickr.com/photos/leopoldstadt/5885287803/in/album-72157627079261846/

S. 10:
- Bing Maps Vorgelperspektive - Ausschnitt. https://www.bing.com/maps Wien, 2019 (bearbeitet)
- Schimek, Erich J.: 1020 ehem. Nordbahnhof mit Wasserturm. Foto Nr. TZ k P1020241 https://www.flickr.com/photos/id_ejs/35887900061

S. 11:
- Pläne für den Wasserturm. In: Haas, Franz: Der Wiener Nordbahnhof. Wien: Sutton, 2006. S. 53

S. 12:
- Rastl, Lisa: Care + Repair. A Public Workspace by the Architekturzentrum Wien. AzW Wien Website. https://www.azw.at/en/event/care-repair/

S. 13:
- design.build-Studio: Umbau- und Nutzungsplan der Nordbahnhalle. Wien, 2017 https://www.nordbahnhalle.org/die-halle/
- Bing Maps Vorgelperspektive - Ausschnitt. https://www.bing.com/maps Wien, 2019 (bearbeitet)
- Novy, Gilbert: Nordbahnhalle. In: Kurier - Online-Ausgabe: Total-Abriss gestoppt: 100.000 Euro für Wiener Nordbahnhalle. Wien, 11.9.2019 (bearbeitet). https://kurier.at/chronik/wien/total-abriss-gestoppt-100000-euro-fuer-wiener-nordbahnhalle/400601879

S. 14:
- Bing Maps Vorgelperspektive - Ausschnitt. https://www.bing.com/maps Wien, 2019 (bearbeitet)
- Aux, Mario: ALM DIY. Flickr-Gallery. Wien, 2015 https://www.flickr.com/photos/38040742@N03/18962143825/ (bearbeitet)

S. 15:
- Pufler, Karl: Skatepark ALM. In: Nordbahnviertel: Skaterpark vor dem Aus. Bezirkszeitung - Online-Ausgabe. Wien, 3.3.2016. https://www.meinbezirk.at/favoriten/c-lokales/nordbahnviertel-skaterpark-vor-dem-aus_a1657882

S. 16:
- Makart, August (Österr. Nationalbibliothek): Ausladen von Kohle aus einem Eisenbahn-waggon am Nordbahnhof in Wien. & Schaufeln von Kohle auf eine Waage am Nordbahnhof. 2 Abbildungen. Wien, 1935

S. 17:
- Bing Maps Vorgelperspektive - Ausschnitt. https://www.bing.com/maps Wien, 2019 (bearbeitet)
- Pianka, Joanna: Kohlenrutschen am Nordbahnhof. Wien, 2020
- Österr. Nationalbibliothek: Wien 2, Nordbahnhof. Kohlenrutschen. Übersicht gegen Kahlen- und Leopoldsberg. Wien, 1900

S. 25:
- Pianka, Joanna; Suschnig, Veronika: Rekonstruierte Wegführung des Spaziergangs am Nordbahnhofgelände. Luftbild Google Maps. https://www.google.at/maps Wien, 2019

S. 33:
- Piranesi, Giovanni Battista: Vedute di Roma: Campo Vaccino (Forum Romanum). Kupferstich. 1748 (ca.). In: Vedute di Roma. Band 2, 2.; Tafel 13. Paris: 1835 (ca.)

S. 35:
- Dall'Orto, Giovanni: Ostraka for ostracism (Scherben aus dem Scherbengericht). Stoà of Attalus Museum. Athen, 2009

S. 40:
- Beer, Alois: Beschreibung der Reise von Dobruška nach Wien: Blick auf Floridsdorf. 1849

S. 41:
- Beer, Alois: Beschreibung der Reise von Dobruška nach Wien: Überquerung der Donau. 1849
S. 45:
- Rohbock, L.; Steinicken, C.: Der Nordbahnhof in Wien. Stahlstich. In: Ruthner: Das Kaiserthum Oesterreich. Darmstadt: Lange, 1871
S. 55:
- Wirdeier, Eusebius: Beginn der Besetzung - Demonstrationszug vor der Stollwerckfabrik. Köln, 20.5.1980
S. 61:
- Hirsch, Peter und Burgi / Wien Museum: Arena-Manifest beim Eingang. Wien, Juli 1976
S. 63:
- Lang, Fabian (Dossier); Satellitenbild: Google Earth (Montage). Wien, 2019
S. 65:
- Stadt Wien: Leitbild Nordbahnhof 1994, Modell und Grundriss. Wien, 1994
S. 66:
- skyscrapercity Forum-User hit by the neptunes: Wohnhäuser um den Nordbahnhof. Wien, 2016
https://www.skyscrapercity.com/threads/old-photos-of-vienna.1570463/page-24
S. 68:
- Studio VlayStreeruwitz: Freie Mitte: Visualisierung. In: Vlay, Bernd; Streeruwitz, Lina; MA21 (Hg.): Freie Mitte, vielseitiger Rand. Handbuch zum städtebaulichen Leitbild Nordbahnhof. Wien: MA21, 2015. S. 41
S. 70:
- Jesche, Franz: Erste bekannte Aufnahme des Brandes der Nordbahnhalle. Wien, 10.11.2019
S. 71:
- Fattinger, Peter (r.); IG Nordbahnhalle (l.): Impressionen aus der Nordbahnhalle während des Umbaus und der Nutzung. Wien, 2017-2019
S. 75:
- Die Floridsdorfer Zeitung: 22 Bürger_innen-Initiativen protestieren gegenPseudopartizipation. Wien, 10.10.2019
S. 79:
- obs/Bertelsmann SE & Co. KGaA / Victoria and Albert Museum: The Ricordi Archive. London, 2017
S. 81:
- Film Still aus: *Die Simpsons*. In: Tripi, Carmen: An Analysis of Modern Day Television. https://televisionanalysis.tumblr.com/post/132224819477/is-quitting-something-to-joke-about

S. 85:
- 8E-Brigittenauer Gymnasium: Künstlerische Arbeiten der Schüler_innen der 8E aus dem Projekt Nordbahnhof Erinnern. In: Website des Brigittenauer Gymnasiums. Wien, 2019
https://www.brigittenauer-gymnasium.at/post/nordbahnhof-erinnern-8e
S. 89:
- Warburg, Aby M.: Mnemosyne-Atlas, Tafel 42. Warburg Institute, London
S. 91:
- Kabakov, Ilia: *The Man who never threw Anything Away / The Garbage Man*. Oslo: Museet for Samtdiskunst, 1995
S. 95:
- Postkarten mit dem Motiv des Nordbahnhofs. Ausgaben verschiedener Jahre und Verlage.
S. 99:
- Schuh, Alexander: Care Walk. In: Trappel, Dorothea (Hg.): Der abgestellte Bahnhof. Wien: Falter Verlag, 2017. S. 122-123
S. 101:
- Jascha, Lorenz: Ansicht der Donau mit dem kalten Bade am Tabor in der Brigittenau. Wien, ca. 1800. MAK Wien
S. 103:
- Hohensinner, Severin: Überschwemmungen in Wien beim Eisstoß-Hochwasser 1830. In: ders.: Historische Hochwässer der Wiener Donau und ihrer Zubringer. Materialien zur Umweltgeschichte Österreichs (Band 1). Wien: 2015. S. 13
S. 109:
- Studio VlayStreeruwitz: Nordbahnhof-Gstettn. Wien, 2018
S. 113:
- Flickr-User The Apex Archive: Grenze zwischen Rudolf-Bednar-Park und Gstettn. Wien, 2017
https://www.flickr.com/photos/the_apex_archive/
S. 120:
- Auszug der Juden aus Wien. München: Kupferstichkabinett, 1870. Kunstsammlung Veste Coburg
S. 121:
- Wanzenböck, Marlene; Sagi, Lilli: Moving Image as Document: Representations of the Historical Building of Nordbahnhof. HD-Video (Film Still). Wien, 2017
S. 125:
- Gabrielsen, Maria: Maria Gabrielsen mit 17 Jahren (1951)
- Gabrielsen, Maria: Maria Gabrielsen beim Besuch der Gedenkstätte Auschwitz.
- Gabrielsen, Maria: Vater Michael Schwarz, Maria, Anni, Kurt, Berta, Grete, Hilda und Erwin

S. 128:
- Cermak, Alfred: Der Wiener Nordbahnhof. Fotografie. Wien, Österreichische National-bibliothek, 1965
S. 133:
- Stadtarchäologie Wien: Ausgrabung Michaelerplatz. Wien, 1991
S. 134:
- Pianka, Joanna; Suschnig, Veronika: Die *Freie Mitte* - Masterplan. Eigene Collage aus Google Maps und Plänen des Studios *VlayStreeruwitz.* Wien, 2019
S. 140-141:
- Proust, Marcel: À la recherche du temps perdu. Manuskript-Reproduktion. Cambremer: SP Books, 1906-1908/2019
S. 149:
- Wien Anders: Protest gegen den Abriss des Skateparks ALM DIY. Wien,März 2016
S. 153:
- Tiefenthaler, David: Wiener Nordbahnhof: „Gstätten"-Paradies vor Abriss. Video-Interview am Skatepark. In: Der Standard - Online-Ausgabe (Film Stills – 2 Abbildungen). Wien, 14.3.2016 https://www.derstandard.at/story/2000032834865/wiener-nordbahnhof-gstaettn-paradies-vor-abriss
S. 156:
-Pianka, Joanna: Die Geißelung Christi, Detail der Torbronze des Mailänder Doms. Mailand, 2018
S. 160:
- picture alliance / akg-images: Die Umgebung um Notre Dame. Paris, ca. 1860
S. 162-163:
- Jeller, Daniel: Fotografien des Nordbahnhofs aus dem Fenster (10 Aufnahmen). Wien, 1999-2009
S. 166:
- Kelterborn, Ludwig Adam: Ortspanorama Mollis, 1856. Schweizerisches Nationalmuseum
S. 167:
- Becker, Wolfgang: Good Bye, Lenin! (Film Still). Deutschland, 2003
S. 171:
- Max Winter verkleidet als Obdachloser. In: Wiener Arbeiterzeitung. Wien, 24.11.1904. S. 8
S. 175:
- Itzinger, Manfred: Abriss des Biedermeierhauses in der Karolinengasse 13. Wien, 2018
S. 177:
- Schmied, R. / Stadt Wien: Nordbahnhalle während der Nutzung als Lagerhalle bis 2010 Wien, Aufnahmezeitpunkt unbekannt
- S. 181:
Schönweger, Leander: Soliloquy/Monolog. Interaktive Installation. Wien, 2015

S. 182:
- Schönweger, Leander: Gefundenes Passbild vom Nordbahnhof-Gelände. Wien, 2015
S. 183:
-Schönweger, Leander: Entwickelte Prints aus gefundener Filmrolle vom Nordbahnhof-Gelände (2 Abbildungen). Wien, 2015
S. 189:
- ÖBB Pressestelle: Sprengung des Nordbahnhof-Gebäudes. Wien, 1965
S. 192:
- Fürthner, Christian / MA 18: Luftaufnahme des Rudolf-Bednar-Parks für die Stadt Wien, 2013
S. 195:
- Mollner, Matthias: Zivilisationsbild. Stahldraht, Schrauben, Nägel, Gummi, Papiermaché, Acrylfarbe auf Holz, Holzrahmen. Wien, 2017
S. 199-253 (alle Abbildungen):
- Pianka, Joanna; Suschnig, Veronika: Zeichnungen, Ausstellungsansichten, Collagen und Making of-Fotos der Ausstellung. Wien, 2020
S. 271:
- Winterer, Matthias: Pressekonferenz Nordbahnhalle 27.6.2019. In: Wiener Zeitung - Online-Ausgabe. Wien, 27.6.2019 https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/politik/wien/2015923-Zwischennutzung-die-bleiben-will.html

Literaturverzeichnis:

Monografien:

Allan, Sean: Good Bye, Lenin!: Ostalgie und Identität im wieder vereinigten Deutschland. GFL: German as a Foreign Language, Vol.1, 2006.

Anastasio, Thomas J.; Ehrenberger, Kristen Ann; Watson, Patrick; Zhang, Wenyi: Individual and Collective Memory Consolidation. Cambridge (MA): The MIT Press, 2012.

Assmann, Aleida: Erinnerungsräume. Formen und Wandel des kulturellen Gedächtnisses. München: C.H. Beck, 1999.

Assmann, Jan: Kollektives und kulturelles Gedächtnis: Zur Phänomenologie und Funktion von Gegen-Erinnerung. In: Borsdorf, Ulrich; Grütter, Heinrich Theodor (Hg.): Orte der Erinnerung. Denkmal, Gedenkstätte, Museum. Frankfurt a.M. / New York: Campus Verlag, 1999.

Banchelli, Eva: Ostalgie: eine vorläufige Bilanz. In: Cambi, Fabrizio (Hg.): Gedächtnis und Identität: Die deutsche Literatur nach der Vereinigung. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2008.

Barthes, Roland: Die Strukturalistische Tätigkeit. In Schiwy, Günther: Der Französische Strukturalismus. Hamburg: Rowohlt, 1969.

Baudelaire, Charles: Les Fleurs du mal. In: Pichois, Claude (Hg.): Oeuvres Complètes, vol. 1. Paris: Gallimard, 1975.

Baudrillard, Jean: Die Präzession der Simulakra. In: ders.: Agonie des Realen. Berlin: Merve, 1978.

Beckermann, Ruth: Die Mazzesinsel. In: Beckermann, Ruth (Hg.): Die Mazzesinsel – Juden in der Wiener Leopoldstadt 1918–38. Wien: Löcker, 1984.

Beer, Alois: Ich bedauere, kein Dichter zu sein. In: Rothmeier, Christa (Hg.): Die entzauberte Idylle. 160 Jahre Wien in der tschechischen Literatur. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2004.

Berger, Eva: „Viel herrlich und schöne Gärten“: 600 Jahre Wiener Gartenkunst. Band 2. Wien: Böhlau, 2016.

Blaukopf, Kurt; Bontinck, Irmgard; u.a. (Hg.): Kultur von unten. Innovationen und Barrieren in Österreich. Wien: Löcker, 1983.

Brockhaus - Die Enzyklopädie. 20. überarbeitete und aktualisierte Auflage. Leipzig/ Mannheim: F.A. Brockhaus, 1998.

Buchinger, Kirstin: Das Gedächtnis der Stadt. In: Mieg, Harald; Heyl, Christoph (Hg.): Stadt: Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart/Weimar: Verlag J.B. Metzler, 2013.

Cicero, Marcus Tulius: De finibus bonorum et malorum (Über das höchste Gut und das größte Übel, übers. von Harald Merklin). Stuttgart: Reclam-Verlag, 1989.

Cicero: De oratore, Liber II, 357. In: Berns, Jörg Jochen (Hg.): Text- und Bildzeugnisse zu Gedächtnislehren und Gedächtniskünsten von der Antike bis zum Ende der Frühen Neuzeit. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 2003.

Csendes, Peter; Opll, Ferdinand (Hg.): Wien, Geschichte einer Stadt, Band.3: Von 1790 bis zur Gegenwart. Wien: Böhlau, 2005.

Csendes, Peter; Opll, Ferdinand; Vocelka, Karl; Traninger, Anita (Hg.): Wien - Geschichte einer Stadt. Band 2. Wien: Böhlau, 2003.

Dickenson, Christopher P.: On the Agora: The Evolution of a Public Space in Hellenistic and Roman Greece (c. 323 BC - 267 AD). Leiden/Boston: Brill, 2016.

Didi-Huberman, Georges: Das Nachleben der Bilder: Kunstgeschichte und Phantomzeit nach Aby Warburg. Berlin: Suhrkamp, 2010.

Duden, Band 7, Herkunftswörterbuch. 2. Auflage. Etymologie der Deutschen Sprache. Berlin: Duden Verlag, 1989.

Dürrschmid, Klaus: Zur Sensorik von Madeleines und Tee. In: Proustiana XXIV - Ein unerhörtes Glücksgefühl - Von der Kunst des Genießens bei Marcel Proust. Leipzig: Insel Verlag, 2006.

Ebeling, Knut; Günzel, Stephan (Hg.): Archivologie: Theorien Des Archivs in Wissenschaft, Medien und Künsten. Berlin: Kadmos, 2009.

Eigner, Peter; Falschlehner, Helmut; Resch; Andreas: Geschichte der österreichischen Privatbanken. Wiesbaden: Springer, 2018.

Erlhoff, Michael; Marshall, Tim: Design Dictionary: Perspectives on Design Terminology. Basel / Boston / Berlin: Birkhäuser, 2007.

Fellinger Julia; Jecel, Doris; Kammerer, Stefan: Kunst findet Stadt.Die Entstehung des „Kunst- und Kulturviertels“ im Statteil Spittelberg. In: Grisold, Andrea; Miklautz, Elfie; Resch, Andreas (Hg.): Kreativ in Wien: Vierzehn Fallstudien im Spannungsfeld von Ökonomie und Kunst. Wien: Lit Verlag, 2011.

Foltin, Robert: Und wir bewegen uns doch. Wien: Edition Grundrisse, 2004.

Forlati, Silvia, Peer, Christian; TU Wien (Hg.): Mischung:Possible! Wege zur zukunftsfähigen Nutzungsmischung. 2. Auflage. Wien: 2017.

Foucault, Michel: Archäologie des Wissens. Berlin: Suhrkamp Verlag, 1973.

Foucault, Michel: The Birth of the Clinic: an Archaeology of Medical Perception. London: Tavistock, 1973.

Foucault, Michel: Überwachen und Strafen – Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1992.

François, Etienne: Auf der Suche nach den europäischen Erinnerungsorten. In: König, Helmut; Schmidt, Julia; Sicking, Manfred (Hg.): Europas Gedächtnis. Bielefeld: transcript Verlag, 2008.

Freud, Sigmund: Die Traumdeutung. In: Gesammelte Schriften, Bd. II/III. Frankfurt am Main: Fischer-Verlag, 1976.

Freud, Sigmund: Notiz über den »Wunderblock«, in: StA III, 1925.

Gabrielsen, Maria „Mitzi"; Schjølberg, Oddvar: Angezeigt von Mama: Die Geschichte einer Denunziation. Wien: Metropol, 2018.

Gärtner, Ursula: Cicero und die Geschichtsschreibung. In: Universität Potsdam (Hg.): Römische Geschichte und Geschichtsschreibung. Potsdam: Universitätsverlag Potsdam, 2005.

Georges, Heinrich & Karl Ernst: Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch. Hannover: Hahn, 1959.

Gerhardt, Volker: Partizipation - Das Prinzip der Politik. München: C.H. Beck Verlag, 2006.

Goerner, Stefan; Schaller, Christian: Partizipation. Alibi oder Grundlage demokratischer Planung. Köln: BDA, 1973.

Golova, Tatiana: Räume und kollektive Identität. Bielefeld: transcript Verlag, 2011.

Grillpalzer, Franz: Der Alte Spielmann. 1847.

Haas, Franz: Der Wiener Nordbahnhof. Wien: Sutton, 2006.

Hahn, Hans Henning; Traba, Robert (Hg.): Deutsch-Polnische Erinnerungsorte. Band 1: Geteilt / Gemeinsam. Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag, 2012.

Halbwachs, Maurice: Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt: Fischer Wissenschaft, 1991.

Han, Byung-Chul: Die Errettung des Schönen. Frankfurt am Main: S.Fischer Wissenschaft, 2015.

Hauck, Johannes: Französische Lyrik der nachromantischen Moderne. In: Piechotta, Hans Joachim; Wuthenow, Ralph-Reiner; Rothemann, Sabine (Hg.): Die literarische Moderne in Europa. Band 2. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1994.

Hejda, Willi: Zwischen Formalisierung, Verdrängung und Selbstermächtigung - Stadt von unten in Wien. In: Trappel, Dorothea (Hg.): Der abgestellte Bahnhof. Wien: falter Verlag, 2017.

Herodot: Historien. Buch 5 – Dareios: Der ionische Aufstand. 5. Jahrhundert v. Chr. Hohensinner, Severin: Historische Hochwässer der Wiener Donau und ihrer Zubringer. Materialien zur Umweltgeschichte Österreichs (Band 1). Wien: 2015.

Jacobs, Jane: The Death and Life of Great American Cities. New York: Vintage Books, 1961.

Jaeger, Friedrich: Lexikon Philosophie – Hundert Grundbegriffe. Stuttgart: Reclam, 2011.

Jeller, Daniel: Die Archivalie im Zeitalter ihrer digitalen Reproduzierbarkeit, Diplomarbeit. Wien: Universität Wien, 2013.

Keller, Fritz: Wien, Mai 68 – Eine heiße Viertelstunde. Wien: Junius, 1983.

Kirchweger, Michèle: Freiräume für Kultur in Wien. Proletenpassion und die Arena-Besetzung als kulturpolitischer Umbruch 1976. Diplomarbeit. Wien: Universität Wien, 2015.

Klages, Mary: Key Terms in Literary Theory. London / New York: Continuum International Publishing Group, 2012.

Klein, Dieter; Kupf, Martin; Schediwy, Robert: Stadtbildverluste Wien. Ein Rückblick auf fünf Jahrzehnte. Wien: Lit-Verlag, 2005.

Kleinberg-Levin, David M.: Modernity and the hegemony of vision. Berkeley: University of California Press, 1993.

Kluge, Friedrich; Seebold, Elmar: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. (23. Auflage). Berlin: Walter de Gruyter, 1999.

Kneer, Georg: Jean Baudrillard. In: Kaesler, Dirk (Hg.): Aktuelle Theorien der Soziologie. Von Shmuel N. Eisenstadt bis zur Postmoderne. München: C. H. Beck, 2005.

Kropej, Sabine: Ohne Göd ka Musi. Kunstsponsoring, seine Entwicklung und Bedeutung (mit besonderer Berücksichtigung der Wiener Staatsoper). Wien: Diss., 2006.

Le Corbusier: The City of Tomorrow and Its Planning. New York: Dover Publications, 1987 (1929).

Lefebvre, Henri: The Production of Space. Malden, MA: Blackwell, 1991 (1974).

Loos, Adolf: Ornament und Verbrechen. In: ders.: Sämtliche Schriften in zwei Bänden, Bd. 1: Ins Leere gesprochen 1897–1900, Trotzdem 1900–1930. Franz Glück: Wien / München 1962 (1908).

Magistratsabteilung 21 der Stadt Wien – Stadtteilplanung und Flächennutzung (Hg.): Masterplan für eine partizipative Stadtentwicklung. Wien: MA21, 2017.

McFarland, Thomas: Romanticism and the Forms of Ruin: Wordsworth, Coleridge, the Modalities of Fragmentation. New Jersey: Princeton University Press, 1981.

Meier, Lars: Vergnügungen im öffentlichen Raum. Nostalgische Erinnerungen, alltägliche Erfahrungen und Praktiken. In: Heinlein, Michael; Seßler, Katharina (Hg.): Die vergnügte Gesellschaft. Bielefeld: transcript Verlag, 2012.

Mentzel, M: Bijmermeer als grensverleggend ideaal (The Bijmermeer as a revolutionary ideal). Delft: Deflt University Press, 1989.

Montagu, Ashley:Touching: The Human Significance of the Skin. New York: Harper & Row, 1986.

Monumentality in Etruscan and Early Roman Architecture: Ideology and Innovation. In: Thomas, Michael; Meyers, Gretchen E.; Edlund-Berry, Ingrid E.M. (Hg.): Austin, TX: University of Texas Press, 2012.

Muth, Susanne: Historische Dimensionen des gebauten Raumes – Das Forum Romanum als Fallbeispiel. In: Dally, Ortwin; Hölscher, Tonio; Muth, Susanne; Schneider, Rolf Michael (Hg.): Medien der Geschichte – Antikes Griechenland und Rom. Berlin/Boston: Walter De Gruynter, 2014.

Nagel, Joseph: Grundriß der kayserlich-königlichen Residenz-Stadt Wien, Ihrer Vorstädte, und der anstoßenden Orte. Wien: Wiener Stadt- und Landesarchiv, 1780-1781.

Nietzsche, Friedrich; Colli, Giorgio; Montinari, Mazzino (Hg.): Sämtliche Werke, Band 1. München: 1980.

Nora, Pierre: Zwischen Geschichte und Gedächtnis. Frankfurt am Main: Fischer Verlag, 1990.

Pallasmaa, Juhani: The Eyes of the Skin: Architecture and the Senses. Chichester: Wiley-Academy, 2005.

Pausanias: Beschreibung von Griechenland - aus dem Griechischen übersetzt von Carl Gottfried Siebelis. Stuttgart: Metzler, 1855.

Peters, Christian: Skateboarding. Ethnographie einer urbanen Praxis. Münster: Waxmann, 2016.

Platon: Sophistes. In: Wolf, Ursula (Hg.): Sämtliche Werke. Band 3. Reinbeck: Rohwolt, 1994.

Porath, Erik: Gedächtnis des Unerinnerbaren. Philosophische und medientheoretische Untersuchungen zur Freudschen Psychoanalyse. Bielefeld: transcript Verlag, 2005.

Proust, Marcel: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit; 10 Bände. Frankfurt am Main: 1979.

Raggam-Blesch, Michaela; Hecht, Dieter J.: Remembering Nordbahnhof. Historical Research and Deportation Report. Wien: Blood Mountain Project, 2019.

Reimann, Norbert: Grundfragen und Organisation des Archivwesens. In: ders.: Praktische Archivkunde. Münster: Ardey-Verlag, 2004.

Reinprecht, Christian: Das Amerlinghaus darf keine Tiefgarage werden! Eine Betrachtung zum Amerlinghaus im vierten Jahrzehnt. In: Nußbaumer, Martina; Schwarz, Werner Michael (Hg.): Besetzt! Kampf um Freiräume seit den 70ern. Wien: Czernin Verlag, 2012.

Reinprecht, Christof: Das Amerlinghaus: Vom Scheitern und Überleben eines Experiments. In: Ehalt, Hubert Ch.; Knittler-Lux, Ursula; Konrad, Helmut (Hg.): Geschichtswerkstatt, Stadtteilarbeit, Aktionsforschung. Perspektiven emanzipatorischer Bildungs- und Kulturarbeit. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik, 1984.

Roesler, Alexander; Stiegler, Bernd: Grundbegriffe der Medientheorie. Paderborn: Fink, 2005.

Rossi, Aldo. The Architecture of the City. Cambridge, MA: The MIT Press, 1982.

Rossi, Aldo: Die Architektur der Stadt - Skizzen zu einer grundlegenden Theorie des Urbanen. Düsseldorf: Bauwelt Fundamente, Band 41, 1973.

Sandholzer, Fabian: Zwischen Recht auf Stadt und Creative City - Das Projekt „Alm DIY“ im Kontext aktueller Diskussionsfelder rund um informelle Urbanismen und Stadtentwicklung. Innsbruck: Leopold-Franzens-Universität, 2017.

Sartori, Franz: Tage der Gefahr und Die Retter aus der Noth - Eine authentische Beschreibung der unerhörten Überschwemmung Wien's. Wien: Gerold, 1830.

Schäfers, Bernhard: Stadtsoziologie: Stadtentwicklung und Theorien - Grundlagen und Praxisfelder. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2006.

Schediwy, Robert: Stadt am Strome - Geschichte der Donauregulierung, in: Städtebilder: Reflexionen zum Wandel in Architektur und Urbanistik. Wien: Lit Verlag, 2005.

van Schepen, Randall K.:The Heroic ‚Garbage Man': Trash in Ilya Kabakov's The Man Who Never Threw Anything Away. In: Pye, Gillian; Schroth, Simone (Hg.): Trash Culture: Objects and Obsolescence in Cultural Perspective. Bern: Peter Lang, 2011.

Schmidl, Adolph: Wien's Umgebungen auf zwanzig Stunden im Umkreise: nach eigenen Wanderungen geschildert. Band 2. Wien: Carl Gerold, 1835.

Schwier, Jürgen; Kilberth, Veith (Hg.): Skateboarding zwischen Subkultur und Olympia. Bielefeld: transcript Verlag, 2018.

Sedikides, C.; Wildschut, R.; Baden, Denise: Nostalgia: conceptual issues and existential functions. In: Greenberg, Jeff, Koole, Sander L. and Pyszczynski, Tom (Hg.): Handbook of Experimental Existential Psychology. New York: Guildford Press, 2004.

Seitz, Hartmut: Lebendige Erinnerungen. Die Konstitution und Vermittlung lebensgeschichtlicher Erfahrung in autobiographischen Erzählungen. Bielefeld: transcript Verlag, 2004.

Shotwell, James T.: An Introduction to the History of History. New York: Columbia University Press, 1922.

Smith, Barry C.: Proust, the Madeleine and Memory. In: Groes, Sebastian (Hg.): Memory in the Twenty-First Century. New York: Palgrave Macmillan, 2016.

Todorova, Maria; Gille, Zsuzsa: Post-Communist Nostalgia. New York / Oxford: Berghahn Books, 2010.

Vlay, Bernd; Streeruwitz, Lina; MA21 (Hg.): Freie Mitte, vielseitiger Rand. Handbuch zum städtebaulichen Leitbild Nordbahnhof. Wien: MA21, 2015.

Wiebe, Elden; Durepos, Gabrielle; Mills, Albert J. (Hg.): Thousand Oaks, CA: Encyclopedia of Case Study Research. Sage Publications, 2010.

Wintersberger, Astrid; Artmann, H. C.: Wörterbuch Österreichisch-Deutsch. Wien: Residenz Verlag, 1995.

Zwinger, Theodor: Dissertatio medica tertia de Pothopatridalgia. Von der Heimwehe. In: ders.: Fasciculus Dissertationum Medicarum Selectiorum. Basel: 1710.

Sammelbände und Fachzeitschriften:

Assmann, Aleida: Individuelles Bildgedächtnis und kollektive Erinnerung. In: Heinrich-Böll-Stiftung - Website. Heinrich-Böll-Stiftung: Berlin, 2009. https://www.boell.de/de/demokratie/kulturaustausch-6769.html

Assmann, Jan: Das kollektive Gedächtnis zwischen Körper und Schrift. Zur Gedächtnistheorie von Maurice Halbwachs. In: Krapoth, Hermann; Laborde, Denis (Hg.): Erinnerung und Gesellschaft. Mémoire et Société. Hommage à Maurice Halbwachs (1877-1945), Jahrbuch für Soziologiegeschichte. Wiesbaden: 2005.

Barthes, Roland: Die strukturalistische Tätigkeit. In: Kursbuch: Strukturalismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 5. Mai 1966.

Bleicken, Jochen: Wann begann die athenische Demokratie? In: Historische Zeitschrift, Bd. 260, H. 2. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag, April 1995.

Brossmann, Esther: Partizipation für alle? In: soziales kapital - Wissenschaftliches Journal österreichischer Fachhochschul-Studiengänge Soziale Arbeit. Nr. 14. Wien: 2015.

Brucher, Rosemarie: Günter Brus' «Zerreißprobe» und die Tradition christlicher Selbstopfer. In: Studia austriaca XXI. Milano: Università degli Studi di Milano, 2013.

Bundeskanzleramt Österreich, Bundesdenkmalamt (Hg.): Richtlinien für Bauhistorische Untersuchungen. 2. Fassung. 1. Oktober 2018.

Cramer, Franz Anton: Archive As Cultural Heritage: The Digital Monument. Vortragsmanuskript, University of Surrey at Guildford, 11.7.2010.

Evangelidis, Vasilis: Agoras and Fora: Developments in the Central Public Space of the Cities of Greece during the Roman Period. The annual of the British School at Athens, Vol.109; 2014.

Fleckenstein, Gisela; Wendenburg, Andrea: Häuser, Straßen, Plätze: Der städtische Raum in der archivischen Überlieferungsbildung. In. Texte und Untersuchungen zur Archivpflege. Band 29. Münster: LWL-Archivamt für Westfalen, 2014.

Gerstmann, Karl-Heinz: Johannes Hofers Dissertation „De Nostalgia" von 1688. In: Archiv für Begriffsgeschichte. Bonn: Bouvier, 1975.

Goutta, Gerhard (Hg.): Fortsetzung der von Joseph Kropatschek verfaßten Sammlung der Gesetze. In: Sammlung der sämtlichen polit. und Justiz-Gesetze, welche unter der Regierung Sr. Majestät, Kaiser Franz des I. in den sämtlichen k. k. Erblanden erlassen worden. Wien: Joseph Geistinger, 1813.

Grabner, Elfriede: "Nostalgie" als Krankheit. Vom medizinischen Fachwort zum rezenten Modewort. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Nr. 79, Wien: Verein für Volkskunde, 1976.

Hamzelou, Jessica: Manhattan memory project: How 9/11 changed our brains. In: New Scientist - Online-Ausgabe. London: New Scientist Ltd. 7.9.2011. https://www.newscientist.com/article/dn20873-manhattan-memory-project-how-911-changed-our-brains/

Haumann, Sebastian: Partizipation als Konsens: die ‚68er'-Bewegung und der Paradigmenwechsel in der Stadtplanung. In: Suburban, Band 6, Heft 2/3. Erlangen: Suburban e.V., 2018.

Hofer, Johannes: Medical dissertation on nostalgia (oder Heimwehe). (Anspach, C. K. Übers.). In: Bulletin of the History of Medicine, 2. Baltimore, ML: Johns Hopkins University Press, 1688/1934.

Hohensinner, Severin et al.: Changes in water and land: the reconstructed Viennese riverscape from 1500 to the present. In: Official Journal of the Int. Water History Ass.. Vol 5, Nr. 2. Cham: Springer, Juli 2013.

Hirst, William et al.: Long-term memory for the terrorist attack of September 11: Flashbulb memories, event memories, and the factors that influence their retention. Washington, DC: American Psychological Association, 2010. https://www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles/PMC2925254/

König, Josef (Hg.): Bezirksmuseum Leopoldstadt. In: Wiener Geschichtsblätter, Beiheft 4 / 2007. Wien: Verein für Geschichte der Stadt Wien, 2007.

Kretschmer, Helmut; Tschulk, Herbert: Brände und Naturkatastrophen in Wien, in: Wiener Geschichtsblätter, Beiheft 1/1995. Wien: Verein für Geschichte der Stadt Wien, 1995.
Kuper, Adam: Fraternity and endogamy. The House of Rothschild. In: Social Anthropology 2001; 9, 3. Oxford: Wiley-Blackwell, 2001.

Landry, Charles: Old buildings and innovation. In: Heritage Lottery Fund: New ideas need old buildings. London: Heritage Lottery Fund, April 2013.

Nierhaus, Andreas: Vor-Bild Frankreich. Die Paläste der Familie Rothschild im Wiener Belvedere-Viertel. In: Österreichisches Bundesdenkmalamt (Hg.): Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 62. Horn/Wien: Berger, 2008.

Pallasmaa, Juhani: Hapticity and Time - Notes on fragile architecture. In: The Architectural Review. London: EMAP Publishing Limited, Mai 2000.

Pirhofer, Gottfried: Andeutungen zur Stadtplanung der Gründerzeit. In: Falter Stadtplanung - Eine kritische Handreichung. Nr. 20a/15 Wien: Falter Verlag, 2015.

Pritchett, Wendell E.: Which Urban Crisis? Regionalism, Race and Urban Policy, 1960-1974. In: Journal of Urban History Vol. 34, Nr. 2 London: Sage Publishing, Jan. 2008.

Prokop, Ursula: Das Palais Albert de Rothschild in Wien – eine Auslöschung. In: David. Jüdische Kulturzeitschrift. Ebenfurth: Ausgabe 116; 4/2018.

Rousso, Henry: Das Dilemma eines europäischen Gedächtnisses. In: Zeithistorische Forschungen / Studies in Contemporary History 1. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2004.

Schuller, Marianne: Darstellung des Ungedachten. Zum konstellativen Verfahren in Aby Warburgs Mnemosyne-Atlas. In: Modern Language Notes. Vol. 126, Nr. 3 (Deutsche Augabe). Baltimore, ML: The Johns Hopkins University Press, April 2011.

von Schwanenflügel, Larissa; Walther, Andreas: Partizipation und Teilhabe. In: Kulturelle Bildung online: Wissenstransfer für Kulturelle Bildung. https://www.kubi-online.de/artikel/partizipation-teilhabe Wolfenbüttel: 2012.

Thiel, Viktor: Geschichte der älteren Donauregulierungsarbeiten bei Wien. I. Von den ältesten Nachrichten bis zum Beginne des XVIII. Jahrhunderts. In: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, Jg. 1903.

Wiener Festwochen (Hg.): Wiener Festwochen Programmheft. 27. Mai-25. Juni 1972.
Woolley, Helen; Johns, Ralph: Skateboarding: The City as a Playground. In: Journal of Urban Design. London: Taylor & Francis, Juni 2001.

Zöllner, Frank: Eilig Reisende‘ im Gebiete der Bildvergleichung: Aby Warburgs Bilderatlas ‚Mnemosyne‘ und die Tradition der Atlanten. In: Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft, 37. Bd. Marburg: Verlag des Kunstgeschichtlichen Seminars der Philipps-Universität, 2010.

Zeitungen / Zeitschriften:

Bauer, Gernot: Rothschild-Nachfahre klagt Stadt Wien. In Profil - Online-Ausgabe. 24.1.2020. https://www.profil.at/oesterreich/rothschild-nachfahre-stadt-wien-11319531

Baudelaire, Charles: Le Peintre de la vie moderne. In: Le Figaro. 3.12.1 1863.

Bezirkszeitung für den 2. Bezirk aus Leopoldstadt - Online-Ausgabe: Wasserturm soll neu genutzt werden. 29.9.2010. https://www.meinbezirk.at/leopoldstadt/c-lokales/wasserturm-soll-neu-genutzt-werden_a24253

Brüggemann, Annette: Essays über Ästhetik im digitalen Zeitalter. In: Deutschlandfunk - Online-Ausgabe. 21.12.2015. https://www.deutschlandfunk.de/byung-chul-han-die-errettung-des-schoenen-essays-ueber.700.de.html?dram:article_id=340501

Bürgerinitiative „Pro Wilhelminenberg 2030“: 10 Forderungen an die Wiener Stadtregierung für echte Bürgerbeteiligung statt Pseudo-Partizipation. In: APA OTS - Online-Ausgabe. 10.10.2019 APA OTS, 10.10.2019 https://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20191010_OTS0010/10-forderungen-an-die-wiener-stadtregierung-fuer-echte-buergerbeteiligung-statt-pseudo-partizipation

C. W.: Einfach sprengen! Stadtleben, Falter 35/05 - Online-Ausgabe. 31.08.2005. https://www.falter.at/zeitung/20050831/einfach-sprengen/1852360060

Coudenhove-Kalergi, Barbara: Hände weg vom Heldenplatz!. Kolumneneintrag. In: Der Standard - Online-Ausgabe. 8.1.2020. https://www.derstandard.at/story/2000113063108/haende-weg-vom-heldenplatz

Der Informationsdienst des Instituts der deutschen Wirtschaft - Website: Datenmenge explodiert. 7.6.2019. https://www.iwd.de/artikel/datenmenge-explodiert-431851/

Der Standard - Online-Ausgabe: Althangrund: Architektenwettbewerb wird zum Streitfall. 13.2.2918. https://www.derstandard.at/story/2000074197914/althangrund-architektenwettbewerb-wird-zum-streitfall

Der Zwischenakt, Theaterzeitung. 28.12.1860.

Die Presse - Online-Ausgabe: Der Gletscher vor Wien. 31.1.2009. https://www.diepresse.com/448567/der-gletscher-vor-wien

Die Presse - Online-Ausgabe: Nordbahnhof-Areal: Bedrohte Kröte verhindert Baustart. 26.1.2016 https://www.diepresse.com/4911852/nordbahnhof-areal-bedrohte-krote-verhindert-baustart

Die Presse - Online-Ausgabe: März 1938: Baron Rothschild – ausgeplündert. 23.03.2013. https://www.diepresse.com/1379558/marz-1938-baron-rothschild-ausgeplundert

Gasser, Florian: Rothschild-Dynastie: Reicher als der Kaiser. In: Die Zeit Online. 26.11.2018. https://www.zeit.de/2018/48/rothschild-dynastie-wien-buchveroeffentlichung-roman-sandgruber

Kautzky, Mathias: Großbrand der Nordbahnhalle war gelegt. In: Bezirkszeitung Leopoldstadt - Online-Ausgabe. 22.1.2020. https://www.meinbezirk.at/leopoldstadt/c-lokales/grossbrand-der-nordbahnhalle-war-gelegt_a3882423

Kleine Zeitung - Online-Ausgabe: Vassilakou verteidigt Projekt vor Abstimmung. 1.7.2017. https://www.kleinezeitung.at/politik/innenpolitik/5227558/Heumarkt_Vassilakou-verteidigt-Projekt-vor-Abstimmung

Kühn, Christian: Wiens Nordbahnhof: Das Wilde pflegen. In: Die Presse: Online-Ausgabe, 28.07.2017 https://www.diepresse.com/5260237/wiens-nordbahnhof-das-wilde-pflegen
Lorenz, Laurin: Natur oder Kultur am Wiener Nordbahnhof? In. der Standard - Online-Ausgabe. 20.9.2019. https://www.derstandard.at/story/2000108840505/natur-oder-kultur-am-wiener-nordbahnhof

Luger, Michael: Wohnen im Abrisshaus: Eine Mieterin erzählt. In: Der Standard. Online-Ausgabe. 1.7.2018 https://www.derstandard.at/story/2000083376132/wohnen-im-abrisshaus-eine-mieterin-erzaehlt

Minkin, Christa: Skatepark am Wiener Nordbahnhof abgerissen. In: Der Standard - Online-Ausgabe. 21.9.2017. https://www.derstandard.at/story/2000064369718/wien-skatepark-am-nordbahnhof-abgerissen

ORF Nachrichten - Online-Ausgabe: Brand in Nordbahnhalle vermutlich gelegt. 22.1.2010. https://wien.orf.at/stories/3031072/

ORF Nachrichten - Online-Ausgabe: Nordbahnhof: Krötenproblem gelöst. 24.4.2018. https://wien.orf.at/v2/news/stories/2907945/

Palzer, Thomas: Patina – die Zukunft der Endlichkeit. In: Deutschlandfunk - Online-Ausgabe. 5.6.2017 https://www.deutschlandfunk.de/konsumgesellschaft-patina-die-zukunft-der-endlichkeit.1184.de.html?dram:article_id=385374

Presse-Service der Stadt Wien - Online-Ausgabe: Rudolf-Bednar-Park: Jury hat über Gestaltung entschieden. 12.5.2006. https://www.wien.gv.at/presse/2006/05/12/rudolf-bednar-park-jury-hat-ueber-gestaltung-entschieden

Presse-Service der Stadt Wien - Online-Ausgabe: Sima/Kubik eröffnen Rudolf-Bednar-Park. 17.09.2008. https://www.wien.gv.at/presse/2008/09/17/sima-kubik-eroeffnen-rudolf-bednar-park

Rachbauer, Stefanie; Breineder, Christa: Total-Abriss gestoppt: 100.000 Euro für Wiener Nordbahnhalle. In: Kurier - Online-Ausgabe. 11.9.2019. https://kurier.at/chronik/wien/total-abriss-gestoppt-100000-euro-fuer-wiener-nordbahnhalle/400601879

Rauth, Elke; Laimer, Christoph: Die Nordbahnhalle auf dem Weg zum Stadtteilzentrum. In: dérive N° 77, 10-12/ 2019 - Online-Ausgabe. https://derive.at/texte/nordbahnhalle-stadtteilzentrum/

Rigele, Georg: Abbruch einer historischen Beziehung. In: Der Standard - Online-Ausgabe. 31.5.2002. https://www.derstandard.at/story/968346/abbruch-einer-historischen-beziehung

Rachbauer, Stefanie: Wiener Althangrund: Was anstelle des Terrassenhauses kommt. In: Kurier. Online-Ausgabe. 10.12.2019. https://kurier.at/chronik/wien/wiener-althangrund-was-anstelle-des-terrassenhauses-kommt/400698893

Tiefenthaler, David: Wiener Nordbahnhof: „Gstätten"-Paradies vor Abriss. Video-Interview am Skatepark. In: Der Standard - Online-Ausgabe. 14.3.2016. https://www.derstandard.at/story/2000032834865/wiener-nordbahnhof-gstaettn-paradies-vor-abriss

Wiener Arbeiterzeitung. 24.11.1904.

Wiener Zeitung - Online-Ausgabe: Der lange Schatten des heißen Sommers 1976. 7.8.2016. https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/chronik/wien/833350-Der-lange-Schatten-des-heissen-Sommers-1976.html

Wiener Zeitung - Online-Ausgabe: Heumarkt-Hochhaus kommt doch nicht. 20.12.2019. https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/politik/wien/2043421-Heumarkt-Hochhaus-kommt-doch-nicht.html

Wiener Zeitung - Online-Ausgabe: Nordbahnhalle wird abgerissen. 9.12.2019. https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/politik/wien/2041662-Nordbahnhalle-wird-abgerissen.html

Wiener Zeitung - Online-Ausgabe: Nordbahnhalle: Zwischennutzung, die bleiben will. 27.6.2019. https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/politik/wien/2015923-Zwischennutzung-die-bleiben-will.html

Winterer, Matthias: Wie die Stadt Wien ihre Bürger mit Liebe erdrückt. In: Wiener Zeitung - Online-Ausgabe. 6.10.2019. https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/politik/wien/2032313-Wie-die-Stadt-Wien-ihre-Buerger-mit-Liebe-erdrueckt.html

Zoidl, Franziska: Gasthaus Sperl: Abriss gestoppt, Stadt kündigt Strafanzeige gegen Eigentümer an. In: Der Standard. Online-Ausgabe. 14.1.2019. https://www.derstandard.at/story/2000096163750/abbruch-eines-wiener-gruenderzeithauses-wurde-erneut-gestoppt

Film / Video:

Becker, Wolfgang: Good Bye, Lenin! Deutschland: 2003.

Schmidt, Eric: Techonomy conference in Lake Tahoe, CA. 4.8.2010. https://www.youtube.com/watch?v=UAcCIsrAq70

Websites:

Die ALM. Website der ALM d.i.y. Initiative. http://almdiy.at/#19

Archivalia – Weblog: Wolf, Thomas: Archive und Kunst: Konzept des Archivs als Liebesbrief an das Ephemere. 6.11.2008. https://archivalia.hypotheses.org/23777

AzW Wien - Website: Care + Repair. https://www.azw.at/de/artikel/presse/care-repair/

Bezirksvorstehung Brigittenau - Website: Vorgeschichte zur Donauregulierung. https://www.wien.gv.at/bezirke/brigittenau/geschichte-kultur/geschichte/donauregulierung1.html

Brigittenauer Gymnasium - Website: Riederer, Julia: Nordbahnhof Erinnern - 8E. 5.7.2019 https://www.brigittenauer-gymnasium.at/post/nordbahnhof-erinnern-8e

design.build - Website: „Projekte“ und „Über Uns“. http://www.design-build.at/

Kabakov, Ilia & Emilia - Website der Künstler_innen: The big Archive. http://www.kabakov.net/installations/2019/9/14/the-big-archive

IG Nordbahnhalle - Website: design.built-Studio. https://www.nordbahnhalle.org/design-build_1/

Lebenswerter Nordbahnhof – Website: Besuch im Wasserturm. https://nordbahnhof.wordpress.com/tag/wasserturm/

Memento Wien - Plattform des DÖW - Webpage. https://www.memento.wien/person/200293/

Nordbahnhalle-Website: Die Halle. https://www.nordbahnhalle.org/die-halle/

Österreichisches Bundesdenkmalamt – Website: FAQ. https://bda.gv.at/service/haeufige-fragen/#kann-ich-beantragen-dass-etwas-unter-denkmalschutz-gestellt-wird

Rechtsinformationssystems des Bundes (RIS) – Website: Denkmalschutzgesetz. https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10009184

Rechtsinformationssystems des Bundes (RIS) – Website: Versammlungsgesetz. https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10000249

Stadt Wien Website: Rudolf-Bednar-Park. https://www.wien.gv.at/umwelt/parks/anlagen/rudolf-bednar-park.html

Stadtwildnis Wien - Website: Stadtwildnis Nordbahnhof - ein Projekt für die Umweltmusterstadt Wien. http://www.stadtwildnis.wien/

Statista - Website: Global digital population as of October 2019. 20.11.2019. https://www.statista.com/statistics/617136/digital-population-worldwide/

WUK-Website: Mantler, Anton: Von der Arena zum WUK 25 Jahre Wiener Geschichte der Kulturalternativen. Vortrag (gekürzte Fassung). https://www.wuk.at/

Zentrum für Kunst und Medien - Website: Aby Warburg - Biographie. https://zkm.de/de/aby-warburg-biographie

Alle Internet-Links abgerufen am 18.4.2020